This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

VM DORCKE
Kriegerleben
1806-1815

STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES

Kriegerleben

des

Johann von Boncke,

weiland Kgl. preuß. Oberſtlieutenants.

1806—1815.

Nach deſſen Aufzeichnungen bearbeitet

von

v. Leszczynski,

Major à la suite des 1. Weſtpreußiſchen Grenadier-Regiments Nr. 6
und vom Nebenetat des großen Generalſtabes.

Berlin 1888.

Ernſt Siegfried Mittler und Sohn

Königliche Hofbuchhandlung

Kochſtraße 68—70.

DD205
B7A3

Mit Vorbehalt des Ueberſetzungsrechts.

Vorwort.

Durch das dankenswerthe Entgegenkommen des Herrn Rittmeisters v. Borcke auf Giesenbrügge erhielt ich die handschriftlichen Aufzeichnungen seines Namensvetters, des verstorbenen Oberstlieutenants Johann v. Borcke, mit der Genehmigung, dieselben zu bearbeiten und zu veröffentlichen. Sie bilden die Grundlage dieses Buches. Ueber Abstammung und Lebensgang des Verfassers habe ich leider nichts weiter in Erfahrung zu bringen vermocht als dasjenige, was die Aufzeichnungen selbst und die in der Rangliste des Regiments Alt v. Larisch (Anlage 1) befindlichen Personalien ergeben.

Für die Beantwortung der Frage, wann die vier Quartbände mit über eintausend Seiten umfassenden Erinnerungen entstanden sind, bietet der Inhalt derselben keinen bestimmten Anhalt. Nach der Frische der Darstellung zu urtheilen, ist derjenige Theil, welcher die Jahre 1805 bis einschließlich 1812 behandelt, bald nach den betreffenden Erlebnissen niedergeschrieben. Außerdem spricht der Verfasser in der Einleitung zum Feldzuge von 1812 von „jüngst erlebten Ereignissen". Sehr viel später dürfte er sich mit der Bearbeitung der Zeit von 1813 bis 1815 beschäftigt haben, welche die Ursprünglichkeit und Gedächtnißtreue der vorhergehenden Abschnitte stellenweise vermissen läßt.

Welche Absichten den Verfasser bei Aufzeichnung seiner Erinnerungen geleitet haben, ergiebt sich aus einem dem letzten Abschnitte (der Zeit von 1813 bis 1815) vorausgeschickten kurzen Vorwort, in welchem er sagt:

„Außer dem Selbstgenuß, den mir die Bearbeitung meiner Lebensgeschichte gab, verband ich den Zweck damit, daß, da ich Kinder habe und, so es der Himmel will, zwei Söhne zu hinterlassen gedenke, diese daraus sehen sollen, was an mir und meinem Leben und seinen Erfahrungen war."

In welchem Sinne seine Söhne die Erinnerungen auffassen sollten, deutet das gewählte Motto an:

„Nicht wer viel erlebt, sondern wer über das Erlebte denkt und urtheilt, gewinnt Erfahrung."

Johann v. Borcke hat viel erlebt, gut beobachtet und Erfahrungen gesammelt, aber er befand sich in untergeordneten Stellungen. Deshalb bringen seine Erinnerungen keine Aufschlüsse über große Fragen der Kriegsgeschichte und Politik seiner Zeit. Er schildert jedoch lebendig eine Fülle ewig denkwürdiger Ereignisse und giebt einen anschaulichen Beitrag zur Kulturgeschichte der Kriegszeit 1805 bis 1815. Auch er gehörte zu der großen Zahl derjenigen Männer, welche durch den jähen Zusammenbruch des preußischen Staates aus gesicherten Lebensbedingungen in völlige Ungewißheit ihres Schicksals, in Noth und schwere Sorge versetzt und gezwungen wurden, ihr Vaterland zu verlassen, um in die Dienste eines ihnen aufgezwungenen neuen Landesherrn, der ein Verbündeter des französischen Unterdrückers war, zu treten. Die schlichte Erzählung seiner wechselvollen Erlebnisse fordert auch heute noch zum Nachdenken auf in einer Zeit, die so voll frischer, großartiger Erinnerungen, so verheißungsvoll für die Zukunft ist, in einer Zeit, in welcher

unser Vaterland als ein Bau emporragt, stolz und hehr, wie ihn die alten Sieger von Leipzig und Belle Alliance nicht einmal zu träumen gewagt haben.

Die Litteratur der Denkwürdigkeiten aus der Kriegszeit zu Anfang unseres Jahrhunderts ist, wenn sie auch in den letzten zwanzig Jahren kaum noch eine wesentliche Bereicherung erfahren hat, sehr umfangreich. Dennoch glaubte ich, nachdem ich die Aufzeichnungen gelesen und ihren eigenthümlichen Werth erkannt hatte, deren Bearbeitung und Herausgabe unternehmen zu sollen, zumal von den persönlichen Erlebnissen der jüngeren preußischen Offiziere von 1806 und derjenigen der Armee des Königreichs Westfalen nur wenig und das Wenige meist bruchstückweise veröffentlicht worden ist.

Der Bearbeitung lag es ob, stark zu sichten, zu kürzen und stilistisch nachzuhelfen; den Eigenartigkeiten der Auffassung und des Ausdrucks ist indessen streng Rechnung getragen.

Die Anmerkungen, welche wegen ihrer theilweise größeren Länge an den Schluß des Buches verwiesen wurden, sind in der Absicht beigefügt, durch sie an solchen Stellen, die dafür geeignet schienen, ergänzend einzutreten und dort zu berichtigen, wo es sich um Gedächtnißfehler, Ungenauigkeiten und einseitige Auffassung kriegsgeschichtlicher Einzelheiten handelt.

v. Leszczynski.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

I. Die Jahre 1805, 1806 und 1807 im preußischen Dienst 1

Ausmarsch aus Berlin 1805. S. 1. — Vorgesetzte. S. 4. — Hannover 1805. S. 10. — Ins Feld 1806. S. 14. — Jena. S. 25. — Auf der Flucht. S. 36. — Magdeburg. S. 44. — Beim Blücherschen Korps. S. 49. — Krank und gefangen. S. 57. — In Berlin. S. 60. — In Halle. S. 63. — Nach Hamburg. S. 68. — Seereise nach Danzig. S. 77. — Wieder im Dienst. S. 82. — Beim 3. Ostpreußischen Reserve-Bataillon. S. 84. — Ueber den Niemen. S. 91. — Marsch an die russische Grenze. S. 96. — Auf halbes Gehalt gesetzt. S. 99. — Reise in die Heimath nach Halle. S. 102. — Reise nach Kassel. S. 106. — Anstellung im westfälischen Dienst. S. 111.

II. Die ersten Jahre im westfälischen Dienst. 1808 bis 1812 113

Das erste leichte Bataillon. S. 114. — Leben in Kassel 1808. S. 117. — König Jerome. S. 118. — Der Dienst in der westfälischen Armee. S. 119. — Marsch nach Frankreich 1809. S. 124. — Versetzung zum 6. Linien-Regiment als Kapitän. S. 129. — Neue Enttäuschung. S. 130. — Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig. S. 137. — Gefecht bei Oelper. S. 140. — Verfolgung des Herzogs von Braunschweig. S. 146. — In Bremen. S. 150. — In Hamburg. S. 155. — In Osnabrück und Bielefeld 1810. S. 158. — In Rothenburg an der Fulda 1811. S. 159. — Versetzung in die Adjutantur als Kapitän, Februar 1812. S. 160. — General v. Ochs. S. 161.

Seite

III. Der Krieg gegen Rußland 1812 163

Das VIII. Armeekorps. S. 164. — Stab des Generals v. Ochs. S. 165. — In Warschau. S. 167. — Napoleons Erlaß. S. 170. — Orscha. S. 174. — Vormarsch gegen Smolensk. S. 177. — Zu spät zur Schlacht. S. 179. — Gefecht bei Valutina. S. 181. — Schlacht bei Borodino. S. 187. — Moschaisk. S. 190. — Beginn des Rückzuges. S. 196. — Smolensk. S. 199. — Krasnyi. S. 201. — Orscha. S 204. — Borisow. S. 208. — Ueber die Beresina. S. 215. — Wilna. S. 226. — Kowno. S. 233. — Schirwind. S. 236. — Thorn. S. 239. — Kroffen. S. 241. — Wieder in Kassel. S. 244.

IV. Der Feldzug 1813 245

Adjutant des Generals Danloup-Verdun. S. 246. — Bei der Division Hammerstein. S. 250. — Nach Kassel zurück. S. 252. — In Dresden. S. 257. — Im Gefolge Napoleons. S. 259. — Schlacht bei Dresden. S. 262. — Stand der westfälischen Armee 1813. S. 265. — Czernitschef vor Kassel. S. 268. — Die letzten Tage des Königreichs Westfalen. S. 276. — König Jerome in Cöln. S. 279. — Frei! S. 282. — Reise nach Kassel. S. 284. — Einzug des Kurfürsten von Hessen in Kassel. S. 286. — Aufnahme in den preußischen Dienst. S. 290.

V. Das Jahr 1814 293

Errichtung des 1. Elb-Landwehr-Infanterie-Regiments. S. 294. — Blockade von Magdeburg. S. 298.

VI. Der Feldzug 1815 301

. Marsch nach der Provinz Sachsen und ins Feld. S. 302. — Meuterei der Sachsen. S. 304. — Schlacht bei Ligny. S. 306. — Schlacht bei La Belle Alliance. S. 315. — Gefecht bei Namur. S. 320. — Vor Rocroy. S. 324. — Vor Givet. S. 327. — Friede und Rückmarsch. S. 337. — Heimkehr. S. 328.

Anlagen:

1. Das Infanterie-Regiment Alt v. Larisch (Nr. 26) nebst Rang-Liste vom 14. Oktober 1806 342
2. Etat eines preußischen Infanterie-Regiments 1806 und Train desselben 367
3. Den Marsch des Rüchelschen Korps zur Schlacht bei Jena betreffend 369

Seite

4. Auszug aus der Instruktion des Generals v. Rüchel d. d. Mühlhausen, den 1. Oktober 1806 369
5. Ordre de bataille des Rüchelschen Korps am 14. Oktober 1806 370
6. Briefwechsel zwischen dem Fürsten v. Hohenlohe und dem General v. Rüchel am 14. Oktober 1806 371
7. Westfälische Truppenformationen 371
8. Zum Gefecht bei Oelper am 1. August 1809 372
9. Zum Gefecht bei Valutina am 12. August 1812 375
10. Lieutenant v. Borcke vom Pommerschen Husaren-Regiment 376
11. Den Rücktransport des bei Borodino verwundeten Sohnes des Generals v. Ochs betreffend 377
12. Zum Gefecht bei Krasnyi am 17. November 1812 . . . 378
13. Zur Beurtheilung des Marschalls Ney durch Borcke . . . 379
14. Zur Einnahme von Kassel durch Czernitschef 379
15. Formation des 1. Elb-Landwehr-Infanterie-Regiments . . 384
16. Rang-Liste des 1. Elb-Landwehr-Infanterie-Regiments pro Monat Mai 1815 386
17. Zur Schlacht bei Belle Alliance. 392

Auf Seite 113 zweite Zeile von oben ist statt 1805 zu lesen: 1808.

I.

Die Jahre 1805, 1806 und 1807 im preußischen Dienst.

Während des Krieges zwischen Frankreich und Oesterreich wurde ein Theil der preußischen Armee, wie bekannt, Mitte 1805 auf den Kriegsfuß gesetzt. Auch mein Regiment, Alt v. Larisch Nr. 26[1])*) traf, nebst den Regimentern Prinz von Oranien (Nr. 19) und v. Winning (Nr. 23) der Berliner Garnison, diese Bestimmung. Nach langem Zögern setzten wir uns am 19. Oktober 1805 von Berlin in Marsch. Ich verließ, für den erwarteten Feldzug wohl ausgerüstet, als Adjutant des 2. Bataillons mit um so freudigerem Herzen Berlin, als ich zu denen gehörte, die den Krieg, ohne ihn zu kennen, wünschten. Unser erster Marsch führte uns bis Potsdam, woselbst der König die drei Regimenter besichtigte, darauf den versammelten Offizieren eine kurze Anrede hielt, in der er unter Anderem zu dem vielleicht bevorstehenden Kriege Glück wünschte und uns dann zur Tafel im Neuen Palais befahl, während er den Soldaten jedes Regiments 300 Thaler schenkte. Von Potsdam marschirte das Regiment Alt-Larisch allein über Brandenburg und Magdeburg ins Hildesheimsche, wo wir, und

*) Die fortlaufenden Ziffern im Text verweisen auf dieselbe Ziffer der Anlage.

zwar der Stab in Bockenem, die einzelnen Kompagnien auf Dörfern in der Nähe dieses Städtchens, bis auf Weiteres Kantonnirungsquartiere bezogen. Schon auf diesen ersten Märschen wurde meine freudige Stimmung und mein Verlangen nach Krieg durch manche Beobachtung herabgestimmt. Der innere Zustand unserer Truppen erschien mir mangelhaft, die herrschende Schwerfälligkeit und Peinlichkeit wenig Heil versprechend. Mehreren meiner Freunde und denkenden jungen Kameraden drängten sich dieselben Bemerkungen auf. Sie waren der Gegenstand unserer Unterhaltungen, erfüllten uns schon damals mit Besorgnissen für die Zukunft und verursachten mir in meiner Stellung als Adjutant manchen Aerger und Verdruß.

Unser Marsch glich in seiner Schwerfälligkeit und Langsamkeit in der That mehr dem Zuge einer orientalischen Karawane als der Bewegung einer zum Kriege bestimmten Truppe. Der ungeheuere Troß[2]) von Wagen, Packpferden und Bagage erschwerte den Marsch bei der ungünstigen Witterung und den schlechten Wegen gewaltig und gab Veranlassung zu unnützen Mühseligkeiten und Plackereien; es bedurfte nur des Liegenbleibens eines Wagens oder einer Kanone, was wegen der schlechten Bespannung und mangelhaften Ausrüstung häufig genug vorkam, um Stockung und stundenlangen Aufenthalt in die ganze Maschine zu bringen. Das Regiment klebte wegen der kleinlichen Pedanterie der höheren Vorgesetzten sozusagen an der Bagage und mußte nach dieser seinen schneckenartigen Marsch einrichten. Obgleich ein Tagemarsch selten über sechs Stunden Weges betrug und man sich vor Anbruch des Tages in Bewegung setzte, erreichten die Truppen doch erst spät Nachmittags gänzlich ermüdet die Quartiere. Ein großer Theil des Tages ging auf den Sammelplätzen des Regiments hin, denn wenn auch Bataillone und Kompagnien nach ihren Quartieren viel näher gehen konnten, so hätte man das um keinen Preis ge-

stattet. Alles mußte sich vielmehr jeden Morgen auf dem Sammelplatz des Ganzen einfinden. Hier besichtigten die höheren Befehlshaber erst den Anzug und dessen Sauberkeit, es wurden Strafen vollzogen, die Parole ausgegeben, bogenlange Befehle diktirt und mit müßigen Dingen die Zeit verbracht, so daß ein paar Stunden verflossen waren, bevor das Regiment sich mit der gehörigen Weitschweifigkeit und allen Formen wieder in Bewegung setzte. Während des Marsches selbst wurde dann die Truppe durch beständiges Halten und Stocken ermüdet, theils um ein unbedeutendes Hinderniß im Terrain zu durchschreiten, theils um eine steckengebliebene Kanone oder einen zerbrochenen Wagen an sich zu ziehen, man quälte sie auch damit, daß keine Stadt, kein erbärmliches Nest durchschritten wurde, ohne vorher, selbst beim übelsten Wetter, Halt zu machen, um sie sich in Paradeanzug setzen zu lassen. War man endlich müde und matt ins Quartier gelangt, dann gab es hundert Obliegenheiten und Pflichten zu erfüllen, so daß Offiziere und Unteroffiziere nie vor spät Abends an Ruhe und Erholung denken konnten.

So vergeudete man die Kräfte der Truppe unnützerweise und machte Offiziere und Soldaten mißmuthig. Ja, die Kurzsichtigkeit und Kleinigkeitskrämerei der Befehlshaber trieb dies Alles bis zum Aeußersten, ohne zu ahnen, daß das, was man Disziplin und Ordnung nannte, auch auf andere den Geist und Willen nicht tödtende Art gehandhabt werden könnte.

Die Folgen dieser Plackereien und der oft bis zur Grausamkeit getriebenen Strenge der höheren Vorgesetzten gegen den gemeinen Mann zeigten sich bald, denn die Desertion der Ausländer, unter denen freilich genug Vagabunden sich befanden, riß im Regiment so stark ein, daß nach Ankunft im Hildesheimschen 40 Mann fehlten. Nach Verlauf von sechs Monaten, als wir ins Hannoversche eingerückt waren, betrug die Zahl der Deserteure, die sich täglich vermehrte, schon über 200, so

daß Ersatzmannschaften nachgeschickt werden mußten. Dies Verhältniß fand so ziemlich bei allen Regimentern der mobilen Armee statt, bei einigen war die Zahl noch viel größer.

Die Persönlichkeiten meiner damaligen Regimentschefs, des Generallieutenants v. Larisch und des Regimentskommandeurs, Obersten v. Walther „et Cronegk“ (wie er sich sonderbarer Weise schrieb), waren so eigenartig, daß man heutzutage schwerlich noch ähnliche Charaktere finden dürfte. Noch in meinen spätesten Jahren werden mir diese beiden Männer lebhaft vor Augen stehen; wäre ich Maler, so würde meine Einbildungskraft ihre Züge auf das Treueste darzustellen vermögen; ich muß daher Einiges über sie sagen. Sie waren aus der alten Schule Friedrichs des Großen hervorgegangen, ohne wissenschaftliche und gesellschaftliche Bildung, rauh und, besonders der General, grob bis zum Aeußersten, aber im wahren Sinne des Wortes ritterliche Ehrenmänner: der Degen und der Dienst ihr Gott. Ohne Schonung rücksichtslos und derb, waren sie doch gerecht gegen ihre Untergebenen und es war eine äußerst schwierige Aufgabe, mit ihnen fertig zu werden und ihre Zufriedenheit zu erlangen. Nur die allerstrengste Aufmerksamkeit auf ihre Befehle und Winke, die angespannteste Dienstthätigkeit konnte dahin führen. Wer diese Eigenschaften besaß, keinen Augenblick nachließ und sich ihren Eigenheiten und Schwächen zu fügen wußte, dem ward hingegen ihr Wohlwollen und uneingeschränktes Vertrauen zu Theil, ja er beherrschte sie, ohne daß sie selbst es ahnten. Wehe dem aber, der sich die geringste Anstößigkeit im Dienst und Verletzung ihrer Befehle zu Schulden kommen ließ — er ward ohne Ansehen der Person mit Flüchen und Donnerwettern überschüttet und hatte lange zu thun, es wieder gut zu machen. Wenn der General in seiner Heftigkeit oftmals alles Maß überschritt und sich in Hitze und Diensteifer nicht kannte, wenn mancher Offizier und die Soldaten schon zitterten, sobald er sie nur ansah, so wußte der Oberst sich

zwar mehr zu beherrschen, allein dafür war er im höchsten Grade peinlich. Sein Diensteifer war so, daß ich einen größeren nie kennen gelernt habe. Bei Allem, was er that, hatte er den König und seine Pflicht vor Augen, denen er sich und Alles blindlings opferte. Das hatte er damals schon bewiesen und hat es auch später, unter meinen Augen, bethätigt; er war brav wie sein Degen. Die strenge und sozusagen heilige Ansicht, die er vom Dienst und den Pflichten gegen den König hatte, war in der That merkwürdig und hatte ihn dahin geführt, bei Allem, was er befahl, sich der Redensart zu bedienen: „Ich will es, ich befehle es, auf Ehre und Pflicht, im Namen des Königs!" Dies waren nun zwar Worte der Gewohnheit, die jeder Soldat kannte, tausendmal gehört hatte und sie nachsprach, allein der Mann meinte es so.

So hetzten und peinigten denn der General und der Oberst das Regiment „im Namen des Königs"; der Eine durch seine übernatürliche Grobheit und Strenge, der Andere durch seinen überspannten Diensteifer und die daraus entstehende Pedanterie. Uebrigens waren Beide Leute, die einen vortrefflichen Ruf in der Armee und ein gewisses Ansehen beim Könige hatten. Dem General ging dieser Ruf voran, als er zum Chef des Regiments ernannt wurde, mit dem Zusatz allerdings, er sei entsetzlich grob. Eins der damaligen Soldatenlieder, welches der Melodie eines beliebten Regimentsmarsches angepaßt war und das alle Straßenjungen in Berlin kannten, fing mit den Worten an:

„Ei du verdammter Larisch,
Du bist ja so barbarisch,
Und quälst uns Tag und Nacht" u. s. w.

Der Oberst hatte für Auszeichnung im polnischen Insurrektionskriege vom vorigen König außer dem Verdienst-Orden eine Dotation in Südpreußen erhalten. Mir gelang

es übrigens, wenn auch anfangs nicht ohne Furcht und Zagen, mit beiden Herren gut fertig zu werden und mir ihr Wohlwollen bis zum Ende zu erhalten.

Nachdem wir drei Wochen bei Bockenem gestanden hatten, marschirten wir über Goslar und Göttingen nach Dransfeld und bezogen in diesem Orte und dessen Umgegend abermals Stillstandsquartiere. Meine Bestimmung führte mich mit dem Stabe des 2. Bataillons, bei welchem ich stand, und das ein Major v. Pannwitz kommandirte, nach dem kleinen Dörfchen Mühlenhausen. Die Aussicht, hier längere Zeit zu verweilen, war nicht ansprechend, denn mein Kommandeur war zwar ein guter aber außer Dienst nicht umgänglicher Mann, und so sah ich mich von allem Umgange mit Freunden und Kameraden, die zerstreut und entfernt in anderen Orten standen, abgeschnitten und allein auf mich angewiesen. Die vorgerückte Jahreszeit und üble Witterung forderten nicht dazu auf, den Fuß aus dem Dorfe zu setzen und Ausflüge in die Umgegend zu machen, was ich sonst gern that. So aller Nahrung für Geist und Herz, aller angenehmen Eindrücke, welche das Leben von außen her giebt, beraubt, fand ich hier die erste Gelegenheit, diese Nahrung in mir selbst zu suchen und es scheint mir, daß ich in dieser Lage die Selbstbeschäftigung und die Freuden der Einsamkeit schätzen lernte, die mich später bei den Stürmen des Lebens, im Unglück und in Widerwärtigkeiten, oft reichlich entschädigten und emporhielten. Spätere Erlebnisse und Erfahrungen bewirkten, daß mich diese Neigungen zeitweise vollständig beherrschten, mich Welt und Menschen entbehren lehrten, so daß ich wähnte, mir selbst genug zu sein. Dadurch drückte sich meinem Wesen und Charakter ein Anstrich von Finsterkeit auf, die, wenn sie auch zeitweise verschwand, immer wiederkehrte, die lachenden Blicke der Jugend, die frohe Gemüthsstimmung verdrängte und endlich in meinen späteren Jahren, wenn auch früh genug, einen gewissen dauernden Ernst zurückließ. Schon nach

einigen Tagen vertauschten wir Mühlenhausen mit dem Dorfe Nieder-Schenden, weil selbst meinem Kommandeur der Aufenthalt zu einförmig geworden war und die Lage des neuen Quartiers an der Kasseler Straße einige Annehmlichkeiten darzubieten schien. Doch wir kamen aus dem Regen in die Traufe, das Nest und die Quartiere waren erbärmlich und das Wetter so schlecht, daß es fast unmöglich war, von einem Hause zum andern zu gelangen. Ich würde in Verzweiflung gerathen sein, wenn ich nicht meine Zuflucht zur Selbstbeschäftigung genommen hätte. Nach einigen traurig verlebten Wochen lehrte das Bedürfniß nach menschlichem Umgange uns einen anderen in der Nähe liegenden Ort ausspähen. Es war das Dörfchen Dankelshausen, wo wir, der Major im Hause einer gebildeten Pächterfamilie, und ich beim Prediger, gastfreundliche Aufnahme fanden. Die Herzlichkeit und Biederkeit dieser Menschen, ihr angenehmer Umgang, zu dem einige weibliche Mitglieder der Pächterfamilie (deren Name Merker war) beitrugen, entschädigten mich für die gehabten Entbehrungen. Das gegenseitige Vertrauen veranlaßte zwischen der Familie Merker und mir eine dauernde freundschaftliche Verbindung, die mir in späterer Zeit, als mich Widerwärtigkeiten trafen, ein wahrer Schatz wurde. Sehr ungern schied ich von Dankelshausen und diesen braven Menschen, als unser Armeekorps Mitte Dezember 1805 den Befehl erhielt, Hannover zu verlassen und sich nach Thüringen zu wenden, wo wir Oesterreichs großem Trauerspiel bei Austerlitz in Unthätigkeit zusahen. Unser Marsch ging über Münden, Kassel und Eisenach ins Gothaische und gab mir Gelegenheit, abermals neue und anregende Gegenden und Menschen kennen zu lernen. Unterwegs machte das Regiment während einiger Tage bei Eisenach Halt und ich fand in Städtfeld, auf dem Gute eines Kammerherrn v. Boyneburg, mit einigen meiner liebsten Kameraden ganz vortreffliche Aufnahme, so daß ich im Kreise einer höchst liebenswürdigen

Familie die wenigen Tage aufs Angenehmste verlebte. Könnte der Soldat an dem Orte, wo es ihm gefällt, verweilen, so wäre sein Loos beneidenswerth, doch selten ist dies der Fall, nur zu oft muß er das Schlechte mit dem Guten vertauschen. So ging es mir jetzt. Ich schied bald wieder von Menschen, die mich mit Wohlwollen und Freundlichkeiten überhäuft hatten, um der Bestimmung gemäß in die Gegend von Gotha zu ziehen, wo ich im Dorfe Eschenberge mein Quartier fand. Hier verlebte ich die ersten langen sechs Wochen des Jahres 1806 ziemlich einförmig. Das Hauptquartier des Generals v. Rüchel befand sich in Gotha, eben dort auch das Regiment v. Tschammer, mit dem das unsrige eine Brigade bildete; auch General v. Larisch nahm in Gotha Quartier. Dem Regiment waren außer Eschenberge noch zahlreiche andere Dörfer zwischen Erfurt und Gotha zugewiesen. So sahen sich am Schlusse des Jahres 1805 die Herzoglich sächsischen Länder und das Gebiet von Erfurt mit preußischen Truppen überfüllt, welche unsere damalige unglückliche Politik erst ein Jahr später auf diesem Schauplatz gebrauchen sollte.

Gotha bot zu dieser Zeit als Hauptquartier der Armee und wegen des daselbst herrschenden Lebens viel Reiz und Annehmlichkeit dar. Die Nähe veranlaßte mich, einigemal hinzugehen, um den glänzenden Hof des Herzogs kennen zu lernen, der seine Gäste, ebenso wie jeden fremden Offizier, welcher vorgestellt zu sein wünschte, mit Gastfreiheit und Artigkeit behandelte. Ich wohnte einigen Festen bei, bei denen ich den Glanz und Luxus dieses kleinen Hofes, im Vergleich zu der Einfachheit des unsrigen, nur bewundern und nicht begreifen konnte, wie ein kleines wenn auch gesegnetes Land einen solchen Hofstaat zu erhalten vermochte. Der damalige Herzog Ernst, ganz von dem gewöhnlichen Gepräge der kleinen Fürsten abweichend, die entweder Soldaten oder Jäger sind, war in seinem Aeußeren, das etwas vom petit maître hatte, wie in

seinem Innern und Benehmen ein origineller Mann. Er war Schöngeist, lebte den Wissenschaften und konnte bei Tafel sehr aufgeweckt, witzig und sarkastisch sein. Er hatte vor Kurzem ein poetisches Werk geschrieben und beehrte unsere Generale, darunter auch meinen Chef, mit einem Exemplar desselben. Mein alter ehrlicher General, der in seinem Leben wohl nicht viel, am allerwenigsten aber Poesie, gelesen hatte, wußte zwar das Geschenk als solches zu schätzen, sah das Buch an, erklärte aber dann gegen mich und Andere schlechtweg, daß er kein Wort von dem Zeuge verstände und daß der Herzog wohl was Besseres thun könnte, als so etwas zu machen. Dieser alte Degenknopf würde den Herzog noch einmal so hoch geschätzt haben, wenn er ihm durch das Geschenk nicht gezeigt haben würde, daß er den General zu der Klasse der „Pharisäer und Schriftgelehrten" rechnete, wie der alte Larisch Leute, und darunter auch einige seiner Offiziere, nannte, welche sich mit den Wissenschaften beschäftigten.

Infolge des zwischen Oesterreich und Frankreich geschlossenen Friedens kehrte im Februar 1806 der größte Theil unserer in Thüringen und Sachsen versammelten kriegslustigen Armee in die Garnisonen zurück. Nur ein Korps von 30 000 Mann unter Befehl des Generals der Kavallerie Grafen Schulenburg-Kahnert marschirte zum zweiten Male zur Besitznahme von Hannover ab. Mein Regiment war dabei und erhielt seine Bestimmung nach der Hauptstadt. Ende Februar verließen wir die Gegend von Gotha und marschirten über Langensalza, Mühlhausen, Göttingen, Nordheim, Elze nach Hannover. Die Witterung machte diesen Marsch äußerst beschwerlich, denn es regnete unaufhörlich, so daß man nur an den Ruhetagen die Kleider wieder trocknen und den Körper einigermaßen erwärmen konnte. Die Fußbekleidung der Soldaten hatte so gelitten, das das Regiment an Schuhen gänzlich abgerissen in Hannover ankam.

Es war vorauszusehen, daß die Einwohner von Hannover uns nicht mit großer Freude empfangen würden; man fürchtete sogar Widerstand und Ausschreitungen, weshalb das Regiment mit allen kriegerischen Vorsichtsmaßregeln wie in eine feindliche Stadt einrückte. Wir fanden dieselbe wie ausgestorben, selbst der Pöbel beachtete unseren Einzug wenig, an den Fenstern sah man kaum Neugierige, die Einwohner hielten sich still in ihren Häusern und erwarteten mit würdiger Ergebung die Ankunft der unwillkommenen Gäste. Die Einquartierung des Regiments geschah in größter Ruhe und Ordnung, ohne die mindesten Ausschreitungen von beiden Theilen; man hörte nicht die geringste Klage, vielmehr waren Offiziere und Soldaten mit der Aufnahme und den guten Einrichtungen zufrieden, wenn ihnen auch die Menschen gerade nicht mit offenen Armen entgegenkamen. Ein Jeder gab schweigend und mehr, als er geben mußte, und wir erhielten im Ganzen mehr, als wir unter den Umständen zu erwarten berechtigt waren. Dies kam daher, daß den Einwohnern schon seit einigen Jahren die Last und der Druck der Einquartierung durch die Franzosen so zur Gewohnheit geworden war, daß sie es nicht anders kannten. Eingeschüchtert, behandelten sie uns, um Ruhe und Frieden zu haben, nach demselben Maßstabe; da wir indessen zu einem anderen Zweck wie die Franzosen ins Land gekommen waren, keineswegs mit denselben Anforderungen auftraten und die strengste Disziplin handhabten, so wurden sie das bald gewahr und es legte den Grund zur Zufriedenheit und Einigkeit beider Theile, die in der Hauptstadt während unseres Aufenthalts nicht einen Augenblick unterbrochen worden ist. Nach und nach wurden uns die Herzen geneigter, die Düsterkeit und Zurückhaltung im Umgange mit uns verschwand mehr und mehr, man kam uns entgegen, behandelte uns nicht mehr als Feinde und öffnete uns Häuser und gesellige Kreise. Nur allein die Familien des Adels, der bekanntlich hier stolz und aufgeblasen

ist und eine abgeschlossene Kaste ausmacht, blieben uns abhold. Es war kein Offizier in einem dieser Häuser einquartiert, es gelang keinem, Zutritt zu diesen Kreisen zu erhalten und selbst unsere Artigkeitsbesuche blieben meistens unbeachtet.

Bald nach unserem Einrücken kam der kommandirende General Graf Schulenburg nebst dem Minister v. Ingersleben und dem ganzen zahlreichen Verwaltungspersonal der neuen Provinz in Hannover an. Die Stadt erhielt dadurch mehr Leben und für uns recht viele Annehmlichkeiten. Der General bezog das Schloß und fing an, ein seiner Würde gemäßes sehr glänzendes Haus zu machen. Da er keine Gemahlin mehr hatte, so kam seine Tochter, die Fürstin Hatzfeld, zu ihm und repräsentirte als Hausfrau. Lebenslustig und jung, wie sie war, belebte sie bald alle Kreise; der General gab die glänzendsten Gesellschaften und Feste aller Art, und es geschah seinerseits Alles, sich durch Zuvorkommenheit und Menschenfreundlichkeit die Herzen der Einwohner geneigt zu machen. Inwieweit ihm dies gelang, lasse ich dahingestellt; die Aufgabe war und blieb schwierig, denn wenn auch die Behörden und höheren Stände sich dem Schicksal fügten und im öffentlichen Leben ihre Gefühle der Abneigung gegen uns und alles Preußische unterdrückten, jeder Vernünftige und Gebildete die politische Sache von den Personen, die ihr dienen mußten, trennte und das beste Einvernehmen, wie schon erwähnt, ununterbrochen herrschte, so machte doch im vertrauten Umgange kein Hannoveraner ein Geheimniß daraus, daß in politischer Hinsicht Preußens Besitznahme ihres Landes ihnen verabscheuungswürdig sei.

Was meine persönlichen Verhältnisse und mein Leben in dieser Zeit anbetrifft, so hat dieser Aufenthalt in Hannover so viele der angenehmsten Erinnerungen für mich, daß ich geradezu behaupten möchte, es sind meine glücklichsten Tage gewesen, die ich hier verlebte. Ich kann dies um so dreister behaupten, da ich, ohne es zu ahnen, mitten im Lebensgenuß und Glück schon

über einem Abgrunde schwebte, in den das so nahe Unglück meines Vaterlandes mich wie viele Tausende hinabriß, und da eine Reihe kummervoller und freudenleerer Jahre folgte, bis endlich das Schicksal, das über ganze Staaten wie über einzelne Sterbliche hereinbrach, sich versöhnt hatte und auch mir Beweise gab, daß das Leben an Glück und Freude noch reich sein kann. Meine Dienstverhältnisse trugen in dieser Zeit wesentlich zu meinem Wohlbefinden bei. Wenn ich sie schon glücklich nannte, indem ich nach damaliger Gewohnheit das Regiment als meine Familie betrachtete, so gestalteten sie sich noch glücklicher dadurch, daß ich ältester (Regiments-) Adjutant wurde. Dieser Umstand verbesserte nicht nur meine pekuniären Mittel bedeutend, sondern ich trat auch vermöge des Geschäftsganges mit dem General und dem Kommandeur in noch nähere Verbindung. Hierdurch gewann ich in der öffentlichen Achtung und im Ansehen noch mehr, worauf ich großen Werth legte, und da ich mit beiden Vorgesetzten gut fertig wurde, so sah ich mich bald, so jung ich auch war, im Besitz nicht nur ihrer Achtung sondern auch ihres Vertrauens. Dies beglückte mich und gab mir ein Gewicht über meine Kameraden, ohne daß ich ein solcher Narr war, dies Einen fühlen zu lassen. Wer, und es waren Wenige, bis dahin meinen Umgang und meine Freundschaft nicht gesucht hatte, der suchte sie jetzt, und selbst eine gewisse Klasse älterer Offiziere, welche damals in allen Regimentern wegen wahrer oder eingebildeter Verdienste, wegen etwas höherer Geburt oder größeren Reichthums, für sich standen oder mit wenigen Auserwählten umgingen, schlossen sich, gleichviel aus welchen Gründen, an mich an. In meinem fünfundzwanzigsten Jahre schmeichelte mir das, denn ich war arm und hatte keine Protektion. Es gelang mir auch, mit einigen Familien der Mittelklasse Bekanntschaft zu machen, da die des Adels, wie gesagt, unzugänglich waren und man sie nur in den großen Gesellschaften beim Grafen Schulenburg und dem

Minister v. Ingersleben hin und wieder sah. Ich verlor nichts dabei, denn einige derjenigen Familien, in denen ich Zutritt erhielt, gaben an Bildung und mannigfaltigen Interessen denen des ersten Standes nicht nur nichts nach, sondern sie hatten das für sich, daß die eisige Kruste ihrer Herzen bald schmolz und eine dem Hannoveraner eigene wohlthuende Biederkeit und Herzlichkeit zum Vorschein kam.

Zu den bedeutsamsten Erinnerungen aus dieser Zeit gehört eine Reise nach Pyrmont und Nenndorf, die ich in Gesellschaft einiger Freunde unternahm. Dieser Sommer von 1806, in welchem sich unsere unvergeßliche Königin Louise in Pyrmont aufhielt, war wohl einer der glänzendsten, die dieser Ort gehabt hat, und der letzte glückliche, den diese angebetete Frau verlebte. Die Gegenwart der Königin hatte eine große Menge Fremder, darunter viele Offiziere unserer Armee, herbeigezogen. Man kann sich nicht leicht einen Begriff von dem Leben machen, das in dem an und für sich reizenden Badeort während dieser Saison herrschte. Alle Herzen huldigten der Königin, die, frei vom Zwange der Etikette, sich anspruchslos unter die Kurgäste und das Volk mischte und überall, wo sie sich zeigte, Liebe, Achtung und Bewunderung verbreitete.

Nachdem wir bis zum September in beispielloser Unthätigkeit in Hannover gelebt hatten, regte sich von Neuem die Hoffnung, daß der von mir und allen jungen Offizieren ersehnte Krieg zum Ausbruch kommen würde. Unzweideutige Beweise verkündeten endlich die Erfüllung dieses unglückseligen Wunsches, der unsere Köpfe in Feuer und Flammen versetzte und dergestalt auf die brausenden Gemüther einwirkte, daß fortan nichts mehr im Stande war, uns junge Leute an Hannover zu fesseln, sondern daß vielmehr die tödtlichste Langeweile einkehrte. Krieg, nur Krieg! war längst die Losung. Man konnte die Ordre zum Aufbruch kaum erwarten. Schon Ende August ward der General Graf Schulenburg von Hannover abberufen. An

seiner Stelle traf wenige Tage später der feurige General v. Rüchel ein und übernahm das Kommando des Armeekorps. Schulenburg war beliebt; am Abend vor seiner Abreise brachte ihm das Offizierkorps eine glänzende Abendmusik mit Fackeln. Die Freude aber, die Rüchels Erscheinen verbreitete, war unendlich groß und sprach sich zu seinem Willkommen ebenfalls in einer Abendmusik mit allem nur möglichen Glanz und Pomp und enthusiastischem Vivat aus. Als General von kriegerischem Ruf und Talent ward Rüchel allgemein als der Führer zum Siege angesehen, und daß er an die Spitze unseres Armeekorps gestellt sei, machte den bevorstehenden Ausbruch des Krieges zur Gewißheit. Diese bestätigte er, indem er aus dem Palais Cambridge, wo er wohnte, unter uns trat und eine Rede in den feurigsten Ausdrücken in Bezug auf diesen Krieg und die Franzosen hielt, eine Rede, die unsere Köpfe nur noch mehr erhitzte und das Vertrauen zu ihm und dem glücklichen Erfolge bestärkte. Wer ahnte damals unsern nahen Untergang!

Anfang September bekam das Armeekorps mit Ausnahme der Truppen, welche die Festungen Nienburg und Hameln besetzt hielten, den Befehl, Hannover zu verlassen. Nur die Civilbehörden blieben in der Hauptstadt zurück. Der Ruhe und Unthätigkeit längst bis zum Ueberdruß müde, schied ich mit frohem Herzen und begab mich mit meinem Regiment durch schon bekannte Gegenden nach Thüringen zurück, das wir vor kaum acht Monaten verlassen hatten. In kleinen Märschen erreichten wir Mühlhausen, wo wir das Regiment v. Tschammer fanden, und blieben hier unter mancherlei Vorbereitungen drei volle Wochen stehen. Obwohl für uns ein dichter Schleier den politischen Gesichtskreis bedeckte und Niemand wußte, wann und wo der Krieg ausbrechen und der erste Schlag geschehen würde — was nach allgemeiner und sehr natürlicher Ansicht nur jenseits des Rheins sein konnte —, gab es doch schon damals

gewisse Zeichen und Andeutungen, die nichts Gutes von der Zukunft erwarten ließen. So vortheilhaft die Stimmung der Armee, so groß der Haß gegen Napoleon und die Franzosen war, so sehnlich wir jungen Offiziere diesen Krieg herbeiwünschten, so gab es doch Denkende genug unter uns, die den Werth der Armee und dessen, was von ihr zu erwarten war, nicht überschätzten; die unverkennbaren Mängel waren vielmehr längst und jetzt nur noch häufiger der Gegenstand unserer Unterhaltungen und Besorgnisse. Andererseits fühlten wir uns aber noch im Besitze jenes Geistes der Vorzeit, jenes wenn auch nicht mehr so gewichtigen Erbtheils Friedrichs des Großen, das noch in allen Offizierkorps wohnte und das stark genug war, um uns nicht gering zu schätzen und den Krieg nicht, als Unheil bringend, zu fürchten.

Mit größtem Verdruß sahen wir so den Monat September und einen Theil des Oktober in Unthätigkeit, nur mit den Kleinlichkeiten des Garnisondienstes wie im tiefsten Frieden beschäftigt, vorübergehen. Einem Jeden brannte das Feuer unter den Füßen, ein Jeder fragte sich und Andere: „Was stehen wir hier? Warum marschiren wir nicht?“ Statt dessen beschäftigte man sich mit nichts, kaum daß wir auf die gewöhnliche Art exerzirten. Man glaubte genug zu thun, wenn man durch Vertheilung und Einüben von modernen Kriegsliedern auf den Geist der Soldaten wirkte, was bis dahin Keinem eingefallen war. Den „Prinz Eugenius“ und die alten Grenadierlieder des siebenjährigen Krieges verdrängten das Reiterlied aus Wallensteins Lager und andere.

Am 6. Oktober erhielten wir endlich ganz plötzlich Befehl zum Abmarsch von Mühlhausen. Dieser wurde mit einer ungewohnten Eile betrieben, so daß es schien, es müsse etwas Ungewöhnliches vorgefallen sein. Niemand von uns ahnte indessen, wie weit Napoleons Angriffspläne zu dieser Zeit bereits gediehen und daß die Franzosen kaum einige Märsche

von uns entfernt seien, vielmehr war jeder der Meinung, daß wir wenigstens noch zwanzig Meilen bis zum Kriegsschauplatze zurückzulegen hätten, zumal noch keine Kriegserklärung bekannt war und der Krieg selbst bei dem friedliebenden Charakter unseres Königs noch gar nicht entschieden zu sein schien. Die Mehrzahl der jungen Offiziere fürchtete sogar, daß es überhaupt nicht zum Schlagen kommen würde. Das Regiment marschirte für sich über Langensalza und Eisenach gegen Vach. Kaum waren wir am 9. Oktober gegen Abend in den sehr zerstreuten Quartieren zwischen Eisenach und Vach angelangt, als wir Befehl erhielten, sogleich wieder aufzubrechen und noch an demselben Tage durch Eisenach zurückzugehen. Dies geschah, und Jedermann wunderte sich. Mehrere andere Truppen, die sich bis dahin noch nicht gesehen hatten und zum Theil schon weiter auf der großen Frankfurter Straße vorgeschoben waren, nahmen jetzt, von allen Seiten kommend und sich kreuzend, die Richtung gegen Eisenach, wo der Durchmarsch die ganze Nacht vom 9. bis 10. Oktober fortdauerte. Nachdem das Regiment durch Eisenach zurückgegangen war, bezog es Nachtquartiere zwischen dieser Stadt und Gotha, brach am 11. Morgens wieder auf, ging durch Gotha, wo es vor der Herzoglichen Familie und einer Menge Generale in Parade vorbeimarschirte, und erhielt dann Quartiere in mehreren Dörfern zwischen Gotha und Erfurt. Noch trugen alle diese Bewegungen den Charakter tiefsten Friedens, noch hatte keine Armee-Eintheilung stattgefunden, wenigstens war sie dem Regiment nicht bekannt, was ich als Adjutant gewiß gewußt haben würde, wenn auch der Generalstab sie auf dem Papier gehabt haben mag; genug, das Regiment wußte am 11. noch nicht, zu welcher Brigade es gehörte und nur, daß es einen Theil des Rüchelschen Armeekorps ausmachte. Am 11. Oktober Nachmittags, als einzelne Kompagnien kaum in ihren Dörfern angekommen sein konnten, ging schon wieder Befehl ein, daß das Regiment andere

Quartiere nach der Ordre de bataille beziehen und zu diesem Zweck sich sogleich wieder vereinigen sollte. Dies geschah nicht ohne Schwierigkeit und man sah sich bedenklich an. Doch waren die Soldaten, obgleich seit sechs Tagen in beständiger Bewegung und ermüdet, guten Muths, ihr Wille und Geist vortrefflich. Das Regiment rückte nach dem Dorfe Bechstädt, zwei Stunden von Erfurt entfernt, welches zu seinem Quartier bestimmt war, und woselbst es in der Nacht vom 11. zum 12. ankam. Es fand den Ort vom Hauptquartier des Generals v. Rüchel und dem ganzen Regiment Gensdarmes belegt. Der Kommandeur schickte mich zum General, um die Ankunft des Regiments zu melden und die nöthigen Befehle einzuholen. Dieselben lauteten ganz kurz: das Regiment solle die zur Sicherung des Dorfes erforderlichen Feldwachen ausstellen und sich dann, so gut es gehe, einquartieren, indem das Regiment Gensdarmes Platz machen und abmarschiren würde. Als ich meinem Kommandeur diesen Befehl überbrachte, war er gleich mir verwundert und wußte sich kaum zu rathen und zu helfen, wie er ihn hinsichtlich des Ausstellens der Feldwachen bei stockfinsterer Nacht in unbekannter Gegend ausführen sollte. Die Sache war in der That überraschend, denn noch war Niemand mit dem Gedanken vertraut, daß wir in der Nähe des Feindes, den wir uns 20 bis 30 Meilen entfernt dachten, ständen, noch war kein Krieg erklärt, noch hatte kein Soldat eine scharfe Patrone im Laufe, und ebensowenig eine Ahnung von der Art des Vorpostendienstes, welcher in der Wirklichkeit zuletzt im Rhein- und im Polnischen Kriege betrieben, im Frieden nie geübt worden war. Allerdings waren noch die älteren Offiziere und einige Unteroffiziere aus diesen Kriegszeiten vorhanden, die dazu geschickt waren, außerdem war es befohlen und mußte geschehen. So erhielt denn ein Stabsoffizier den Befehl, mit mir dies Geschäft auszuführen; nur mit vieler Mühe, da wir die Lage des Dorfes und die Gegend gar nicht kannten, gelang

es uns, in der Dunkelheit einige Feldwachen auszusetzen. Es vergingen ein paar Stunden damit, während welcher das Regiment unterm Gewehr vor dem Dorfe liegen blieb. Inzwischen waren die Fouriere ins Dorf geschickt worden, um Quartiere zu machen; dasselbe war aber so überfüllt, daß an Unterkommen nicht zu denken war. Erst am Morgen des 12. marschirte das Regiment Gensdarmes ab und wir rückten ein. Während der Nacht fielen einige Ausschreitungen vor. Unsere Soldaten, bis jetzt an regelmäßige Verpflegung gewöhnt, sahen sich auf ihr Brot beschränkt, im Dorfe waren die Lebensmittel knapp, bei aller Aufsicht und Strenge machten sie sich daher über das Federvieh und die Schweine; einige Ausländer, unter denen es wie bekannt schlechtes Volk gab, verübten hier und da auch wohl Erpressungen, kurz, es konnte nur mit der größten Strenge den Unordnungen Einhalt gethan werden und regnete, im wahren Sinne des Wortes, Prügel. Man übertrieb sogar die Strenge und dehnte den Schutz des Eigenthums der Einwohner so weit aus, daß man den hungrigen Soldaten nicht einmal erlaubte, sich von den schon abgeernteten Feldern Kartoffeln aus der Erde zu suchen; wegen des Versuchs dazu wurden manche halb todtgeschlagen.

Am 12. Vormittags verbreitete sich bei uns die erste Nachricht von dem Gefecht bei Saalfeld und dem Tode des Prinzen Louis Ferdinand. So war also der Krieg ausgebrochen und das erste Blut wenig Stunden von uns geflossen, ein Prinz des Königshauses gefallen! Man denke sich den überraschenden und niederschmetternden Eindruck, den diese traurige Nachricht auf uns machte. Gegen Abend dieses Tages hörte man in der Richtung über Erfurt Kanonendonner; wir erwarteten daher jeden Augenblick den Befehl zum Aufbruch, blieben aber in dumpfer Erwartung bis zum 13. Mittags in Bechstädt stehen. Obgleich das Regiment erst am 11. auf drei Tage Brot empfangen hatte, so hatten doch die Soldaten das ihrige

aus Mangel an anderen Nahrungsmitteln bereits am 12. so rein aufgezehrt, daß der Hunger bei ihnen einkehrte. Den Begriff Requisition kannte man damals in der preußischen Armee nicht und schien keine Ahnung davon zu haben, daß ungewöhnliche Umstände auch ungewöhnliche Mittel erfordern. Man ließ daher lieber die Soldaten hungern, als daß man die Bauern dieser wohlhabenden Gegend in Anspruch nahm; vielleicht hätte Bechstädt allein noch so viel aufbringen können, um das Regiment 24 Stunden zu erhalten. Zur Abhülfe der Noth geschah weiter nichts, als daß am 12. Nachmittags ein Offizier zum Brotempfang nach Erfurt geschickt wurde. Derselbe kehrte aber Abends mit den leeren Wagen zurück, weil kein Brot vorräthig gewesen war. Die Verlegenheit stieg aufs Höchste. Als der Offizier von Erfurt zurückkam, schlief der Kommandeur schon. Ich ließ ihn wecken und werde nie den Eindruck vergessen, den meine unerwartete Meldung auf ihn machte. Es ist nicht zu leugnen, daß die Verantwortung, welche auf ihm ruhte, groß war, denn unter diesen Umständen ließen sich leicht die größten Ausschreitungen im Regiment erwarten. Halb in Verzweiflung sprang der Oberst aus dem Bette, lief wie wahnsinnig im Zimmer umher und verlor so alle Besinnung, daß er mich lange Zeit stehen ließ und mir endlich sagte: „Schaffen Sie Rath; ich habe keinen: thun Sie, was Sie wollen; handeln Sie in meinem Namen, ich kann nicht helfen!“ Ich begab mich hierauf zum General v. Rüchel und stellte ihm die Lage des Regiments vor. Er wüthete, verwünschte und verfluchte das Kommissariat und ließ sogleich einen Adjutanten an dasselbe mit dem gemessensten Befehl abgehen, Rath zu schaffen und das Regiment auf der Stelle mit Brot zu versehen. Ich schickte noch in der Nacht zum 13. die Brotwagen in der Hoffnung nach Erfurt ab, daß sie am andern Tage unfehlbar Brot bringen würden, allein sie blieben aus und wir haben sie nie wiedergesehen. Am 13. Nach-

mittags brachen wir mit hungrigem Magen von Bechstädt auf, nachdem sich zuvor mehrere Regimenter des Rüchelschen Korps bei diesem Orte mit uns vereinigt hatten. Es waren dies die Infanterie-Regimenter v. Wedell, v. Lettow, v. Schenck, v. Treuenfels, v. Strachwitz, v. Winning, sowie einige Grenadier-Bataillone. So vereinigte sich denn merkwürdigerweise ein Theil der preußischen Armee, die morgen zur Schlacht gehen sollte, erst am 13. Nachmittags bei Bechstädt unweit Erfurt. Freilich hatten wir keine Ahnung von dem so nahen Untergange und der Schmach, die uns treffen sollte.

Nachdem man sich am 13. Nachmittags bei Bechstädt mehrere Stunden mit der Zusammenstellung des Korps beschäftigt hatte, dessen einzelne Theile sich hier zum ersten Male sahen, sollte endlich abmarschirt werden. Als der Augenblick dazu gekommen war, ereignete sich der merkwürdige und kaum glaubliche Fall, daß, nachdem General v. Rüchel während des noch immer nicht beendeten Formirens der Truppen vorausgeritten war, keiner der anwesenden Generale wußte, wohin? Von dem zahlreichen Generalstabe war kein Mensch als Kolonnenführer zurückgeblieben, alle waren dem kommandirenden General gefolgt und keiner der anderen Generale wollte etwas von der Marschrichtung wissen, noch einen bestimmten Befehl erhalten haben. Es trat Bestürzung und Verlegenheit ein; unser Regiment war an der Spitze und bereits mit Zügen abgeschwenkt, als die Sache zur Sprache kam, Einer den Andern frug und, kurz und gut, Keiner sich zum Führer der Kolonne aufwerfen wollte. Unglücklicherweise war auch General v. Larisch dem General v. Rüchel nachgeritten, ohne einen Befehl an den Regimentskommandeur hinterlassen zu haben. Ich kann nicht mit Bestimmtheit behaupten, ob er von den anwesenden Generalen des Korps der älteste und ihm von General v. Rüchel die Führung übertragen war, doch scheint dies wahrscheinlich, da sein Regiment die Tete hatte. Wer auch die Schuld an diesem

heillosen Wirrwarr tragen mochte, so war dieser Anfang ein schlechtes Zeichen und Jeden von uns mußte, nach dieser Art von Führung zu schließen, um die nächste Zukunft bangen. Da wir nun nicht stehen bleiben konnten, auch schon viel Zeit mit Hinundherreden verloren war, und endlich einer der Generale anzutreten befahl, so setzte sich das Korps auf gut Glück in Bewegung nach der Richtung, die man den General v. Larisch querfeldein hatte nehmen sehen. Mir wurde der Befehl, die Avantgarde des Regiments zu führen, ohne daß man mir einen bestimmten Punkt angab. In dieser angenehmen Lage, in welcher ich als junger und unerfahrener Offizier Todesangst vor dem schlechten Ausgange der Sache ausstand, konnte ich weiter nichts thun, als daß ich von einem erhöhten Punkt zum andern vorausjagte und die Avantgarde mir so aufs Ungewisse folgte, bis ich endlich eine Höhe erreichte, von der aus ich in der Entfernung eine Truppenmasse entdeckte. Es ward mir nun ein ganzes Theil leichter ums Herz und so führte ich meine Avantgarde in Gottes Namen darauf los. Näher gekommen, erkannte ich meinen General mit seinen Adjutanten, der schon auf uns zugeritten kam, von Weitem schon ganz entsetzlich schimpfte und alle Donnerwetter fluchte, wo wir denn so lange geblieben wären. Gern nahm ich diesen Zornesergusß eines Mannes, der höchst wahrscheinlich an Allem die Schuld trug, auf mich und freute mich, daß die Sache so abgelaufen war. Es wies sich übrigens aus, daß die Truppen, die wir hier mit dem General v. Rüchel selbst fanden, mit zu dessen Korps gehörten und hier der Hauptvereinigungspunkt desselben war.

Am 13. gegen 5 Uhr Abends setzte sich nun Rüchel mit seinem Korps in Marsch. Als zuvor die Gewehre geladen wurden, war der Eindruck nicht zu verkennen, den diese ernstliche Vorbereitung auf einen großen Theil der Gemüther machte. Indessen war der Soldat, trotz alles schon erlittenen Mangels,

willig und guten Muths, und wenn anfangs auch Stille herrſchte, ſo bemühten ſich die Offiziere nicht ohne Erfolg, auf die Erhaltung einer guten Stimmung zu wirken, und gerade die Ausländer, die man für die ſchlechteſten hielt, zeigten das meiſte Vertrauen und Ergebung. Die ſogenannten Poſſenreißer und Spaßmacher, deren es unter den alten Soldaten und namentlich unter den Ausländern damals bei jeder Kompagnie mehrere gab, brachten durch ihre Späßchen und Witze bald die gute Laune wieder ins Geleiſe. So zog man ſingend und ſcherzend, den Hunger vergeſſend, dem nahen Untergange entgegen. Wir umgingen Erfurt und kamen in der Nacht zum 14. zwiſchen 10 und 11 Uhr eine Stunde jenſeits Weimar auf der Chauſſee nach Jena an, wo unſer Korps auf den Lehnſtädter Höhen Halt machte. Wir fanden hier die Spuren eines ſoeben verlaſſenen Lagers ſowie auch einen Theil der Garden und hörten, daß die Haupt-Armee hier geſtanden habe, der König und das Hauptquartier an dieſem Tage in Weimar geweſen ſeien und die Königin ſich noch daſelbſt befinde. Als wir bei Erfurt vorbeizogen, kamen uns die erſten Verwundeten ſowie eine Menge zerſtreuter Leute und Bagage entgegen. Es waren größtentheils Sachſen und Leute vom Regiment v. Müffling, die bei Saalfeld gefochten und nach ihrer Ausſage ſehr gelitten hatten. Sie waren ziemlich entmuthigt, beſtätigten den Tod des Prinzen Louis Ferdinand und brachten einen ſehr übeln Eindruck auf unſere Soldaten hervor. Leider wirkte dieſer Eindruck auf uns Offiziere, wenn auch in anderer Art, denn es gab der Zeichen des nahen Unglücks zu viele, als daß ſie ſelbſt von dem Unbefangenſten hätten überſehen werden können. Mit ſchmerzlichen Gefühlen ſtellte ich und mancher Andere bei Gelegenheit dieſes erſten Marſches im vereinigten Armeekorps ſtille Betrachtungen an. Es war nicht zu verkennen, unſer Körper war krank, und mit jedem Schritte zeigten ſich die Gebrechen einer veralteten Taktik. Ohne es zu wiſſen, waren

wir in Schwerfälligkeit, Unbehülflichkeit und pedantischen Formen untergegangen; der größere Theil unserer Führer war alt und abgelebt, barbarische Strenge und Grobheit waren der Deckmantel ihrer Schwächen, bei jedem ungewöhnlichen Ereigniß verloren sie den Kopf, was bereits viele Beispiele bewiesen hatten, und unsere Bewegungen kurz vor der Schlacht zeigten, daß die Offiziere wie der Soldat ihres Handwerks außerhalb der Grenze des Exerzirplatzes ganz unkundig waren. Hiervon ein Beispiel. Es wurde während des Marsches am 13. befohlen, daß die Bataillone ihre Flanken durch Seitenpatrouillen decken sollten. Dies waren böhmische Dörfer. In Ermangelung leichter Truppen und weil der leichte Dienst bei den Linien-Regimentern gänzlich unbekannt war, mußten einzelne Züge aus den Bataillonen dazu genommen werden. Die hierzu nicht geübten Soldaten sowie nicht minder ihre Offiziere, denen jede Bewegung außer Reih und Glied ganz neu und fremd war, stellten sich bei Lösung dieser Aufgabe so unbeholfen und verkehrt an, daß es ein Gräuel war, es mit anzusehen und noth gethan hätte, Jeden am Gängelbande zu führen. Stets in dicken Haufen zusammen, waren die Leute nicht auseinander zu bringen, wußten keinen Gebrauch vom Terrain zu machen, verloren ihre Bataillone entweder ganz aus den Augen oder klebten nutzlos an denselben, so daß sie bei einem unerwarteten Angriff das größte Unheil angerichtet und sich und ihre Offiziere unfehlbar selbst auf die Köpfe geschossen haben würden. In den Bataillonen selbst herrschte während des Marsches eine solche pedantische Strenge, daß kein Soldat aus dem Tritt kommen und so zu sagen keine andere Bewegung als mit den Füßen machen durfte; der Stock regierte nach Herzenslust.

Nachdem das Armeekorps in der Nacht zum 14. Oktober auf dem erwähnten Platze bei Weimar angekommen war, erwartete Jedermann, daß die Zelte aufgeschlagen, ein regelmäßiges Lager eingerichtet und vor Allem Lebensmittel ausgetheilt werden

wurden. Die Bagage war uns gefolgt, die Brotwagen hofften wir entweder schon zu finden oder mit jedem Augenblick ankommen zu sehen; daß am folgenden Tage eine Schlacht stattfinden würde, davon hatte man im Allgemeinen noch keine Ahnung. Alle unsere Erwartungen wurden getäuscht. Der Befehl kam, die Leute könnten sich niederlegen und Feuer anmachen. Es war eine kalte Nacht: Mangel und Hunger hatten bereits einen so hohen Grad erreicht, daß selbst die Sparsamsten auch nicht ein Stückchen Brot mehr besaßen und nur das Wenige, was die Marketender herbeischleppten, für theures Geld zu haben war. Den Begriff Biwak kannte kein Mensch und weder Offizier noch Soldat vermochten sich darein zu finden, die Nacht unter freiem Himmel liegen zu müssen, da wir doch die Zelte bei uns hatten. Noch unbegreiflicher war es, daß nicht für die nothwendigsten Bedürfnisse, nicht einmal für Holz und Stroh gesorgt war. Es blieb indessen [illegible]. Kaum waren die Gewehre zusammengesetzt, so loderten [illegible] von Feuern auf, wozu ein in der Nähe befindlicher [illegible] und die schönen Pappeln der Chaussee das Holz hergeben mußten.

Die Nacht verging unter Hunger, Kälte und ungewohnten Mühseligkeiten. Jeder sehnte sich nach dem Morgen in der gewissen Erwartung, diesen Zustand verbessert zu sehen. Sagen konnte man sich unter diesen Umständen wohl, daß eine Katastrophe nicht fern sei. Aber man täuschte und betrog sich absichtlich selbst, ja es gab Leute unter uns, die so mit Blindheit geschlagen waren, daß sie, trotzdem bereits Blut zu unserem Nachtheil geflossen war und der Krieg uns auf den Fersen saß, die Franzosen weit weg und selbst an die Möglichkeit der Einstellung der Feindseligkeiten glaubten. Andere, und zwar die Mehrzahl der jungen Offiziere, die den Krieg leidenschaftlich wünschten, machten sich die Sache so leicht, daß es nur des Erscheinens einer Armee gleich der unsrigen bedürfte, die

Franzoſen zu Paaren zu treiben. Geringſchätzung und Haß hatten alle Gemüther, jung und alt, ſo eingenommen, daß die Generale und höheren Offiziere nie in einem andern Ton von den Franzoſen ſprachen, als daß ſie zuſammengelaufenes Lumpengeſindel ſeien, den von unſerem braven König ſelbſt und Männern von Ruf angeführten Truppen unter keiner Bedingung Stand halten könnten und wie bei Roßbach zum Teufel laufen würden. So ſprach und dachte man in jenen Tagen. So ſehr war man irregeleitet von dem falſchen Wahn, ſo umnebelt von blindem Vertrauen und Selbſtüberſchätzung, daß dieſe Meinung zur Gewohnheit geworden war und ich Keinem es hätte rathen mögen, öffentlich eine andere auszuſprechen.

Noch war es, abgeſehen von den matter gewordenen Feuern unſeres traurigen Nachtlagers, um uns dunkel, als Kanonendonner von Jena her den verhängnißvollen Tag verkündete. Ein kalter, dichter Nebel befeuchtete die Erde und umhüllte die Gegend, das erſehnte Morgenlicht war noch nicht durchbrochen, als Alles wie infolge eines elektriſchen Schlages aufſprang und zu den Gewehren eilte. Das ſtärker werdende Geſchützfeuer ſchien ſich bald zu nähern, bald zu entfernen; es war kein Zweifel mehr, daß die Schlacht begonnen hatte. Schon während der Nacht war es auf der nach Jena führenden Chauſſee lebhaft und geräuſchvoll hergegangen; Kanonen und Fuhrwerke raſſelten hin und her. Mit dem Nahen des Morgens wurde das Geräuſch auf der Straße noch ſtärker. Da wir derſelben nahe lagen, konnten wir die immer mehr zunehmende Eile und Verwirrung deutlich wahrnehmen, obgleich der Nebel nicht geſtattete, zehn Schritte um ſich zu ſehen. Endlich theilte die Sonne die dicken Nebelwolken und brach im ſchönſten Glanze hervor. Die einzige Wohlthat, die ſie uns an dieſem unglücklichen Tage erzeigte, war, daß ſie uns die erſtarrten Glieder erwärmte, ſo daß wir Ungemach und Hunger zeitweiſe vergaßen. Schillers Reiterlied ertönte aus tauſend

[illegible] munterten [illegible] Wagen[illegible] [illegible] Chaussee [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Masse [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

Es[3]) war gegen 10 Uhr Morgens, als sich endlich nach langem unbegreiflichen Zögern der General v. Rüchel mit seinem Korps in Marsch setzte. Die Bataillone mußten sich kurz zuvor auf zwei Glieder setzen.[4]) Das Korps marschirte mit geöffneten Zügen aus der Mitte rechts und links in zwei Kolonnen ab. Das 2. Bataillon unseres Regiments hatte die Tete der rechten, das 1. Bataillon des Regiments v. Strachwitz die der linken Flügel-Kolonne; beide Teten marschirten in gleicher Höhe dicht neben einander. Die Regimentsgeschütze der Truppen der rechten Flügel-Kolonne marschirten auf der rechten Seite, die der linken links ihrer Abtheilungen, folgten ihnen, so lange das Terrain es erlaubte, und schalteten sich später in die Bataillons-Intervallen ein. Eine zwölfpfündige Batterie unter Befehl des Kapitäns Schäfer befand sich außerdem an der Tete unseres Regiments. Eine Avantgarde war gar nicht gebildet, Kavallerie befand sich nicht beim Korps.[5]) Der Marsch ging mehrere Stunden in der Richtung auf Jena, auf dem Gelände rechts der Chaussee in ganz langsamer Bewegung wie auf dem Exerzirplatz fort. Je weiter wir vorrückten, je mehr füllte sich die Chaussee mit zurückkehrenden Verwundeten und zerstreuten Truppen aller Gattungen. Alles, was man sah, trug unverkennbar den Stempel der Auflösung und wilder Flucht. Um die Aufmerksamkeit unserer Soldaten von diesem unangenehmen Schauspiel abzuziehen, bemühten sich Generale und Offiziere, eine nur noch größere Strenge der Marschordnung zu beobachten. Die Bataillone mußten im Tritt und genauester Richtung, die Züge mit gehörigen Distanzen marschiren. Wehe dem Unteroffizier, der seine Distanz, dem Soldaten, der Tritt oder Richtung verlor; Fuchtel und Stock regierte nach gewohnter Art wie auf dem Exerzirplatz. So trieb man das Wesen eine Zeit lang fort und versuchte dazwischen auch durch einen anderen Hebel Ordnung, Geist und Ausdauer zu erhalten. Generale, Stabs- und andere Offiziere, die sonst selten oder

nie mit dem Soldaten ſprachen, verſchwendeten Worte, um Ehrgefühl zu erregen, zur Pflicht und Ausdauer zu ermuntern; Alles bemühte ſich, ihn in fröhlicher Stimmung zu erhalten, und der Geſang war und blieb am Ende das beſte Mittel dazu. Noch gab es keine beſtimmten Nachrichten über den Stand der Dinge. Von Zeit zu Zeit verbreiteten ſich zwar widerſprechende Gerüchte, die aber im Ganzen darauf hinausliefen, daß es gut ſtehe und die Franzoſen entweder ſchon geſchlagen wären oder nicht lange mehr ſtandhalten würden. Allein, was die Augen bereits ſahen und was ſich mit jedem Schritt vorwärts in immer größerem Maßſtabe enthüllte, ſagte von dem Allen das Gegentheil.

In dieſer erkünſtelten Haltung und Stimmung bewegten wir uns fort, als, es war 12 Uhr, ein Adjutant des Generals v. Rüchel, welcher für ſeine Perſon vorausgeritten war, angeſprengt kam und folgende mit Bleiſtift geſchriebenen Worte zur Mittheilung an das Korps brachte, welche der General ſoeben vom Fürſten Hohenlohe erhalten haben ſollte:

> „Eilen Sie, General Rüchel, den ſchon halb errungenen Sieg mit mir zu theilen; ich ſchlage den Feind auf allen Punkten.“

Welche Bewandtniß es auch mit dieſem Zettel gehabt hat, ob ihn der Fürſt wirklich an Rüchel geſchickt, um deſſen Marſch zu beſchleunigen, oder ob Letzterer ſich des Zettels als eines Mittels der Liſt bedient hat, um die Hoffnungen und den Muth ſeines Korps, welches deſſen wohl bedurfte, zu ſtärken, laſſe ich dahingeſtellt.[5]) So viel ſteht feſt, daß ich dieſe Worte mit eigenen Augen geſehen habe, die der General v. Lariſch an der Tete ſeines Regiments aus den Händen dieſes Adjutanten empfing, dem Oberſten v. Walther mit dem Befehl mittheilte, ſie als frohe Nachricht ſogleich dem Regiment mitzutheilen und an die übrigen Truppen weiter zu verbreiten. Dies geſchah wie der

Blitz. Oberst Walther und ich sprengten zu allen Zügen und riefen die Kunde aus, die sich ebenso schnell weiter verbreitete, den beabsichtigten Zweck nicht verfehlte und Offiziere wie Soldaten mit Freude und lautem Jubel erfüllte. Sind diese Worte wirklich von der Hand des Fürsten gewesen, so kann man wohl nur annehmen, daß er sie in einem Augenblick abschickte, in welchem er sich kurze Zeit mit der Hoffnung des Sieges getäuscht hat. Jedenfalls kamen sie für das Rüchelsche Korps um einige Stunden zu spät, denn als sie eintrafen, deutete Alles darauf hin, daß Hohenlohes Niederlage schon entschieden war. Wie dem auch sei, von diesem Augenblick an wurde der pedantische Schneckenmarsch des Korps beschleunigt, ja, es hätte nun fliegen mögen, denn Rüchel schickte Adjutanten auf Adjutanten, wüthete und tobte, daß wir nicht kamen.

Es war 1 Uhr, als die Spitzen unserer Kolonnen die Marschrichtung nach Jena änderten, die Chaussee überschritten und sich gegen Kapellendorf wandten. Noch konnten wir nichts vom Schlachtfelde sehen, ebensowenig mit Bestimmtheit über den Stand der Dinge urtheilen. Frohen Muths, durch die empfangene Nachricht mit neuen Hoffnungen erfüllt, schritt der Soldat unter lautem Gesange vorwärts. Das beliebte „Frisch auf, Kameraden" ertönte in beständiger Wiederholung und wurde, je näher wir dem Orte der Entscheidung kamen, mit steigender Begeisterung gesungen, bis endlich das Pfeifen der Kugeln dem Schwanengesange ein Ende machte.

Kapellendorf bildet ein ziemlich beschwerliches Defilee, das nur mit schmaler Front durchschritten werden konnte; die Teten beider Kolonnen mußten sich daher mit rechts und links um in Reihen setzen, und da solchergestalt nur vier Mann nebeneinander marschirten, weil, wie erwähnt, die Bataillone in zwei Gliedern formirt waren, so kann man sich eine Vorstellung von dem Aufenthalt machen, der entstand. Außerdem ward der Durchmarsch durch das Dorf noch dadurch erschwert, daß die Dorf-

straße mit Kanonen, Wagen, Verwundeten und todten Pferden vollgepfropft war, daß diese Hindernisse ungemein aufhielten und erst aus dem Wege geräumt werden mußten. Nur mit großer Mühe konnten unsere Regimentsgeschütze durchkommen, die zwölfpfündige Batterie mußte sich rechts vom Dorfe einen Weg suchen; wie ich glaube, ist ihr dies aber nicht gelungen und sie ist, ohne einen Schuß zu thun, diesseits des Ortes stecken geblieben. Nachdem die ersten Bataillone sich mit großen Schwierigkeiten durchgewunden hatten und nach und nach wieder in Zügen aufmarschirt waren, mußten sie, um den nachfolgenden Platz zu machen, sehr lebhaft ausschreiten und erstiegen, zuletzt beinahe laufend, die hier befindlichen Höhen, Sperlingsberge genannt. Auf den Höhen angekommen, übersah man endlich das Schlachtfeld, entdeckte aber leider nur noch schwache Linien und Reste des Hohenloheschen Korps, sowie die feindlichen Massen in weiter Entfernung. Sowie die Bataillone den Berg erstiegen hatten, entwickelten sie sich rechts und links durch den Aufmarsch en éventail, wobei wir schon mit schwerem Geschütz des Feindes begrüßt und auch recht hübsch erreicht wurden.

Wir hielten uns indessen nicht lange auf diesem Punkte auf, sondern rückten, nachdem sich ungefähr sechs Bataillone, nämlich unser Regiment und die Regimenter Winning und Strachwitz, formirt hatten, einige hundert Schritte vor, wodurch wir der Wirkung des Artilleriefeuers zum Theil entgingen, indem nun die Kugeln mit Aufsätzen über uns weggingen und den hinter uns in zweiter Linie aufmarschirenden Truppen viel Schaden zufügten. Dagegen erreichten uns in einer sehr großen Entfernung schon die Kugeln der feindlichen Tirailleure, die in dem vorliegenden Feldgestrüpp und hinter einzelnen Deckungen, ohne daß wir sie sahen, so vortrefflich aufgestellt waren, daß uns Unkundigen die Kugeln aus der Luft zu kommen schienen. So beschossen zu werden, ohne den Feind zu sehen, machte auf unsere Soldaten einen übeln Eindruck,

denn, unbekannt mit dieser Art des Gefechts, verloren sie zu ihren Gewehren das Vertrauen und fühlten die Ueberlegenheit des Feindes sofort. Sie büßten daher in dieser ohnehin schon bedenklichen Lage schnell an Muth, Ausdauer und Ruhe ein und konnten die Zeit nicht abwarten, wo sie selbst zum Schießen kamen, was sich bald zu unserem Nachtheil zeigte.

Die übrigen Truppen waren hinter uns noch im Aufmarsch begriffen, als General v. Rüchel, der wohl fühlen mochte, hier sei nicht viel Zeit zu verlieren, sich an die Spitze unserer Linie setzte und, von seiner Lebhaftigkeit und seinem Muth hingerissen, „Marsch!“ kommandirte. Der Angriff erfolgte und die Linie avancirte einige hundert Schritt in musterhafter Ordnung gegen das Dorf Vierzehnheiligen. Das feindliche Artillerie- und Tirailleurfeuer wurde immer heftiger, schon fielen viel Menschen, und wir hatten dem nichts entgegenzusetzen, als ein Paar Regimentsgeschütze, die, nach wenigen Schüssen demontirt oder in Unordnung gebracht, verstummten und zurückblieben. So gingen wir mit einigen mühsam entwickelten, auf zwei Glieder gesetzten schwankenden Bataillonen ohne Artillerie dem Feinde entgegen, der, vom Terrain begünstigt und kaum zu sehen, nur seine Artillerie und Tirailleure gegen uns wirken ließ. Vom Hohenloheschen Korps waren keine Truppen mehr in dieser Gegend des Schlachtfeldes zu sehen. Um dem Angriff eine andere Richtung, mehr nach rechts, zu geben, erfolgte nach einiger Zeit das Kommando: „Linke Schulter vor!“ Durch diese Bewegung, die dem kommandirenden General nicht schnell genug vollzogen und daher von ihm wie von den übrigen Befehlshabern unaufhörlich wiederholt wurde, geschah es, daß die Bataillone nach dem linken Flügel zu immer mehr auseinander kamen und so unvermeidliches Schwanken und Unordnung einriß. Wir waren bereits im feindlichen Kartätschschuß und die Franzosen benutzten unsere schwierige Bewegung vortrefflich, entwickelten immer mehr Geschütze und Tirailleurs

und bedienten uns mit einem so mörderischen Hagel von Kugeln, daß, jemehr wir die linke Schulter vornahmen und so zwar Terrain nach rechts gewannen, die Lücken in unseren Bataillonen um so größer und immer größer wurden. Besonders gelang es einer dicht bei dem Dorfe Vierzehnheiligen aufgefahrenen Batterie, uns in die Flanke zu nehmen, wodurch sie unserem ersten Bataillon sowie dem rechts von uns marschirenden Regiment Winning viel Schaden that.

Schon waren viele Offiziere und Leute gefallen und ich bemühte mich als Adjutant mit Hülfe der schließenden Offiziere und Unteroffiziere die Lücken im ersten Bataillon zuzumachen, was trotz des heftigen Feuers noch nach Möglichkeit gelang. Hierdurch war ich nach dem linken Flügel des Bataillons gekommen und sah, daß die Intervalle des zweiten Bataillons sehr groß, das Schwanken desselben noch stärker als beim ersten geworden; hier fehlte die nöthige Hülfe, denn der Kommandeur, Major v. Pannwitz war nicht mehr zu Pferde und verwundet, der Adjutant, Lieutenant v. Jagow, bereits erschossen. Während ich mich nun bemühte, das zweite Bataillon rechts heranzutreiben und zusammenzuhalten, was Oberst v. Walther vor der Front that, sank dieser tödtlich getroffen vom Pferde. Gleichzeitig waren auch General v. Rüchel und mehrere Stabsoffiziere verwundet worden. So ohne regelmäßige Führung und ohne Kommando begannen die Leute in diesem Augenblick ein Plackerfeuer, das sich schnell in der ganzen Linie fortpflanzte und das Signal zur Auflösung wurde. Zwar drangen die Bataillone während dieses Feuers in einer Art Wuth und Verzweiflung immer noch vorwärts, aber das Geschrei der Braven wie der Verzagten: „Vorwärts! Vorwärts!“, das Wehklagen der Verwundeten und Fallenden, von denen Mancher unstreitig durch die Kugel eines Kameraden niedergestreckt wurde, alles das machte die Unordnung immer größer, bis sie den höchsten Grad erreicht hatte und an kein Halten mehr zu denken

war. Als die Verzweiflung den schon zerrissenen Bataillonen den letzten Versuch eingab, und einzelne schwache Abtheilungen mit dem Bajonett drauflosgingen, verdoppelte der Feind sein mörderisches Kartätschfeuer, was uns den Rest gab. Die Flucht der ersten Linie ward allgemein. Anfangs gelang es zwar, unter dem Schutze des nachrückenden zweiten Treffens einzelne Abtheilungen wieder zum Stehen zu bringen, allein es waren regellose Haufen, und alle Versuche einer Menge braver Offiziere und Unteroffiziere blieben fruchtlos. Als der Feind uns fortwährend mit Kartätschen bediente und endlich Kavallerie auf die regellosen Haufen einhieb, suchte Alles Schutz hinter dem zweiten Treffen. Mancher brave Offizier, der sich retten konnte, fiel hier bei wiederholten Versuchen, Widerstand zu leisten, als Opfer seiner Pflicht. Schnell eilte nun Alles dem unvermeidlichen Verderben entgegen, denn die entmuthigten Flüchtlinge fanden hinter dem zweiten Treffen auch keinen Schutz. Zwar rückten einige schwache Bataillone desselben vor und unter andern sah ich das Regiment v. Müffling, welches schon bei Saalfeld so sehr gelitten hatte, daß es nur noch ein Bataillon bildete, in der musterhaftesten Ordnung zur Aufnahme unseres Regiments herbeieilen. Ohne zu wanken, setzte es seinen Marsch fort, währenddem ihm ebenfalls schon recht ordentlich von den feindlichen Kugeln zugesetzt wurde. Noch mehrere andere Truppen des zweiten Treffens folgten ohne Zweifel diesem Beispiel, allein es waren die letzten schwachen und ohnmächtigen Versuche, eine längst verlorene Sache wiederherzustellen. Das zweite Treffen wurde so gut wie das erste einzeln geschlagen, aufgerieben, und das Unglück war entschieden.

Noch gelang es mehreren Offizieren, die schwachen Trümmer ihrer Truppen während einiger Zeit zum Stehen zu bringen und durch Wort und Beispiel den einreißenden panischen Schrecken zu bekämpfen; einzelne Abtheilungen gingen wieder vor und leisteten der vordringenden Kavallerie Widerstand, und neben

Furchtsamen, Feigen und Pflichtvergessenen gab es von allen Graden der Braven in Menge, die die Schande der Flucht nicht ertragen konnten. Mein Auge sah solche, die schäumend vor Wuth und Verzweiflung, in der einen Hand das Gewehr, in der andern den Säbel, die Flüchtigen aufhielten, bis sie ereilt und zusammengehauen wurden.

Die Franzosen benutzten ihren Sieg und rückten immer weiter gegen Kapellendorf vor; es war daher an kein Halten diesseits des Ortes mehr zu denken und so eilte Alles, was nicht abgeschnitten, niedergehauen oder gefangen werden wollte, dem unglückseligen Defilee wieder zu. Die feindliche Kavallerie spielte hier ihre Hauptrolle und saß den Fliehenden so auf den Hacken, daß ein großer Theil derjenigen, die nicht dem Hauptstrome zum Eingange des Dorfes folgten, sondern dasselbe rechts und links umgehen wollten, von ihr ereilt wurde. Vom Strudel fortgerissen, zu Pferde, entging ich mit Mühe diesem Loose, rettete eine Fahne des Regiments, die ich einem Junker entriß, der nicht mehr fortkonnte, und erreichte so, wenn ich das als ein Glück betrachten kann, das offene Feld jenseits Kapellendorf. Unter dem Schutze eines hier haltenden sächsischen rothen Dragoner-Regiments (mit englisirten Pferden) gelang es mir mit Unterstützung mehrerer Offiziere eine große Menge Leute von allen Regimentern des Armeekorps bei meiner Fahne zu sammeln. Der Haufen wuchs bald auf 400 bis 500 Mann, indem alle noch durch das Dorf kommenden Flüchtlinge von der Kavallerie nicht mehr durchgelassen wurden und sich mit Güte oder Gewalt anschließen mußten. Ein großer Theil dieser Unglücklichen und ich selbst betrachtete es als ein Glück, wieder einen Anhalt gefunden zu haben und einem geschlossenen Trupp anzugehören. Ich war daher mit Hülfe einiger Offiziere und Unteroffiziere vom Regiment, die sich auf das Thätigste benahmen, bemüht, Ordnung in die Masse zu bringen, allein die Freude dauerte nicht lange. Als der Feind die letzten jen-

seitigen Truppen ins Defilee von Kapellendorf hineingeworfen hatte, fing er an, den Ort mit Granaten zu beschießen, von denen einige in das Sächsische Kavallerie-Regiment und in meinen Trupp einschlugen. Dies veranlaßte in meinem lockeren Haufen sowohl als in den Dragonern einige Unruhe; unsere entmuthigten Soldaten vermochten dergleichen nicht mehr zu ertragen. Gleichzeitig sahen sie Hunderte von Flüchtlingen, die durchs Dorf kamen und sich weder durch Worte noch mit Gewalt mehr aufhalten ließen, sondern, indem sie machten, daß sie fortkamen, ein sichreres Loos wählten, als hier noch die Braven spielen zu sollen. Gründe genug, um die lockeren Bande meiner Schaar zu sprengen. Dieser Augenblick war nicht fern; denn als das Dragoner-Regiment für gut fand, kehrt zu machen und abzumarschiren, was keineswegs im Schritt geschah, auch noch einige Granaten ankamen, da schrieen einige Stimmen: „Die Kavallerie läßt uns im Stich! der Feind umgeht das Dorf!“ und Alles stob wie Spreu auseinander. Ohne Truppen war für mich auch keine Zeit mehr zu verlieren; einzelne feindliche Kavallerietrupps hatten inzwischen das Dorf umgangen, und so folgte ich denn der heillosen Spur der Flucht nach Weimar. Die gerettete Fahne des Regiments hatte ich einem tüchtigen Unteroffizier gegeben, der sie glücklich nach Magdeburg brachte; sie befand sich später bei dem wieder gesammelten Reste des Regiments und ging erst bei Lübeck verloren.

Die Kunde von dem gleich unglücklichen Ausgange der Schlacht bei Auerstädt an diesem für Preußen so beispiellos folgenschweren Tage, sowie die von der tödtlichen Verwundung des Herzogs von Braunschweig kam sehr bald zu unserer Kenntniß. So waren denn die Ahnungen, die Voraussagungen so vieler nur mit schlichtem Verstande begabter Leute in unserer Armee in Erfüllung gegangen. Es konnte nicht anders kommen, es mußte uns ein Unglück begegnen, wir mußten geschlagen werden! Doch die Größe, den Umfang, die Folgen dieses

Unglücks ahnte am 14. Oktober Niemand. Die Schlacht war verloren: dies sah und wußte Jeder, der den Abend dieses unglücklichen Tages erlebte. Die Brust hätte vor Schmerz springen mögen, als man die Trümmer aller Korps der Armee sich vermischen und, selbst im Strudel einer unaufhaltbaren Menge auf der Chaussee fortgezogen, mit jedem Augenblick mehr Ordnungslosigkeit, Gräuel, Verwirrung und panischen Schrecken einreißen sah. Allein wer hätte sich nicht der Hoffnung hingegeben, daß der kommende Tag, vielleicht schon die Nacht, der Katastrophe ein Ende machen und der Armee einen Sammelplatz darbieten würde? Tausend Stimmen fragten danach; Niemand antwortete. Generale, Offiziere des Generalstabes, selbst Adjutanten des Königs, alle, die es wissen konnten und mußten, gaben, selbst den Wogen des Rückzuges willenlos preisgegeben, nur unbestimmte Antwort. So wurde denn auch diese Hoffnung getäuscht.

Nichts als das werthlose Leben hatte ich gerettet, geistig war ich aufs Schmerzlichste erschüttert, körperlich im höchsten Grade ermattet und wurde mit Tausenden im gräßlichsten Chaos auf der Chaussee nach Weimar fortgerissen. Mein völlig ermüdetes, halb verhungertes Pferd drohte jeden Augenblick unter mir zu stürzen und mich im Stiche zu lassen. Der mindeste Versuch, nur einen Augenblick anzuhalten, konnte Verderben bringen, denn der Schrecken nahm immer mehr überhand, als einzelne feindliche Chasseurs zu beiden Seiten der Straße die Fliehenden zu begleiten begannen. So trieb der Drang der nacheilenden Flüchtlingswogen Alles gewaltsam vor sich her, was nicht von der eigenen Kavallerie niedergeritten, von Geschützen und Wagen gerädert sein wollte. Eine große Zahl Verwundeter und Ermüdeter, die sich nicht mehr fortschleppen konnte, fiel dieser Verwirrung zum Opfer. Solche, die auf Geschützen und Fuhrwerken Fortkommen und Schutz gesucht, wurden sammt diesen durch den gewaltigen Druck in

die Gräben der Chaussee geschleudert, oder, wenn ihre Fahrzeuge umstürzten, aufs Gräßlichste zertreten und überfahren. Blut bezeichnete jeden Schritt, mit jedem mehrten sich die Scenen des Jammers, die Luft ertönte von dem Wehklagen der um Hülfe Flehenden und Sterbenden, von dem wilden Geschrei der von Furcht und Schreck gepeinigten Menge. Niederträchtige schossen ihre Gewehre ab, um Schreck und Eile zu vergrößern, oder sie warfen ihre Waffen fort, damit sie leichter ihr elendes Leben retteten. Knechte durchschnitten die Stränge an Kanonen und Wagen, Führer der Packpferde die Sattelgurte; umgestürzte Wagen, zerschlagene Koffer und Kisten, besonders solche, die Lebensmittel und Getränke enthielten, wurden im Vorbeieilen geplündert. Endlich entzog die einbrechende Dunkelheit dem Auge einen Theil dieser Schrecknisse, wenn das Ohr auch ferner nicht von diesen Greueln verschont blieb.

Es war schon dunkel, als ich Weimar erreichte. Gern hätte ich nur einige Augenblicke angehalten, um mir und meinem Pferde etwas Nahrung zu verschaffen, allein daran war nicht zu denken. Alle Häuser waren verschlossen, einige zwar durch die Gewehrkolben der hungrigen Flüchtlinge gewaltsam geöffnet, in denen dieser oder jener etwas Genießbares fand, aber mir mißglückte jeder Versuch, nur ein Stück Brot zu erhalten. Die Gewalt des immer nachdrängenden Stromes gestattete kein Verweilen, und so verfolgte ich, völlig erschöpft, den weiteren Weg nach Erfurt, vor dessen Thor ich, mit Tausenden dort den ersten Ruhepunkt ersehnend, zwischen 10 und 11 Uhr Nachts ankam. Der Eingang war aber von Wagen, Pferden und Menschen gänzlich verstopft, die Masse der Fliehenden hatte sich davor gestaut und lagerte in dichten Haufen zu beiden Seiten des Thors, daß es keine Möglichkeit gab, in die Stadt zu gelangen. Auch hieß es, die Thore seien bereits geschlossen. Meine und die Lage Tausender wurde

immer verzweifelter; mich peinigte Hunger und Durst und mein Pferd wollte nicht mehr von der Stelle. Doch war hier keines Bleibens, die Noth gebot, die letzten Kräfte zusammenzunehmen und nach kurzer Rast, die schon erquickte, blieb nichts übrig, als auf gut Glück vom Wege ab querfeldein zu wandern. Ich war so glücklich, bald ein Dorf zu erreichen, das, nach der Zeit zu schließen, die ich bis zu ihm gebraucht hatte, ganz nahe bei Erfurt liegen mußte. Hier war es noch ziemlich ruhig; nur wenige Flüchtlinge hatten es aufgefunden, doch alle Häuser waren geschlossen. Nach vielem Klopfen und Bitten gelang es mir, in eins derselben eingelassen zu werden — und ich fand hier für mich und mein Pferd die erste Nahrung und Erholung. In der Stube traf ich verwundete Offiziere, darunter einen Hauptmann v. Könitz und den Lieutenant v. Arnim vom Irwing-Dragoner-Regiment, die sämmtlich noch nicht verbunden waren. Doch bald fanden sich mehrere Menschen ein, die Zuflucht suchten, so daß das kleine Haus sie nicht mehr zu fassen vermochte und die erhoffte Erholung leider nicht von langer Dauer war. Einer der glücklichsten Zufälle, die mir begegnen konnten, führte während der Nacht den Bedienten eines meiner Kameraden, des Lieutenants v. Krosigk, an dieses Haus, der eingelassen zu werden verlangte. Ich erkannte ihn an der Stimme und machte ihm die Thür auf, hoffend, daß sein Herr bei ihm sei. Der Mensch, überrascht, mich hier zu sehen, berichtete mir weinend, sein Herr sei geblieben, aber die Freude, mich wiederzusehen, mäßigte seinen Schmerz, und er bat mich, ihn bei mir zu behalten. Mir war damit sehr gedient, weil ich von meinem Bedienten nichts gehört und gesehen und ohne Zweifel meine Bagage verloren hatte. Der Werth von Krosigks Bedienten wurde für mich dadurch noch erhöht, daß derselbe auf dem geretteten Pferde seines Herrn einen kleinen Mantelsack mit der nöthigsten Wäsche hatte, der ich mich unter diesen Umständen bedienen konnte.

Ich hatte kaum zwei Stunden mich ausgeruht, als das Haus und das ganze Dorf sich so mit Flüchtlingen angefüllt hatte, die aus Noth und Hunger unter groben Ausschreitungen nahmen, wo und wie sie etwas fanden, daß ich gern Platz machte und in Gesellschaft der erwähnten Offiziere den Weg nach Langensalza einschlug, wo wir gegen Mittag des 15. ankamen. Die Straße dorthin und die Stadt selbst waren längst, wenn auch nur von einem Arm des gewaltigen Stromes ergriffen, doch überschwemmt genug, um die Scenen des vergangenen Tages wiederholt zu sehen. Denn wenn auch die Masse an Erfurt, das selbst einen großen Theil derselben aufnahm, einen Damm gefunden hatte, an dem sie sich brach, und von hier ab der Strom sich in mehreren Richtungen ausbreitete, so schlug doch die Mehrzahl die nach dem Harz und der Elbe führenden Wege ein, weil man hier irgend einen Sammelplatz anzutreffen glaubte. So gab auch ich mir Mühe, auf dem Wege nach Langensalza diejenigen Leute des Regiments, welche ich traf, zu sammeln, was mir auch mit einigen kleinen Trupps gelang, allein da ein großer Theil ohne Waffen, verwundet und durch Hunger und Entbehrung schon so ausgeartet war, daß der Trieb der Selbsterhaltung verbunden mit Feigheit und der Furcht, als ein geschlossener Trupp sich noch schlagen zu müssen oder gefangen zu werden, die Disziplin beherrschte, so war an kein dauerndes Zusammenhalten dieser Leute zu denken. Da ich beim besten Willen weder Zeit noch Gelegenheit hatte, für sie zu sorgen und ihnen Lebensmittel zu verschaffen, so liefen sie stets beim Anblick eines Dorfes, eines Hauses oder umgestürzten Wagens mit Lebensmitteln nach kurzer Zeit wieder auseinander. Güte half nichts, Strenge brachte jeden Offizier in Gefahr, von Einem oder dem Anderen vor den Kopf geschossen zu werden. Daher gab ich und jeder Andere den Versuch auf und dachte unter diesen heillosen Umständen nur daran, vorwärts zu kommen, möglichst

auf Seitenwegen dem Anblicke dieſes Elends zu entgehen und den nächſten Sammelplatz zu erreichen.

In Langenſalza erſchien am 15. Nachmittags ein Offizier nebſt zwei Feldjägern mit dem bekannten Ordonnanzoffizier Napoleons, Montesquiou, der, wie ebenfalls bekannt, vor Beginn der Schlacht vom Kaiſer an unſeren König geſchickt und vom Fürſten Hohenlohe aus guten Abſichten zurückbehalten war. Der Zufall wollte, daß dieſer intereſſante Franzoſe mit ſeiner Begleitung in demſelben Hauſe einſprach, in welchem ich mich aufhielt, um ſich gleich mir auszuruhen. Alles drängte ſich um die räthſelhafte Erſcheinung und war voll Erſtaunen, in dieſer Lage einen Franzoſen als Zeugen der ſchmählichen Flucht mit allen ihren gräßlichen Scenen mitten unter uns zu ſehen, bis man von dem ihn begleitenden Offizier (es war der Lieutenant v. Iſing vom Regiment Kurfürſt von Heſſen) erfuhr, daß er den Befehl habe, ihn zum König zu bringen, den man auf dem Wege nach Sondershauſen und Nordhauſen zu finden hoffe. Nach kurzer Erholung ſetzte die Geſellſchaft den Weg fort, und da ich und mehrere andere Offiziere von dieſer Gelegenheit Vortheil zu ziehen hofften, um Nachricht über das Schickſal der Armee zu erhalten, ſo ſchloſſen wir uns an ſie an. Wir ritten bis ſpät in die Nacht, ſo lange unſere Pferde laufen wollten, fort, bis wir, um einige Stunden zu ruhen, genöthigt waren, in einem einzelnen Gaſthauſe auf der Straße nach Sondershauſen Halt zu machen. Zu unſerem Erſtaunen fanden wir dies Haus, ungeachtet des Vorſprungs, den wir durch unſeren eiligen Ritt erlangt zu haben glaubten, ſo von Flüchtlingen angefüllt, daß Herr v. Montesquiou und wir Anderen dem Himmel dankten, ein Plätzchen neben den Pferden im Stalle zu finden. Man kann ſich hieraus eine Vorſtellung machen, mit welcher Haſt und Eile die Menge der Flüchtlinge beinahe über alle menſchlichen Kräfte hinaus vom Schlachtfelde bis hierher gelaufen ſein

mußte. Durch einen tückischen Zufall war es mir bestimmt, während dieser Nacht wieder von meiner Gesellschaft getrennt zu werden, worüber ich mich, abgesehen von der Verlegenheit, in die ich gerieth, anfangs nur schwer beruhigte, bis der Erfolg bewies, daß es ziemlich gleichgültig war, ob ich den König erreichte oder nicht. Von meinem Bedienten aufmerksam gemacht, daß er ein besseres Plätzchen auf einem Heuboden für mich gefunden habe, verließ ich den Stall, ließ mich unbedachter Weise, indem ich eine Leiter erstieg, dahin führen und beauftragte den Mann, indessen im Stall bei unseren Gefährten und den Pferden zu bleiben, mich zu rechter Zeit beim Aufbruch zu wecken, und schlief dann, wie man sich denken kann, ungewiegt. Ich mochte einige Stunden diese so nothwendige Stärkung genossen haben, als ich durch heftigen Lärm und Geschrei: „Auf, auf! Franzosen!“ geweckt wurde; bald höre ich auch Schüsse fallen. Ich springe auf — nach der Leiter — sie ist weg! Alles im Hause und auf dem Hofe ist in Bewegung und macht sich aus dem Staube. Endlich kommt mein Diener, der es bei dem Schreck und in der Verwirrung natürlich für klüger hält, erst die Pferde aufzuzäumen und aus dem Stalle zu bringen, als mich zu wecken. Er findet mich zwar, aber nur schreiend, daß die Leiter fort ist. Glücklicherweise verliert er den Kopf nicht, der Tag graut schon, er sucht und findet sie; sie ist nur umgeworfen und liegt auf der Erde. Hinunter aufs Pferd und fort ist das Werk weniger Augenblicke. Wo sind aber meine Gefährten geblieben? — Bald sah ich mich wieder auf der Landstraße im Strome der Flucht und erkannte, daß es blinder Lärm gewesen, wie er in dieser unglücklichen Zeit durch muthwilliges Abschießen von Gewehren öfter vorkam.

Am 16. Mittags erreichte ich Nordhausen. Ich fand zu meiner Freude vor der Stadt einige wohlgeordnete Truppen und gab mich der Hoffnung hin, daß hier die Ordnung hergestellt werden und der König oder ein bedeutender General sich

an die Spitze der Armee setzen würde, um der Sache eine bessere Wendung zu geben. Eitle Hoffnung! Der König war schon nach Magdeburg gegangen; man sah und hörte nicht, daß irgend eine kräftige Maßregel ergriffen sei, vielmehr wälzte sich der Strom der Flucht durch Nordhausen fort und alle nochmaligen Versuche einzelner Offiziere, Leute von ihren Regimentern zu sammeln, scheiterten nach wie vor. Ich traf hier die beiden Königlichen Flügeladjutanten, den Oberst v. Böltzig und den Oberstlieutenant v. Bronikowski, und ritt an sie heran, um irgend etwas Günstiges zu erfahren. Sie waren, so gut wie jeder Andere, vereinzelt vom Schlachtfelde durch die Flucht bis hierher fortgerissen worden, hatten nicht einmal einen Reitknecht bei sich und wußten mir keine tröstenden Hoffnungen zu geben. Mit Schmerz sahen wir einem neuen Schauspiel, das sich hier vor unseren Augen abspielte, zu. Mehrere mit Branntwein beladene Wagen, welche den Truppen zugeführt werden sollten, waren von den wilden, entarteten Flüchtlingen angehalten worden. Man hatte die Fässer zerschlagen und dem langentbehrten Getränk so wacker zugesprochen, daß Hunderte von Soldaten besinnungslos, einige sogar todt, umherlagen. Eine betrunkene Rotte plünderte mit Hülfe des schlechten Gesindels der Stadt Equipagewagen und Packpferde, die bis hierher gerettet worden waren; die Fuhrwerke wurden umgestürzt, Kisten und Kasten zerschlagen und ihr Inhalt auf der Gasse umhergestreut.

Nachdem wir eine Zeit lang diese Gräuel, ohne sie verhindern zu können, mit angesehen, forderten mich die beiden Adjutanten auf, mich ihnen anzuschließen und den Weg nach Magdeburg durch den Harz gemeinsam fortzusetzen, zumal nicht mehr an ein früheres Sammeln der Armee als unter den Kanonen dieser Festung zu denken war. Wir beschlossen, den Weg über Ellrich und Benekenstein einzuschlagen, um uns nach Möglichkeit dem Chaos zu entziehen und nichts mehr von allen

diesen abscheulichen Scenen zu sehen. Es war mittlerweile spät geworden, schon hatten die Franzosen sich Nordhausen genähert und auf beiden Seiten der Stadt zeigten sich feindliche Truppen, so daß keine Zeit zu verlieren war, wenn man nicht abgeschnitten sein wollte. Ohne genau orientirt zu sein, schlugen wir den Weg nach dem Gebirge ein, die Dunkelheit überraschte uns, wir kamen vom Wege ab und irrten lange umher, bis wir einen kleinen Ort, die Rothe Hütte, erreichten. Ein Förster nahm die beiden Herren, mich ein armer Weber auf. Ein ruhiger, stärkender Schlaf auf einem vortrefflichen Lager von Moos beglückte mich, nachdem ich diese Wohlthat seit fünf Nächten nicht empfunden hatte und machte mir die Nacht zum 17. Oktober, sowie die Hütte meines armen Webers unvergeßlich. Am 17. setzten wir den Weg nach Blankenburg fort. Wie wohl war uns zu Muthe, soweit das in unserer trüben Lage der Fall sein konnte, daß diese öde Gebirgsstraße nur von wenigen ruhig Einherschreitenden außer uns betreten war. Aber nicht lange genossen wir diese Wohlthat. Als wir am Mittage in Blankenburg ankamen, hatten sich die Wogen des Stromes der Fliehenden bereits von anderen Wegen aus über diesen freundlichen Ort gewälzt und zogen uns von Neuem mit sich fort. Nach einigen Stunden der Erholung setzten wir die Reise nach Halberstadt fort, ich trennte mich indessen von meinen Reisegefährten, welche die Absicht hatten, bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit durch schnellere Mittel dem Könige nachzueilen, und begab mich nach Derenburg, um dort bei einem Jugendfreunde zu übernachten. Am 18. ging es nach Magdeburg weiter. Als ich durch Halberstadt kam, wo die Franzosen jeden Augenblick erwartet wurden, hatte ich die Freude, abermals einige geordnete Truppen, darunter einen Theil des Regiments v. Möllendorf, und, was mich noch glücklicher machte, einen kleinen Trupp Leute von meinem Regiment mit der geretteten Fahne zu erblicken. Es gelang mir und einigen Offizieren im Laufe des

Tages, alle Leute des Regiments, die wir zu Gesicht bekamen, und die nur irgend fortkonnten, zu sammeln, so daß der Trupp bis nahe an 200 Köpfe, aber auch nur Köpfe, anwuchs, denn es waren eine Menge Verwundete dabei und der größere Theil ohne Waffen. Es wurde übrigens bekannt, wenn daran überhaupt noch ein Zweifel war, daß das Heil der Armee in Magdeburg zu finden sein sollte. Ich übergab daher einem Offizier (denn ich war von den anwesenden der älteste) den Befehl über die schwachen Trümmer eines der schönsten Regimenter der Armee und begab mich am 19. Oktober nach Magdeburg voraus, um dort die nöthigen Anstalten zur Aufnahme und Verpflegung des Trupps zu treffen, den ich am 20. Vormittags erwartete.

Bei meiner Ankunft am Sudenburger Thor — was erblickten meine Augen? Neue, durch den Andrang des ungeheuren Armeegepäcks und der Menschenmassen veranlaßte Gräuel und Unordnungen, ein Chaos, das keine menschliche Kraft zu entwirren im Stande schien. Das Thor war dergestalt von Geräth, Menschen und Pferden verstopft, daß es mir mit Zurücklassung meiner Pferde erst spät und mit Lebensgefahr gelang, in die Stadt zu kommen. In dieser selbst sah es nicht anders aus; der Breite Weg, die Nebengassen waren so dicht verfahren, von Menschen und Pferden, von Verwundeten und Wehklagenden angefüllt, daß man jeden Schritt vorwärts mit neuer Lebensgefahr erkaufen mußte. Im Gewühl vernahm ich, daß der König leider nicht mehr in Magdeburg sich befinde, was Jeder mit Zuversicht glaubte und wonach alle Herzen sich sehnten. Er war schon nach Küstrin gegangen — ein schlimmes, niederschlagendes Zeichen. Der Fürst v. Hohenlohe war zum obersten Befehlshaber aller Armeekorps ernannt und hatte unumschränkte Vollmacht zur Sammlung und Reorganisation der Armee erhalten. Der General v. Blücher war Unterbefehlshaber. Bei Trommelschlag ließ der Gouverneur, General v. Kleist,

in der Stadt bekannt machen, daß alle Truppen, die nicht zur Besatzung der Festung bestimmt wären, sich unverzüglich aus der Stadt nach dem für sie auf dem rechten Elb-Ufer bestimmten, mit allem Nöthigen versehenen Lager begeben sollten.

Dies war es, was ich bei meiner Ankunft in Magdeburg von den allgemeinen Angelegenheiten erfuhr. Die ersten Eindrücke vermochten mich keineswegs mit Hoffnungen darauf zu erfüllen, als sei hier der Wendepunkt der Schmach und des Unglücks, als werde es bei dem Mangel aller kräftigen Maßregeln gelingen, eine so gänzlich aufgelöste, demoralisirte Armee, der der Feind auf dem Fuße folgte, wieder so zu sammeln und neu zu ordnen, daß sie dem Feinde die Spitze zu bieten vermöchte. Die Nachricht, daß auch das Armeekorps des Herzogs von Württemberg bei Halle geschlagen und dessen Trümmer bereits in Magdeburg mit denen der übrigen Korps vermischt seien, daß es mithin keine Reserve mehr gebe, vergrößerte meine Besorgniß noch mehr. Unter diesen niederschlagenden Betrachtungen traf ich die vorläufigen Anstalten zum Empfange meiner Truppe, erhielt vom Kommandanten die Erlaubniß, in der Stadt zu bleiben, sorgte für Quartiere und ließ mir einige hundert Thaler zur Löhnung geben, um gleich bei der Ankunft der Leute der dringendsten Noth abzuhelfen. Am folgenden Morgen, den 20., rückten die Reste meines Regiments ein. Durch eine Anzahl von Leuten, die sich zwischen Halberstadt und Magdeburg dazugefunden, war die Kopfzahl auf 11 Offiziere und etwa 350 Unteroffiziere und Gemeine angewachsen. Darunter befanden sich aber einige fünfzig Verwundete und nicht Dienstfähige, die theilweise hier auf der Straße den ersten Verband erhielten und sich die Kugeln ausschneiden ließen. Sie in einem Lazareth unterzubringen, daran war nicht zu denken, denn diese waren mit Schwerverwundeten überfüllt und es fehlte so an allen Vorbereitungen, daß viele wieder aus den Lazarethen weg-

liefen. Der erste Blick auf den Zustand unserer Truppe ließ erkennen, daß mehrere Tage dazu gehören würden, um dieselbe in einen nur einigermaßen brauchbaren Zustand zu versetzen, denn ein großer Theil war ohne Waffen, alle ohne Munition, ohne Schuhe, abgerissen und durch Hunger und Elend so ermattet, daß all' diesem abgeholfen sein wollte. Hierzu ließen wir Offiziere es nicht an Mühe und Sorgfalt fehlen, allein es mangelte an Allem, nichts war geordnet und geregelt. Die Behörden wurden durch den gewaltigen Andrang bestürmt und außer Thätigkeit versetzt, verloren den Kopf und den Willen, und so kam man zu nichts. Um nur einige Brote aus dem Magazin zu erhalten, holte ich sie selbst mit meinen Kameraden ab und vertheilte sie stückweise, denn die Autorität eines Unteroffiziers drang nicht durch. Die Bäcker hatten das vorräthige Brot längst an die ihre Häuser Bestürmenden hingeben müssen und konnten nicht so viel backen, als heiß verschlungen wurde; am 20. war für Geld kein Brot mehr in der Stadt zu haben. Den 21. und 22. entwirrte sich der Knäuel nach und nach so weit, daß, wenngleich immer noch neue Massen von Flüchtigen und Heergeräth hinzuströmten, es in der Stadt bedeutend leerer wurde und Lebensmittel und dergleichen ohne Lebensgefahr zu erhalten waren. Ich benutzte die kostbaren Stunden, um mit meinen Offizieren an der Wiedergeburt unseres Häufleins nach allen Kräften zu arbeiten; wir sorgten nach Möglichkeit für den Körper und wirkten auf den erschlafften Geist der Leute, um so bald als möglich mit Ehren die Festung verlassen zu können, in welcher, nach allen sich stündlich aufdrängenden Anzeichen, kein Heil zu finden war. Ich begab mich mehrmals des Tages zum Kommandanten und zu dieser und jener Behörde, um Bericht zu erstatten, zu hören und zu sehen, Verhaltungsbefehle einzuholen darüber, was endlich aus uns werden sollte, ob wir uns zur Besatzung zu rechnen oder die Stadt zu verlassen hätten. Aber wohin ich auch kam, überall herrschte Ver-

wirrung und Bestürzung. Niemand gab eine befriedigende Antwort und ich blieb mit meinem unglücklichen Häuflein ganz unbeachtet.

Am 22. kam der Kapitän v. Horn des Regiments mit einigen 40 Mann und einer zweiten geretteten Fahne in die Stadt, stieß zu uns und übernahm nunmehr das Kommando. Ich trat in mein Verhältniß als Adjutant zurück. Als am 23. die Reorganisation der Trümmer des Regiments so weit vorgeschritten war, daß sie als ein schwaches Bataillon wieder einen Platz in der Linie einnehmen konnten, und da kein Mensch von uns Lust bezeigte, in der Festung zu bleiben, ging ich an diesem Tage ganz früh abermals zum General v. Kleist, um ihm zu melden, daß der Kapitän v. Horn das Kommando übernommen habe, und um von Neuem um Verhaltungsbefehle zu bitten. Ich erhielt, nächst der unerwarteten Nachricht, daß der Fürst v. Hohenlohe bereits gestern, den 22., mit der ganzen Armee von Magdeburg abmarschirt sei, die denkwürdige und kaum glaubliche Antwort: „Thun Sie, was Sie wollen. Bleiben Sie hier, so verhungern Sie. Marschiren Sie jetzt noch heraus, so werden Sie gefangen, denn die Franzosen sind vor den Thoren.“ Ich wußte in der That nicht, ob ich meinen Ohren trauen sollte, ob ich wachte oder träumte. Genug, ich wurde entlassen. Ich kam mit dieser Nachricht zum Kapitän v. Horn zurück, der das Detachement bereits marschfertig versammelt hatte, um jede Bestimmung, die es erhalten könnte, auf der Stelle auszuführen. Sein Erstaunen war nicht minder groß, als das meinige. Was war nun zu thun? Er rief die Offiziere zusammen und ich mußte das vom General v. Kleist Gesagte laut und deutlich wiederholen. Alle waren verwundert und überrascht, doch die Meinung eines Jeden, ehe er gefragt wurde, stand schon auf seinem Gesicht ausgedrückt. Es handelte sich nunmehr darum, zu entscheiden: „Bleiben wir in dieser unglücklichen Festung, die noch vor wenig Tagen für eins der

stärksten Bollwerke des Staates gehalten wurde, in der wir aber nach der ausgesprochenen Meinung des Gouverneurs verhungern, oder marschiren wir der bereits gestern nach Burg aufgebrochenen Armee nach und lassen uns gefangen nehmen?" Die Wahl war nicht zweifelhaft; einstimmig entschied sich Alles für das Letztere, das heißt für den augenblicklichen Abmarsch, denn das Gefangenwerden stand ja noch nicht fest. Noch war ja die Möglichkeit vorhanden, die Armee zu erreichen, noch konnte man sich durchschlagen und schlimmstenfalls war es immer ehrenvoller, im freien Felde mit den Waffen in der Hand nach fruchtloser Vertheidigung gefangen zu werden, als sich unter solchen heillosen Voraussagungen einsperren zu lassen und zu verhungern, oder, wie es denn denkwürdigerweise kam, auf eine so beispiellose, schändliche Weise zu kapituliren. So marschirten wir denn auf der Stelle am 23. Oktober Vormittags von Magdeburg ab.

Noch muß ich eines persönlichen Ereignisses gedenken. Am Tage nach meiner Ankunft in Magdeburg begegnete mir auf der Straße im dichtesten Gewühl ein Soldat, ich weiß nicht, von welchem Truppentheil, der zwei Offizier-Uniformen trug. Da ich die Abzeichen meines Regiments daran bemerkte, hielt ich den Mann an und erkannte sie im Augenblick als die meinigen. Obwohl ich schon längst wenig Hoffnung hatte, daß mein Packpferd mit meinen Sachen gerettet sei, so war es nun entschieden, daß meine ganze Equipage verloren war. Der Soldat versicherte, die Röcke, Gott weiß wo auf der Landstraße gefunden zu haben. Ich nahm sie ihm ab und vertauschte den, welchen ich auf dem Leibe hatte, mit dem besten. Als Ersatz für den schmerzlichen Verlust meines Eigenthumes, den ich indessen mit so Vielen theilte, hatte ich dagegen die Freude, daß sich mein Reitknecht, den ich seit der Schlacht nicht mehr gesehen, mit meinem anderen und besten Pferde wieder bei mir einfand.

Die nur schwachen Hoffnungen, die Jeder, der den Zustand der Armee während des Rückzugs und in Magdeburg gesehen hatte, hegen konnte, daß nämlich diese Festung Schutz und Mittel zur Wiedergeburt bieten würde, waren geschwunden und damit die Möglichkeit, dem Feinde an der Elbe die Spitze zu bieten. Der Fürst v. Hohenlohe war mit den Trümmern einer in aller Eile gesammelten, an Allem Mangel leidenden und durch das Unglück demoralisirten Armee bereits am 22. nach der Oder abmarschirt. Ein nicht in besserem Zustande befindlicher kleiner und verlassener Haufe eilt einen Tag später dieser Armee nach, um ihr ferneres Schicksal zu theilen.

Ohne einen Franzosen zu sehen, erreichten wir Burg, setzten nach einer ganz kurzen Ruhe unseren Marsch nach Genthin fort, fanden die Spur der Armee sehr bald durch eine Menge Nachzügler bezeichnet und stießen am 25. Morgens zwischen Genthin und Rathenow auf unsere Truppen. Die Brust eines Jeden von uns hob sich, Freude strahlte aus Aller Augen und ließ die Müdesten die Anstrengung vergessen, als wir die Kolonne erblickten. Die Schritte verdoppelten sich, wir waren bei den Unsrigen. Ich sprengte voran, um unsere Ankunft zu melden und hörte, daß es die Arrieregarde des Blücherschen Korps sei, auf die wir gestoßen waren. Nach erfolgter Vereinigung wurde unser Trupp der Brigade des Obersten v. Borstell zugetheilt, die aus zwei nicht 500 Mann starken Grenadier-Bataillonen bestand. Wir setzten nun vom 25. ab den Marsch in der Masse des Korps unter Befehl des Generals v. Blücher mit sehr großen Anstrengungen, obwohl regelmäßigen Nachtquartieren, über Rathenow, Fehrbellin und Ruppin in der Richtung nach der Oder fort. Aber gerade die regelmäßigen Nachtquartiere, die Art und Weise, in der das Korps marschirte oder zu marschiren gezwungen war, veranlaßten übermenschliche Anstrengungen, infolge deren täglich eine Menge Soldaten aus Erschöpfung, Krankheit und Mangel an

Schuhen zurückblieben. Denn wenn der Tagemarsch, den man zurücklegen wollte, an und für sich auch nur z. B. vier bis fünf Meilen betrug, so hatte der größte Theil der Truppen beim Auseinandergehen, um die entfernten Quartiere zu erreichen, oft noch eine oder mehrere Meilen zu machen, so daß sie in der Nacht ankamen, um in der Nacht zur Vereinigung des Korps am nächsten Tage wieder abzumarschiren. Es war daher kein Wunder, daß unter diesen Umständen bei aller Hingebung die Truppen mit jedem Schritte mehr litten, der Geist schwächer und bei den Denkenden die Hoffnung, die Oder glücklich zu erreichen, immer geringer wurde. Es gehörte wenig Beobachtungsgabe dazu, sich dies zu sagen. Denn wenn wir auch, bis jetzt vom Feinde nur beobachtet und unangefochten, der Oder mit jedem Tage näher kamen, so war doch die Entfernung bis dahin zu groß, um sie in weitem Bogen, während der Feind auf der Sehne marschirte, ohne Gefechte zu erreichen. Vor solchen aber mußte man mit vollem Recht besorgt sein, denn die Unglückstage von Jena, Auerstädt und Halle waren noch in zu frischem Gedächtniß, als daß man von den Soldaten großen Muth hätte erwarten können; zudem fehlten die körperlichen Kräfte dazu. Was war von einer Armee zu erwarten, deren Rückzugsspur der drei- bis viermal stärkere Feind täglich mit Entkräfteten und Todten bezeichnet fand. Denn es ist buchstäblich wahr, daß viele Soldaten aus Hunger, Entbehrungen und Anstrengungen todt niederfielen. Auch der größere Theil der Offiziere war in einer üblen Lage, zum Theil noch schlimmer daran, als der Soldat. Die meisten hatten ihre Reit- und Packpferde verloren, besaßen nichts, als die Kleidung, die sie auf dem Leibe trugen, und da sie des Marschirens ungewohnt waren, sah man Viele mit zerrissenen Stiefeln und blutenden Füßen.

Unserer seitherigen Marschrichtung nach und soviel uns bekannt wurde, hatte unser Korps die Bestimmung, seinen Weg

auf Prenzlau zu nehmen und sich mit demjenigen, welches Fürst v. Hohenlohe selbst führte und das einen Tagemarsch voraus sein sollte, zu vereinigen. Auch sprach man von der Absicht, und General v. Blücher baute seine ganze Hoffnung darauf, was auch bekannt gemacht wurde, sich mit dem Korps des Herzogs von Weimar zu vereinigen, das bekanntlich an den Schlachten des 14. Oktober nicht theilgenommen, sondern als Avantgarde im Thüringer Walde gestanden und alsdann seinen Rückzug bei Sandau über die Elbe genommen hatte. Man hoffte dadurch stark genug zu sein, um dem Feinde eine Schlacht zu liefern, falls er uns an der Oder zuvorkommen und den Uebergang streitig machen sollte. General v. Blücher sprach jeden Tag in seiner ihm eigenthümlichen Art davon, und ohne Zweifel war es bei ihm Ueberzeugung. Er sah zwar den Zustand seiner Truppen, da aber ein Mann wie er keine Gefahr kannte, übersah er diesen, gab nichts auf und belebte Alles mit den kühnsten Hoffnungen, so daß Offiziere und Soldaten, wenn schon die letzten Kräfte schwanden, durch wenig Worte von ihm gestärkt, der Pflicht und Ehre folgten.

Es war am 27., als wir aus der Gegend von Ruppin nach Lindow marschirten, um uns Prenzlau zu nähern und mit dem Fürsten v. Hohenlohe zu vereinigen, von dem schon mehrere Befehle dazu gekommen waren. Für heute war die Entfernung indessen noch zu groß und die Truppen waren, nicht durch die Länge des Marsches sondern wegen der zerstreuten Quartiere, zu ermüdet, so daß der General entweder ihnen Ruhe gönnen zu müssen glaubte, oder darum zögerte, weil er an diesem Tage schon die Vereinigung mit dem Korps des Herzogs von Weimar zu erreichen glaubte. Aller Blicke waren deshalb nach links gerichtet, von wo man diese Truppen erwartete. Patrouillen in unserer rechten Flanke waren auf den Feind gestoßen; die Aussicht, Prenzlau zu erreichen, ohne sich zu schlagen, schien daher immer schwächer zu werden. Versprengte braune

Husaren brachten die Nachricht, daß der General v. Schimmelfennig mit seinem Detachement in der Gegend von Zehdenick von französischer Kavallerie mit Uebermacht angegriffen und das ganze Detachement niedergehauen, gefangen und auseinandergesprengt sei. Hieraus ging hervor, daß die Franzosen sich dicht in unserer rechten Flanke befanden und aller Wahrscheinlichkeit nach näher an Prenzlau waren, als wir. Am 28. brachen wir aus der Gegend von Lindow und Gransee auf und setzten den Marsch in der Richtung von Prenzlau fort. Während dieses Marsches kamen uns plötzlich Ausreißer vom Hohenloheschen Korps querfeldein auf den Hals und sagten aus, daß sie von Prenzlau kämen, wo das Korps unerwartet auf den Feind gestoßen und mit Uebermacht angegriffen worden sei. Man habe sich in der Stadt geschlagen, die Franzosen seien bereits im Besitz der Thore gewesen und der Fürst v. Hohenlohe habe kapitulirt.

Wie ein Donnerschlag fiel diese Nachricht auf uns; zwar schenkte man ihr keinen Glauben und Blücher war so wüthend, daß er die Kerle alle todtschießen lassen wollte. Doch erkannte man an der plötzlich geänderten Marschrichtung, daß der gerade Weg nach Prenzlau nicht mehr frei war; die Spitze schwenkte links, bald sahen wir uns ins Mecklenburgische versetzt und erreichten am späten Abend Fürstenberg. Zum ersten Male blieb hier der größere Theil des Korps zusammen und biwakirte. Von den Einwohnern wurden mit großer Bereitwilligkeit Lebensmittel, so viel der kleine Ort aufbringen konnte, herausgebracht. Alles wetteiferte, die Hungrigen zu erquicken, man schleppte selbst warme Speisen und Getränke für die Offiziere herbei und einzelne Einwohner luden dieselben in ihre Häuser ein. Doch Alles, was hier für die Truppen geschah, war wie ein Tropfen auf den heißen Stein. Schon während der Nacht brachen wir von Fürstenberg auf, wendeten uns wieder rechts ins Preußische und erreichten am 29. gegen Morgen Lychen

auf der Straße nach Prenzlau. Noch ging aus diesem Marsche die Hoffnung hervor, trotz der Tags zuvor erhaltenen Nachricht sich Prenzlau zu nähern und die Oder, wenn es noch möglich, zu erreichen. Die nächsten Ereignisse überzeugten indessen bald einen Jeden vom Gegentheil. Als unsere Avantgarde vor Lychen ankam, fand sie den Ort bereits von den Franzosen besetzt. Der Weg nach Prenzlau war mithin durchschnitten. Die Lage schien zwar bedenklich, doch war der Marsch nur aufgehalten und noch nichts verloren. General v. Blücher ließ Lychen zum Schein angreifen, marschirte mit dem Gros des Korps, den Ort rechts lassend, so schnell wie möglich ab und führte uns auf ungebahnten Wegen in die nahe liegende Waldung, welche wohl noch nie eines Soldaten Fuß betreten hatte, wodurch es ihm gelang, sich den Augen des Feindes vollkommen zu entziehen. Es war etwas Neues und Ungewohntes, als wir uns in einen dichten Wald ohne Weg und Steg versetzt sahen, durch dessen Gestrüpp und Hindernisse das Korps sich erst einen Pfad bahnen mußte. Das Vordringen war daher sehr beschwerlich und wir krebsten lange Zeit, ohne die Richtung zu kennen, in dichtem Gebüsch umher. Inzwischen waren die Franzosen unserer Spur gefolgt und drängten unsere Arrieregarde mitunter sehr stark. Die Hindernisse des Marsches wurden so viel wie möglich bekämpft, die Schritte verdoppelt, bis wir endlich einen Weg und freies Feld erreichten. Der Feind drängte immer kühner auf und hatte die Arrieregarde mehrmals mit dem größten Ungestüm attackirt, so daß der General beschloß, ihm einen Denkzettel zu geben und ihn sich vom Halse zu schaffen. Als das Gros der Truppen den Wald durchschritten hatte, ließ er einige Bataillone und Geschütze zur Aufnahme der Arrieregarde am Ausgange desselben Stellung nehmen. Einen Theil seines eigenen Husaren-Regiments legte er zur rechten Seite des Ausganges ins Versteck, das Gros setzte Schritt für Schritt seinen Rückzug fort. Die Franzosen

stürzten mit der größten Tollkühnheit aus dem Walde hervor und waren eben im Begriff, auf die paar schwachen Bataillone, unter denen sich mein Regiment befand, einzuhauen, als die Blücherschen Husaren, die lange auf diese Gelegenheit gewartet hatten, im glücklichsten Augenblick hervorbrachen, den vorwitzigen Feind, während er in der Front Gewehr- und Kartätschfeuer empfing, in Flanke und Rücken nahmen, und ein so gewaltiges Blutbad unter ihm anrichteten, daß ein ganzes Chasseur-Regiment vernichtet wurde. Nur wenige entkamen nach rückwärts in den Wald; eine Anzahl Gefangene, die alle fürchterlich zerhauen waren, darunter der Oberst und mehrere Offiziere, waren der Preis dieses glänzenden Gefechts und das Ergebniß davon, daß die Franzosen von weiterer Verfolgung abließen. Wir setzten also den Marsch ungestört fort, durchschnitten eine Landstraße, die, wie ich glaube, von Lychen nach Boitzenburg und Prenzlau führt, und wandten uns nach Strelitz, da die Nachricht von der unglücklichen Kapitulation sich bestätigt hatte, Boitzenburg vom Feinde besetzt und somit die erhoffte Vereinigung mit dem Hohenloheschen Korps vereitelt war. Was meine Person betraf, so sah ich den Augenblick kommen, wo ich den bisherigen Anstrengungen erliegen würde. Seit mehreren Tagen schon krank, konnte ich mich nur mit Mühe auf dem Pferde erhalten, noch viel weniger gehen. Ehre und Pflicht geboten indessen, in dieser Lage mein Schicksal nicht von dem meiner Kameraden zu trennen, denn die Entscheidung konnte nicht mehr fern sein, und lieber mit Anspannung der letzten Kräfte zu folgen, selbst den Geist auf der Stelle auszuhauchen oder, was noch besser, eine barmherzige Kugel zu finden, als zurückzubleiben und krank und elend in Gefangenschaft zu gerathen.

Am 30. Oktober machte General v. Blücher bei Strelitz durch einen kräftigen Tagesbefehl bekannt, daß ihm die Vereinigung mit dem Korps des Herzogs von Weimar gelungen

sei. Der General sagte in seinem Befehl, daß er nach dieser Vereinigung ferner entschlossen wäre, dem Feinde allen nur möglichen Widerstand zu leisten und, wenn es ihm nicht mehr glückte, die Oder zu erreichen, sich einen andern Weg zu bahnen. Da indessen zu diesem Vorhaben noch größere Anstrengungen bevorständen, noch höhere Anforderungen an den Muth und die Ausdauer der Truppen, die sich bisher so willig und ehrenvoll erwiesen, gestellt werden müßten, so gäbe er jedem Offizier anheim, das Korps zu verlassen, der nicht entschlossen wäre, die mit einem solchen Rückzuge verbundenen ferneren großen Mühseligkeiten zu ertragen. Der Eindruck dieser Worte war groß und belebte den Muth und die Hoffnungen außerordentlich. Doch waren die physischen Kräfte von solcher Beschaffenheit, daß man zwar als Soldat den Entschluß des Helden ehren und diesem auf der einmal betretenen mühseligen aber ehrenvollen Bahn willig folgen mußte; aber als Mensch — konnte da der Verstand wohl etwas Anderes sagen, als daß bei allen ferneren Opfern vielleicht ein ehrenvoller Untergang, aber kein glückliches Ergebniß für den König und das unglückliche Vaterland vorauszusehen sei?

Wir setzten den Marsch am 31. von Strelitz nach Waren zwischen den vielen in dieser Gegend befindlichen Landseen fort. Unsere Arrieregarde wurde bei Waren angegriffen und es kam zu einem lebhaften und hartnäckigen Gefecht, das gerade nicht zu unserem Nachtheil ausfiel. Die Truppen waren seit einigen Tagen nicht mehr zur Erholung auseinandergegangen, sondern Tag und Nacht ohne Ruhe und Rast marschirt, so daß nicht einmal Zeit zum Kochen und Verzehren der Lebensmittel auf den Sammelplätzen gewesen war. Deshalb wurden wieder Quartiere bezogen, die aber, weil sie weit auseinander lagen, keine Ruhe gestatteten und mehrfach angegriffen wurden. Am 1. November befand sich das Korps in der Gegend von Krakow zwischen dem Krakower und dem Schweriner See versammelt,

weil man einen Hauptangriff zu erwarten schien. Dieser erfolgte nicht und die Truppen gingen Nachmittags nach ihren verschiedenen entlegenen Quartieren auseinander. Als wir das unsrige erreicht hatten und der mit den Fourieren vorausgeschickte Offizier uns mit der freudigen Nachricht entgegenkam, daß wir Lebensmittel bereit finden würden, hörten wir, im Begriffe einzurücken, jenseits des Orts schießen. Es ergab sich, daß einige Schwadronen unserer Kavallerie vor ihren Quartieren angegriffen worden waren. Das Gefecht ward immer lebhafter, zog sich nach unserem Quartierorte (der, wenn ich nicht irre, Hagenau hieß), mehrere andere aufgejagte Truppentheile vereinigten sich und schließlich war ein größeres Gefecht im Gange, das bis spät Abends dauerte. Die Franzosen drängten uns mit überlegener Kavallerie und reitender Artillerie mehrere Stunden Wegs zurück, bis herbeieilende Verstärkungen von Infanterie und reitender Artillerie das Gleichgewicht herstellten und wir ohne größeren Verlust unter Begünstigung mehrerer Landseen mit Einbruch der Nacht eine Stellung nahmen, die den Feind am weiteren Vordringen hinderte.

Nach diesem Gefecht erreichte meine Thätigkeit und weitere Theilnahme am Rückzuge ihr Ende. Meine Krankheit hatte so zugenommen, daß ich während des Gefechts nur der Ehre wegen und mit der äußersten Anstrengung meiner völlig erschöpften Kräfte mich hatte aufrecht erhalten können. Ich beschloß, da mich das Fieber gewaltig schüttelte und es wahrscheinlich war, daß die Truppen im Angesicht des Feindes während der Nacht unter freiem Himmel liegen bleiben müßten, auf der Rückzugslinie vorauszugehen, um irgend ein Obdach und ärztliche Hülfe zu suchen; vielleicht, daß ich so der Gefangenschaft entging, der ich am nächsten Tage unfehlbar verfallen sein würde. In Begleitung eines Kameraden, eines Herrn v. Mecklenburg, eines geborenen Mecklenburgers, und meines Reitknechts schleppte ich mich während der Nacht nach der

nächsten Stadt Güstrow, wo man mir ein Bett und einen Arzt verschaffte. Am folgenden Morgen packte man mich im heftigsten Fieber in einen Wagen und brachte mich nach Bützow; hier fand ich im Hause der Mutter meines Freundes Aufnahme. Er selbst begab sich, nachdem er mir diesen Freundschaftsdienst geleistet, wieder fort, um das Korps aufzusuchen. Ich lag mehrere Wochen darnieder und wußte in den ersten Tagen nicht, was um mich vorging. Inzwischen waren die Franzosen in Bützow eingerückt, und eines Tages stand ein französischer Arzt vor meinem Bette, untersuchte meinen Zustand und kam in Gemeinschaft mit dem Stadtarzte von nun an täglich zu mir. Bald erschien auch ein französischer Offizier, sagte, daß ich sein Gefangener sei, und forderte mir das Ehrenwort ab, bis zu meiner Genesung das Haus nicht zu verlassen. So war denn mein Schicksal entschieden; ich befand mich krank, doch nicht hülflos in den Händen meiner Feinde.

Die Kunde von der Kapitulation von Lübeck und dem ehrenvollen Ende des Blücherschen Korps vernahm ich durch meine Feinde. Mit edler Mäßigung theilte mein Arzt sie mir zuerst mit, bis ich später von Anderen die Einzelheiten erfuhr. Sowohl der Sohn meiner gütigen Wirthin, der Frau v. Mecklenburg, der mich hierher geleitet hatte, als dessen jüngerer Bruder, kamen nach der Kapitulation als Gefangene auf Ehrenwort nach Bützow zurück. Der Ort und das Haus meiner Wohlthäterin füllten sich täglich mehr mit Franzosen, die da gingen und kamen und mich mit Schonung und Artigkeit behandelten. Nach manchem Wechsel dieser Gäste blieb ein Offizier vom Generalstabe, schwer am Arm verwundet, als stehende Einquartierung im Hause und zu seinem Beistande jener Arzt zurück, während die Truppen auf ihrer siegreichen Bahn weiterzogen. Meine Genesung war nach einigen Wochen soweit vorgeschritten, daß ich wieder ausgehen konnte und daran denken mußte, was aus mir werden und wohin ich mich begeben

[illegible]

[illegible] haben? [illegible] gekommen! [illegible] Schlag [illegible] von Magdeburg, [illegible] — [illegible] konnte man daran [illegible] was man seit [illegible] Hatte man gelebt und konnte, [illegible] beispiellosen Unglücks [illegible] den Thron und das ganze Staatsgebäude in den tiefsten Grundlagen erschüttert, vielleicht umgestürzt das Wohl und Wehe Tausender untergraben hatte! Es war Wirklichkeit! Das Unglück, dessen Folgen noch nicht abzusehen, es war da. Wir hatten kein Vaterland mehr — ich und Tausende nur noch ein schmachvolles Dasein.

Nach manchem gefaßten und wieder verworfenen Plan, was ich mit meinem elenden Leben ohne Freiheit und Unterhalt anfangen, wohin ich mich begeben sollte, ergriff ich den Gedanken, nach Berlin als dem Orte zu gehen, wo ich so lange gelebt hatte und wo ich Freunde und Anhalt zu finden hoffte. Nicht

länger wollte und konnte ich nach wiederhergestellter Gesundheit die im Hause der Familie v. Mecklenburg mir erzeigten Wohlthaten annehmen, obwohl man so edel war, mir einen längeren Aufenthalt anzubieten. Von dem französischen Offizier und dem Arzt, welche die Absicht hatten, sich über Berlin zu ihrer Armee zu begeben, dazu aufgefordert, reiste ich in deren Gesellschaft Anfang Dezember ab. Der jüngere der Gebrüder v. Mecklenburg, dem es zu Hause zu eng war, begleitete uns. Von dem französischen Kommandanten in Bützow erhielt ich eine Marschroute und sah mich in das sonderbare meinem Gefühl widerstreitende Verhältniß versetzt, in Gemeinschaft mit zwei Franzosen von dem beliebten durch diese Nation so verhaßt gewordenen Etappen- und Requisitionssystem wohl oder übel Gebrauch zu machen, und ich bekam bei dieser Gelegenheit den ersten Vorgeschmack davon. So gewiß auch diese beiden Leute zu den besseren ihrer großen Nation gehörten, so machten sie doch in den Quartieren bei meinen deutschen Landsleuten den Feind geltend, ließen sich nichts abgehen und spannten mitunter ihre Anforderungen so hoch, daß es mich empörte und ich froh war, Berlin erreicht zu haben und dieser Gesellschaft entledigt zu sein. Leider war ich in der Lage, die Art und Weise, wie ich unter dem Schutze meiner beiden Franzosen nach Berlin kam, als ein Glück zu betrachten, denn meine Mittel waren nicht allein bis auf wenige Thaler erschöpft, sondern ich brachte dadurch meine beiden Pferde, als das einzige aus dem Schiffbruch Gerettete nach Berlin, die mir unter anderen Umständen unfehlbar irgend ein Liebhaber unterwegs abgenommen hätte.

Ich fand in Berlin bei meinen Freunden, in einem Hause, zu dem ich seit Jahren in sehr nahen Beziehungen gestanden und an das mich eine Herzensverbindung fesselte, nicht die Aufnahme, die ich erwartet hatte. Noch war ich an Lebenserfahrung nicht so reich, um zu wissen, daß das Unglück die Gesinnungen und Gefühle der Menschen ändert. Aber wie in der Zwischen-

zeit Alles eine andere Gestalt angenommen, so war auch ich verändert: jetzt weniger noch als ein Bettler! — So fand ich denn zwar Aufnahme und hin und wieder Theilnahme an meinem persönlich erlittenen Mißgeschick, aber das Zarte und Schonende, dessen ich bedurfte, fehlte. Schon in den nächsten Stunden nach meinem Eintritt mußte ich manche harte Urtheile und bitter kränkende Aeußerungen über die Veranlassung des allgemeinen Unglücks hören, die mich tief verwundeten. Die Armee war es, die es veranlaßt, die Offiziere namentlich waren daran Schuld, sie hatten nicht ihre Pflicht gethan, nur ihnen hatte der Staat das Unglück zu danken, und dergleichen. Mit hämischem Beifall erzählte man mir diesen und jenen Auftritt, so, daß kein Offizier sich auf der Straße sehen lassen dürfe, ohne sich Schimpf und Schande auszusetzen und vom Pöbel mißhandelt zu werden, wie das bereits mehreren widerfahren sei; ferner, wie Napoleon die gefangenen Offiziere vom Regiment Gensdarmes sich öffentlich vor das Schloß habe vorführen lassen, wie er diese stolzen anmaßenden Herren, die vor allen nach Krieg geschrieen, gedemüthigt und mit Verachtung vor den Augen der Einwohner behandelt habe. Dies Alles mußte ich hören, und wenn es mich auch nicht persönlich traf, indem man so gnädig war, denen, die den Rückzug Blüchers mitgemacht hatten, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, so berührte es doch den ganzen Stand, dem ich angehörte. Im Allgemeinen hatte allerdings die Mehrzahl der Einwohner des Staates und vorzüglich die der Hauptstadt die Meinung angenommen, daß die Armee an dem heillosen Unglück allein Schuld sei. Dies war verzeihlich und konnte kaum anders sein, da man sich die Armee wohl geschlagen, aber nicht so vernichtet und das Land so dem Feinde preisgegeben vorzustellen vermochte. Die beispiellos niederträchtige Uebergabe der Festungen mußte die Nation in diesem Urtheil bestärken, daß aber, einzelne Fälle von Pflichtvergessenheit abgerechnet, die Ursachen des Unglücks

tiefer lagen, konnte nur die Zeit und die Geschichte dieses unglücklichen Krieges aufklären.

Diese Erfahrungen machten mir klar, daß ich auf ein dauerndes Asyl in Berlin nicht rechnen dürfe. Zudem vernahm ich, das französische Gouvernement gestatte keinem preußischen Offizier, sich in der Hauptstadt aufzuhalten; den Einwohnern war bei strenger Strafe die Aufnahme derselben versagt. Ich mußte mich beim Gouverneur melden und erhielt auf meine Vorstellung Erlaubniß, drei Tage zu bleiben mit dem Bedeuten, mich dann wieder vorzustellen und anzugeben, nach welchem anderen Orte im Rücken der französischen Armee ich mich hinzubegeben gedächte. Dazu sollte ich einen Reisepaß erhalten, andernfalls nach Frankreich gebracht werden. Die drei Tage waren noch nicht verflossen, als ich infolge meiner Gemüthsstimmung von Neuem aufs Krankenlager geworfen wurde und so wenig das Haus der Menschen, die mir das nicht mehr waren, was zu hoffen ich unerfahren genug gewesen war, als auch Berlin verlassen konnte. Aus Furcht, zur Verantwortung gezogen zu werden, machte man von meiner Krankheit Anzeige beim Gouvernement, worauf sogleich nicht einer sondern zwei französische Aerzte erschienen und meinen Zustand mißtrauisch aufs Genaueste untersuchten. Infolge Meldung und bei täglich fortgesetzten Besuchen dieser Aerzte erhielt ich die Erlaubniß, noch in Berlin zu bleiben. Wer das Gefühl kennt, unglücklich und hülflos zu sein und Wohlthaten annehmen zu müssen, die, erzwungen, nicht aus reinem Herzen kommen, kann sich einen Begriff von meiner Lage und von dem machen, was ich litt. Dem Scheine nach erzeigte man mir zwar von Seiten der Familie D ..... ch während meiner Krankheit Theilnahme sowie diejenige Pflege, welche jeder Unglückliche beanspruchen kann; man trieb mich keineswegs aus dem Hause, auch war die Neigung meiner Braut nicht erloschen, wenn auch geschwächt, allein die Handlungsweise der Eltern unterdrückte die-

ſelbe und ſo ſehnte ich mich nach dem Augenblick, wo ich geſund dieſen Ort verlaſſen, mich der immer ſchwerer auf mir laſtenden Wohlthaten entziehen und die Bande, die mich ſeit Jahren an die Familie feſſelten, zerreißen konnte. Das ward mir keineswegs leicht, denn Zeit, Gewohnheit, Dankbarkeit und eigenthümliche Verhältniſſe, die noch fortbeſtanden, da meine Schweſter in dieſem Hauſe lebte, ließen mich einen ſchweren Kampf mit mir ſelbſt kämpfen. Ich verkaufte oder verſchleuderte vielmehr meine beiden Pferde; ſie waren mein ganzer Reichthum, die einzigen Mittel zur Reiſe, zum künftigen Unterhalt. Mit dreißig Thalern, die ich dafür erhielt, begab ich mich Ende Januar 1807 zu meiner Mutter nach Halle, um krank, geächtet, ohne zu wiſſen, was aus mir werden ſollte, deren Kummer und Elend zu theilen.

So tief das Schickſal mich gebeugt hatte, ſo wohl war mir am Herzen der Mutter, deſſen Wohlthaten mich nicht drückten, wenn ſie auch meine Wunden nicht zu heilen im Stande waren. Der Druck der Zeit lag gleich ſchwer auf Armen und Reichen; die geringen Mittel, die meine Mutter in der von ihr bezogenen Staatspenſion beſaß, waren ſeit dem Einrücken der Franzoſen ausgeblieben. Niemand zahlte, Keiner borgte, Geld war in dieſer Zeit die ſeltenſte Waare, weil Jeder es an ſich hielt, da das Ende dieſes unglücklichen Krieges nicht abzuſehen war.

So war meine Lage beſchaffen, als ich das mütterliche Haus betrat. Gegenwart und Zukunft lagen mit einer kaum zu ertragenden Laſt auf mir. Mit Tauſenden in das Unglück meines Vaterlandes verflochten, ſah ich mich im fünfundzwanzigſten Lebensjahre am Ende einer Laufbahn, die mir Ehre, Zufriedenheit und Brot gegeben hatte; denn wieder in Thätigkeit zu kommen, als Gefangener ausgewechſelt zu werden, daran war ſelbſt bei einer glücklichen Wendung des Krieges nicht zu denken. Kummer, Sorgen, ſchlafloſe Nächte unter-

gruben meine schon zerrüttete Gesundheit nur noch mehr; ich war an Thätigkeit, Bewegung und Anstrengung des Körpers gewöhnt, und so entwickelte sich zur Vergrößerung meines Elendes der Keim einer Kränklichkeit in mir, mit der ich mich seit dieser Zeit Jahre lang umhertrug.

Infolge einer freundlichen Aufforderung, die ich von der Familie v. Boyneburg auf Städtfeld in der Gegend von Eisenach, mit der ich seit den Tagen meiner Einquartierung in Briefwechsel gestanden, zu einem Besuch erhielt, ward mir durch die Theilnahme erst seit Kurzem befreundeter nicht verwandter Menschen ein so wohlthuender Eindruck zu Theil, daß ich mit Vergnügen darauf einging. Ich verließ daher nach kurzem Aufenthalt meine Mutter und Halle um so lieber, als die täglich mir vor Augen stehende verhaßte Franzosenherrschaft mit allem ihrem Thun und Treiben, ihren Kränkungen und Verfolgungen, meine Lage nur bitterer, mein Elend nur fühlbarer machte. Ich fand in Städtfeld die liebevollste und herzlichste Aufnahme, verlebte einige Wochen im Kreise der Familie, konnte indessen weder meine Gesundheit noch die verlorene Seelenruhe wieder erlangen. Da ich auch die Last der Wohlthaten zu sehr fühlte, kehrte ich Anfang März 1807 nach Halle zurück, nachdem ich meine letzten Geldmittel erschöpft hatte und mich, ohne Aussicht auf irgend eine Nahrungsquelle, in die peinlichste Lage versetzt sah. Auf meiner Rückreise kam ich durch die Gegenden von Jena und Auerstädt, die vor wenig Monaten der Schauplatz des schmachvollen Unglücks des Vaterlandes gewesen waren. Auf den Feldern waren zu meiner großen Ueberraschung die Spuren der Schlacht fast verwischt, nur in den Ortschaften, besonders in Auerstädt und Kösen, noch deutlich erkennbar. Der blutige Boden trug bereits wieder in der jungen grünenden Saat einen Theil der Hoffnungen der Menschen, die ohne ihre Schuld dem Kriege so harte Opfer gebracht hatten. In welche Stimmung versetzte mich dies Anschauen!

Ich betrat die Erde, unter der so Mancher, den ich gekannt, der mir Freund und Kamerad gewesen war, den ewigen Schlaf schlummerte. Mit meinen Augen und im Geist versetzte ich mich auf diesen und jenen Punkt, wo ich Manchen hatte fallen und bluten sehen, wo ich selbst den größten Gefahren ausgesetzt gewesen war. Und jetzt wandelte ich hier! Sollte ich die schlafenden Brüder beneiden; sollte ich verzagen, sollte ich hoffen? — Ich lebte, also sollte ich hoffen! Es mußte noch eine Zukunft für mich geben! Eine innere Stimme sagte mir: „Trage und dulde, dein Ziel ist noch fern; du sollst leben, du hast noch eine andere Bestimmung; reich wird für dich das Leben noch an Mühsal, Leiden und Erfahrungen sein, aber auch auf Glück und Freuden hast du Ansprüche. Die Brüder, die hier gefallen, sie fielen für das Vaterland und auch für dich, und die Saat, die Gott über ihren Gebeinen wachsen läßt, wächst nicht allein für Unglückliche.“ So meine Betrachtungen auf dem Schlachtfelde. Es war die Stimme des Gottvertrauens und gläubiger Zuversicht, die, angeregt durch den Anblick, in mir erklang. So mußte ich denn dies Schlachtfeld wiedersehen, um Stärkung, Muth und Hoffnung wieder zu gewinnen und mit mir zu nehmen.

Nach meiner Rückkehr in das mütterliche Haus zeigten sich keine Aussichten zu einer günstigeren Wendung des Schicksals, sondern meiner Mutter und meine Lage wurde täglich trauriger, unser Leben war ein beständiger Kampf um die Mittel zum gemeinschaftlichen Unterhalt. Die arme Mutter gab her, was sie hatte. Meine Kränklichkeit und die darum nothwendige Pflege erschöpften die geringen Hülfsquellen nur noch früher, so daß gar nicht abzusehen war, wie die Noth enden sollte.

Wir waren bis dahin über das Leben und Schicksal meines Bruders in Ungewißheit gewesen, was unseren Kummer nur noch vergrößerte. Schon betrauerten wir ihn als einen Gefallenen, als zu unserer Freude Nachrichten von ihm ein-

gingen. Er schrieb aus Toul in Frankreich, wo er sich als Gefangener befand, und unterrichtete uns, daß er während des Gefechts bei Lübeck, wo er Ordonnanzoffizier beim General v. Blücher gewesen, in demselben Augenblick gefangen worden sei, als der General selbst den in die Stadt eingedrungenen Franzosen, wie bekannt, ums Haar in die Hände gefallen wäre. So sehr er auch mißhandelt worden wäre und so viele Drangsale er auf dem Marsche nach Frankreich hätte ausstehen müssen, so sei sein gegenwärtiges Loos doch erträglich, da er sich guter Gesundheit erfreue und in Toul eine menschenfreundliche Familie gefunden habe, die sich seiner annehme und ihn mit den nothwendigsten Bedürfnissen des Lebens unterstütze, so daß ihm nichts als die Freiheit und Nachricht von den Seinigen fehle. Ich schrieb ihm sogleich das Nöthige über mein Schicksal und über unsere traurige Lage. Er war hierauf so edeldenkend, mir eine Anweisung auf seinen Vormund zu schicken, um, da er gerade großjährig geworden war, eine Summe von hundert Thalern von seinem väterlichen Erbe zu beziehen; eine gleiche Summe sollte ich Sorge tragen, ihm zu senden. Es war ein Lichtblick, der so in unser trübes Dasein fiel, doch die Täuschung ließ nicht lange auf sich warten. Das kleine Vermögen meines Bruders stand als Mündelgeld in der Magdeburger Bank, diese zahlte bei den gegenwärtigen Zeitumständen nicht, war von den Franzosen in Beschlag genommen, und der Vormund wollte sich zu einem Vorschusse nicht verstehen. So war auch diese einzige mögliche Hülfe, die zu der unglücklichen Mutter und meiner Erhaltung vom Himmel zu kommen schien, verschwunden.

Welches Mittel blieb mir noch, meine Lage zu ändern? Keines, als entweder zum französischen Kommandanten zu gehen und ihn zu bitten, daß er mich als Gefangenen nach Frankreich abführen ließe, damit ich mich der Wohlthat, nicht verhungern zu müssen, erfreuen könnte, oder ein anderes, aber entehrendes

zeit Alles eine andere Gestalt angenommen, so war auch ich verändert: jetzt weniger noch als ein Bettler! — So fand ich denn zwar Aufnahme und hin und wieder Theilnahme an meinem persönlich erlittenen Mißgeschick, aber das Zarte und Schonende, dessen ich bedurfte, fehlte. Schon in den nächsten Stunden nach meinem Eintritt mußte ich manche harte Urtheile und bitter kränkende Aeußerungen über die Veranlassung des allgemeinen Unglücks hören, die mich tief verwundeten. Die Armee war es, die es veranlaßt, die Offiziere namentlich waren daran Schuld, sie hatten nicht ihre Pflicht gethan, nur ihnen hatte der Staat das Unglück zu danken, und dergleichen. Mit hämischem Beifall erzählte man mir diesen und jenen Auftritt, so, daß kein Offizier sich auf der Straße sehen lassen dürfe, ohne sich Schimpf und Schande auszusetzen und vom Pöbel mißhandelt zu werden, wie das bereits mehreren widerfahren sei; ferner, wie Napoleon die gefangenen Offiziere vom Regiment Gensdarmes sich öffentlich vor das Schloß habe vorführen lassen, wie er diese stolzen anmaßenden Herren, die vor allen nach Krieg geschrieen, gedemüthigt und mit Verachtung vor den Augen der Einwohner behandelt habe. Dies Alles mußte ich hören, und wenn es mich auch nicht persönlich traf, indem man so gnädig war, denen, die den Rückzug Blüchers mitgemacht hatten, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, so berührte es doch den ganzen Stand, dem ich angehörte. Im Allgemeinen hatte allerdings die Mehrzahl der Einwohner des Staates und vorzüglich die der Hauptstadt die Meinung angenommen, daß die Armee an dem heillosen Unglück allein Schuld sei. Dies war verzeihlich und konnte kaum anders sein, da man sich die Armee wohl geschlagen, aber nicht so vernichtet und das Land so dem Feinde preisgegeben vorzustellen vermochte. Die beispiellos niederträchtige Uebergabe der Festungen mußte die Nation in diesem Urtheil bestärken, daß aber, einzelne Fälle von Pflichtvergessenheit abgerechnet, die Ursachen des Unglücks

mußten wir, um Preußen zu erreichen, durch die französische Armee hindurch, welche damals das ganze Land bis zur Weichsel, Ostsee und Nordsee überschwemmt hatte, und schließlich brauchten wir Geld zu dem Unternehmen. Aber Glück und durch Noth geschärfte Erfindungsgabe beseitigten die Hindernisse. Wir arbeiteten nun unablässig an der Ausführung unseres Plans. Nach manchen vergeblichen Versuchen, mir Geld zu verschaffen, gelang es mir endlich, das gute Herz des Vormundes zu erweichen, der mir auf die erwähnte Anweisung meines Bruders von 100 Thalern 23, schreibe dreiundzwanzig, Thaler gab. Mit dieser geringen Summe, welche ich durch den Verkauf von einigen noch entbehrlichen Gegenständen auf 30 Thaler brachte, entschloß ich mich, auf gut Glück die Reise anzutreten. Sydow hatte ungefähr doppelt so viel Geld zusammengebracht, und wir machten nun gemeinschaftliche Kasse. Es kam jetzt darauf an, daß wir uns Reisepässe unter anderem Namen verschafften. So geheim wir unser Vorhaben, auch unseren Angehörigen gegenüber, halten mußten, so gelang es uns doch durch Vermittelung eines patriotisch gesinnten Bekannten, von der Polizeibehörde Päße zu bekommen, welche auf Hamburger Kaufmannsdiener, die in Halle Verwandte besucht hatten und nach Hamburg zurückkehren wollten, lauteten. Damit war uns aber noch nicht geholfen, denn alle Päße mußten von dem Kommandanten visirt werden. Wir selbst durften nicht zu ihm gehen, denn er kannte uns. Da schaffte Sydows Schwester, die wir ins Geheimniß zogen, Rath und bot ihren Beistand an. Den Tag vor unserer beabsichtigten Abreise begab sie sich mit den Päßen zum Kommandanten und wollte uns für Verwandte ausgeben, die, von einer Reise gekommen, zu ermüdet wären, um selbst zu erscheinen. Mit Herzklopfen erwarteten wir die Rückkehr des kühnen Mädchens. Aber sie hatte den Kommandanten nicht getroffen, die Päße im Bureau lassen müssen und war auf einige Stunden später wieder bestellt worden. Es ward uns

ſelbe und ſo ſehnte ich mich nach dem Augenblick, wo ich geſund dieſen Ort verlaſſen, mich der immer ſchwerer auf mir laſtenden Wohlthaten entziehen und die Bande, die mich ſeit Jahren an die Familie feſſelten, zerreißen konnte. Das ward mir keineswegs leicht, denn Zeit, Gewohnheit, Dankbarkeit und eigenthümliche Verhältniſſe, die noch fortbeſtanden, da meine Schweſter in dieſem Hauſe lebte, ließen mich einen ſchweren Kampf mit mir ſelbſt kämpfen. Ich verkaufte oder verſchleuderte vielmehr meine beiden Pferde; ſie waren mein ganzer Reichthum, die einzigen Mittel zur Reiſe, zum künftigen Unterhalt. Mit dreißig Thalern, die ich dafür erhielt, begab ich mich Ende Januar 1807 zu meiner Mutter nach Halle, um krank, geächtet, ohne zu wiſſen, was aus mir werden ſollte, deren Kummer und Elend zu theilen.

So tief das Schickſal mich gebeugt hatte, ſo wohl war mir am Herzen der Mutter, deſſen Wohlthaten mich nicht drückten, wenn ſie auch meine Wunden nicht zu heilen im Stande waren. Der Druck der Zeit lag gleich ſchwer auf Armen und Reichen; die geringen Mittel, die meine Mutter in der von ihr bezogenen Staatspenſion beſaß, waren ſeit dem Einrücken der Franzoſen ausgeblieben. Niemand zahlte, Keiner borgte, Geld war in dieſer Zeit die ſeltenſte Waare, weil Jeder es an ſich hielt, da das Ende dieſes unglücklichen Krieges nicht abzuſehen war.

So war meine Lage beſchaffen, als ich das mütterliche Haus betrat. Gegenwart und Zukunft lagen mit einer kaum zu ertragenden Laſt auf mir. Mit Tauſenden in das Unglück meines Vaterlandes verflochten, ſah ich mich im fünfundzwanzigſten Lebensjahre am Ende einer Laufbahn, die mir Ehre, Zufriedenheit und Brot gegeben hatte; denn wieder in Thätigkeit zu kommen, als Gefangener ausgewechſelt zu werden, daran war ſelbſt bei einer glücklichen Wendung des Krieges nicht zu denken. Kummer, Sorgen, ſchlafloſe Nächte unter-

gruben meine schon zerrüttete Gesundheit nur noch mehr; ich war an Thätigkeit, Bewegung und Anstrengung des Körpers gewöhnt, und so entwickelte sich zur Vergrößerung meines Elendes der Keim einer Kränklichkeit in mir, mit der ich mich seit dieser Zeit Jahre lang umhertrug.

Infolge einer freundlichen Aufforderung, die ich von der Familie v. Boyneburg auf Städtfeld in der Gegend von Eisenach, mit der ich seit den Tagen meiner Einquartierung in Briefwechsel gestanden, zu einem Besuch erhielt, ward mir durch die Theilnahme erst seit Kurzem befreundeter nicht verwandter Menschen ein so wohlthuender Eindruck zu Theil, daß ich mit Vergnügen darauf einging. Ich verließ daher nach kurzem Aufenthalt meine Mutter und Halle um so lieber, als die täglich mir vor Augen stehende verhaßte Franzosenherrschaft mit allem ihrem Thun und Treiben, ihren Kränkungen und Verfolgungen, meine Lage nur bitterer, mein Elend nur fühlbarer machte. Ich fand in Städtfeld die liebevollste und herzlichste Aufnahme, verlebte einige Wochen im Kreise der Familie, konnte indessen weder meine Gesundheit noch die verlorene Seelenruhe wieder erlangen. Da ich auch die Last der Wohlthaten zu sehr fühlte, kehrte ich Anfang März 1807 nach Halle zurück, nachdem ich meine letzten Geldmittel erschöpft hatte und mich, ohne Aussicht auf irgend eine Nahrungsquelle, in die peinlichste Lage versetzt sah. Auf meiner Rückreise kam ich durch die Gegenden von Jena und Auerstädt, die vor wenig Monaten der Schauplatz des schmachvollen Unglücks des Vaterlandes gewesen waren. Auf den Feldern waren zu meiner großen Ueberraschung die Spuren der Schlacht fast verwischt, nur in den Ortschaften, besonders in Auerstädt und Kösen, noch deutlich erkennbar. Der blutige Boden trug bereits wieder in der jungen grünenden Saat einen Theil der Hoffnungen der Menschen, die ohne ihre Schuld dem Kriege so harte Opfer gebracht hatten. In welche Stimmung versetzte mich dies Anschauen!

Ich betrat die Erde, unter der so Mancher, den ich gekannt, der mir Freund und Kamerad gewesen war, den ewigen Schlaf schlummerte. Mit meinen Augen und im Geist versetzte ich mich auf diesen und jenen Punkt, wo ich Manchen hatte fallen und bluten sehen, wo ich selbst den größten Gefahren ausgesetzt gewesen war. Und jetzt wandelte ich hier! Sollte ich die schlafenden Brüder beneiden; sollte ich verzagen, sollte ich hoffen? — Ich lebte, also sollte ich hoffen! Es mußte noch eine Zukunft für mich geben! Eine innere Stimme sagte mir: „Trage und dulde, dein Ziel ist noch fern; du sollst leben, du hast noch eine andere Bestimmung; reich wird für dich das Leben noch an Mühsal, Leiden und Erfahrungen sein, aber auch auf Glück und Freuden hast du Ansprüche. Die Brüder, die hier gefallen, sie fielen für das Vaterland und auch für dich, und die Saat, die Gott über ihren Gebeinen wachsen läßt, wächst nicht allein für Unglückliche.“ So meine Betrachtungen auf dem Schlachtfelde. Es war die Stimme des Gottvertrauens und gläubiger Zuversicht, die, angeregt durch den Anblick, in mir erklang. So mußte ich denn dies Schlachtfeld wiedersehen, um Stärkung, Muth und Hoffnung wieder zu gewinnen und mit mir zu nehmen.

Nach meiner Rückkehr in das mütterliche Haus zeigten sich keine Aussichten zu einer günstigeren Wendung des Schicksals, sondern meiner Mutter und meine Lage wurde täglich trauriger, unser Leben war ein beständiger Kampf um die Mittel zum gemeinschaftlichen Unterhalt. Die arme Mutter gab her, was sie hatte. Meine Kränklichkeit und die darum nothwendige Pflege erschöpften die geringen Hülfsquellen nur noch früher, so daß gar nicht abzusehen war, wie die Noth enden sollte.

Wir waren bis dahin über das Leben und Schicksal meines Bruders in Ungewißheit gewesen, was unseren Kummer nur noch vergrößerte. Schon betrauerten wir ihn als einen Gefallenen, als zu unserer Freude Nachrichten von ihm ein-

gingen. Er schrieb aus Toul in Frankreich, wo er sich als Gefangener befand, und unterrichtete uns, daß er während des Gefechts bei Lübeck, wo er Ordonnanzoffizier beim General v. Blücher gewesen, in demselben Augenblick gefangen worden sei, als der General selbst den in die Stadt eingedrungenen Franzosen, wie bekannt, ums Haar in die Hände gefallen wäre. So sehr er auch mißhandelt worden wäre und so viele Drangsale er auf dem Marsche nach Frankreich hätte ausstehen müssen, so sei sein gegenwärtiges Loos doch erträglich, da er sich guter Gesundheit erfreue und in Toul eine menschenfreundliche Familie gefunden habe, die sich seiner annehme und ihn mit den nothwendigsten Bedürfnissen des Lebens unterstütze, so daß ihm nichts als die Freiheit und Nachricht von den Seinigen fehle. Ich schrieb ihm sogleich das Nöthige über mein Schicksal und über unsere traurige Lage. Er war hierauf so edeldenkend, mir eine Anweisung auf seinen Vormund zu schicken, um, da er gerade großjährig geworden war, eine Summe von hundert Thalern von seinem väterlichen Erbe zu beziehen; eine gleiche Summe sollte ich Sorge tragen, ihm zu senden. Es war ein Lichtblick, der so in unser trübes Dasein fiel, doch die Täuschung ließ nicht lange auf sich warten. Das kleine Vermögen meines Bruders stand als Mündelgeld in der Magdeburger Bank, diese zahlte bei den gegenwärtigen Zeitumständen nicht, war von den Franzosen in Beschlag genommen, und der Vormund wollte sich zu einem Vorschusse nicht verstehen. So war auch diese einzige mögliche Hülfe, die zu der unglücklichen Mutter und meiner Erhaltung vom Himmel zu kommen schien, verschwunden.

Welches Mittel blieb mir noch, meine Lage zu ändern? Keines, als entweder zum französischen Kommandanten zu gehen und ihn zu bitten, daß er mich als Gefangenen nach Frankreich abführen ließe, damit ich mich der Wohlthat, nicht verhungern zu müssen, erfreuen könnte, oder ein anderes, aber entehrendes

und schändliches. Es war das, bei den Truppen, die deutsche Fürsten damals für Napoleon aus deutschen, größtentheils preußischen, Soldaten und zusammengelaufenem Gesindel errichteten, Dienste zu nehmen. Mehrere preußische Offiziere waren so unglücklich oder so nichtswürdig, dies zu thun; selbst zwei meiner Regimentskameraden traten bei dem berüchtigten Regiment, das der Fürst von Ysenburg errichtete und das in Leipzig seinen Werbeplatz hatte, ein. Ich schauderte vor dem Gedanken zurück, mich von König und Vaterland loszusagen und die durch das Unglück der Hand entwundenen Waffen vielleicht augenblicklich gegen das Vaterland kehren zu müssen. Gott hätte mir vielleicht verziehen, wenn ich zu diesem Schritte, meine Zuflucht hätte nehmen müssen, denn meine Noth war groß. Er half aber und gab mir den ersten Beweis dadurch, daß ich, Dank der Pflege meiner Mutter, meine Gesundheit wiederkehren sah, wodurch sich mein Geist aufrichtete und ich mehr Kraft in mir fühlte, nicht allein zu tragen, sondern, es koste was es wolle, meine Pläne zur Aenderung meines Schicksals durchzuführen.

Es hielten sich in Halle noch einige Unglücksgefährten, gefangene preußische Offiziere, auf, die fast in gleicher Lage wie ich waren. Unter anderen hatte mich das Schicksal mit einem Jugendfreunde, dem Lieutenant v. Sydow, zusammengeführt. Ich war mit ihm in Berlin Kadet gewesen, er stand beim Regiment v. Grävenitz, hatte seine Mutter so gut wie ich hier, nur war deren, mithin auch seine Lage, nicht so drückend, wie die meinige. Mit ihm faßte ich den Plan, auf irgend eine Weise zur Armee nach Preußen zu gelangen und dem Könige, obgleich wir noch nicht ausgewechselt waren, unsere Dienste und unser Leben anzubieten. Die Ausführung unseres Vorhabens aber war schwierig; jeder unserer Schritte ward in Halle vom Kommandanten und dessen Spionen bewacht, unsere Entfernung konnte nur zu leicht bekannt werden, außerdem

mußten wir, um Preußen zu erreichen, durch die französische Armee hindurch, welche damals das ganze Land bis zur Weichsel, Ostsee und Nordsee überschwemmt hatte, und schließlich brauchten wir Geld zu dem Unternehmen. Aber Glück und durch Noth geschärfte Erfindungsgabe beseitigten die Hindernisse. Wir arbeiteten nun unablässig an der Ausführung unseres Plans. Nach manchen vergeblichen Versuchen, mir Geld zu verschaffen, gelang es mir endlich, das gute Herz des Vormundes zu erweichen, der mir auf die erwähnte Anweisung meines Bruders von 100 Thalern 23, schreibe dreiundzwanzig, Thaler gab. Mit dieser geringen Summe, welche ich durch den Verkauf von einigen noch entbehrlichen Gegenständen auf 30 Thaler brachte, entschloß ich mich, auf gut Glück die Reise anzutreten. Sydow hatte ungefähr doppelt so viel Geld zusammengebracht, und wir machten nun gemeinschaftliche Kasse. Es kam jetzt darauf an, daß wir uns Reisepässe unter anderem Namen verschafften. So geheim wir unser Vorhaben, auch unseren Angehörigen gegenüber, halten mußten, so gelang es uns doch durch Vermittelung eines patriotisch gesinnten Bekannten, von der Polizeibehörde Pässe zu bekommen, welche auf Hamburger Kaufmannsdiener, die in Halle Verwandte besucht hatten und nach Hamburg zurückkehren wollten, lauteten. Damit war uns aber noch nicht geholfen, denn alle Pässe mußten von dem Kommandanten visirt werden. Wir selbst durften nicht zu ihm gehen, denn er kannte uns. Da schaffte Sydows Schwester, die wir ins Geheimniß zogen, Rath und bot ihren Beistand an. Den Tag vor unserer beabsichtigten Abreise begab sie sich mit den Pässen zum Kommandanten und wollte uns für Verwandte ausgeben, die, von einer Reise gekommen, zu ermüdet wären, um selbst zu erscheinen. Mit Herzklopfen erwarteten wir die Rückkehr des kühnen Mädchens. Aber sie hatte den Kommandanten nicht getroffen, die Pässe im Bureau lassen müssen und war auf einige Stunden später wieder bestellt worden. Es ward uns

ſchon nicht ganz wohl dabei zu Muthe; indeſſen ging ſie nochmals hin, blieb lange aus und — kam beſtürzt ohne Päſſe zurück. Der Kommandant hatte ſie ſcharf ins Gebet genommen und verlangt, daß ihre angeblichen Verwandten ſich die Päſſe ſelbſt abholen ſollten. Jetzt war guter Rath theuer. Die Sache war fehlgeſchlagen, denn wir konnten die Abholung nicht unternehmen; blieben die Päſſe aber liegen, ſo war vorauszuſehen, daß der Kommandant Unrath witterte, nachforſchte und wir in den nächſten Stunden verhaftet und auf dem Wege nach Frankreich waren. In dieſer bedenklichen Lage blieb uns nichts übrig, als die Päſſe im Stiche zu laſſen und uns bei Nacht und Nebel ſofort auf den Weg zu machen. An die Folgen war jetzt nicht mehr zu denken. Wurden wir aufgegriffen und unſere Abſicht, zur Armee zu gehen, erkannt, nun, ſo ſchleppte man uns immer noch nach Frankreich oder ſchoß uns ſchlimmſtenfalls todt. Darauf mußten wir es denn ankommen laſſen.

Es war in der Nacht zum 1. Mai, als wir Halle verließen. Den Wanderſtab in der Hand, begleitet von einem Manne, der unſeren gemeinſchaftlichen kleinen Mantelſack trug, eilten wir, nicht ohne Beſorgniſſe, von dem erſten beſten franzöſiſchen Gensdarmen angehalten zu werden, die nächſte Stadt, Könnern, noch in der Nacht zu erreichen. Dort wollten wir uns einen Wagen verſchaffen und ſo einen möglichſt großen Vorſprung vor etwaigen Verfolgern gewinnen. Wir beabſichtigten, nach Hamburg zu gehen und zu verſuchen, von dort zu Waſſer nach Preußen zu gelangen. Wir waren im Beſitze eines Empfehlungsſchreibens an einen Hamburger Kaufmann, Herrn Feldmann, deſſen Eltern in Halle wohnten. In Könnern erhielten wir ohne jede Schwierigkeit Extrapoſt und fuhren über Aſchersleben nach Halberſtadt, welches wir glücklich erreichten, obgleich uns unterwegs mehrere kleine Trupps Franzoſen begegnet waren. Wir hatten nunmehr genügenden Vorſprung und mußten jetzt wieder zu Fuß reiſen, da ſonſt unſere Kaſſe

bald erschöpft gewesen wäre. In Halberstadt traf fast gleichzeitig mit uns ein Trupp von mehreren Hundert Kriegsgefangenen ein; es waren Preußen, Russen und Schweden. Beim Anblick derselben, die, entsetzlich abgerissen, im elendesten Zustande sich befanden, pochte uns das Herz gewaltig. Zu meiner Ueberraschung sah ich unter ihnen Soldaten meines Regiments in der wohlbekannten Montirung, selbst solche, die ich bei Namen kannte. Wie gern hätte ich sie angerufen und ihnen Beweise meiner Theilnahme gegeben! Diese armen Leute, wie viel unglücklicher waren sie noch, als ich! Indessen ein Zufall, ein Augenblick konnte es dahin bringen, ihr Loos zu theilen. Eine Bemerkung stieß mir bei dieser Gelegenheit auf: die preußischen Gefangenen, einige hundert Mann an der Zahl, marschirten voran; ihnen folgten die Russen. Während die ersteren mit Ordnung in ihren Gliedern blieben und nur hin und wieder die von wohlthätigen Einwohnern ihnen gereichten Gaben annahmen, liefen die Russen trotz der Kolbenstöße der Begleitmannschaften in den Straßen umher, unter die Fenster und in die Häuser, und bettelten in sklavischer Demuth die Menschen an. Noch auffallender war das Benehmen der Schweden. Ein Zug von Würde und Stolz war in Gesichtern und Haltung der meisten nicht zu verkennen, ja ich sah, daß ein Schwede ein Stück Geld, das ihm dargeboten wurde, mit edlem Stolz ausschlug. Solche Eindrücke stärkten das Gemüth, und ich ging von nun an schon dreister der weiteren Reise entgegen. Es fiel mir ein, daß ich in der Nähe von Halberstadt, zu Derenburg, einen Freund besaß, der innerhalb weniger Monate mich in zwei sehr verschiedenen Lagen, im Glück 1805 beim Marsche nach Hannover und dann als Flüchtling nach der Schlacht von Jena, gesehen und mir Beweise seiner freundlichen Theilnahme gegeben hatte. In der Hoffnung, durch seinen Beistand vielleicht Pässe zu unserem weiteren Fortkommen zu erhalten, richteten wir unseren Weg nach Derenburg, und

[illegible]

[illegible]

[illegible]

preußisches Schiff und freie Ueberfahrt nach Danzig finden sollten. Wir müßten aber noch einige Tage in Altona verweilen, indem er über Kiel einen Kurier von der Armee erwarte, welcher uns auf seiner Rückreise mitnehmen sollte. Uebrigens würden wir in Kiel bereits einige Gefährten finden, die er zu gleichem Zweck kürzlich dorthin befördert habe. Diese Nachrichten waren uns sehr erwünscht. Vier Tage mußten wir auf den Kurier warten und reisten endlich am 12. Mai mit ihm nach Kiel ab.

Da wir während unseres Aufenthalts in Altona hörten, daß der Herzog von Braunschweig-Oels, der Sohn des bekannten unglücklichen preußischen Feldherrn, welcher in der Schlacht bei Auerstädt durch einen Schuß beider Augen beraubt worden war, in Ottensen, einem schönen Dorf nahe bei Altona, sich aufhielt, wo auch der alte Herzog gestorben war, so gingen wir zu ihm, um ihm als preußischem General unsere Aufmerksamkeit zu bezeugen. Er kannte mich von Berlin her persönlich, nahm uns gütig auf, lud uns zu Tische ein und setzte den Prinzen bei Seite, indem er während unseres hiesigen Aufenthalts um unsere tägliche Gesellschaft bat, da er sehr eingezogen lebe. Wir machten so viel als passend Gebrauch von dieser Aufforderung und waren während dieser Tage viel um ihn. Seine gegenwärtige Lage war von der Art, daß er mit Recht versichern konnte, er beneide uns um unser Schicksal, denn wäre er in einem andern Verhältniß, nicht Prinz und nicht von französischen Spionen, die jeden seiner Schritte belauerten, umgeben, so hätte er es schon längst wie wir gemacht und wäre zur Armee gegangen. In der That war sein Loos ein trauriges, und man konnte dem unglücklichen Fürsten die Theilnahme nicht versagen. Er hatte seinen Vater hier so unglücklich, nachdem er an dessen Schmerzenslager gestanden, sterben sehen und ihn in Ottensen begraben lassen. Jetzt lebte er als nunmehriger Herzog von Braunschweig,

preußische Gesandte in Hamburg, Freiherr v. Grote, sich auf das neutrale dänische Gebiet nach Altona zurückgezogen habe. Dieser werde unstreitig, sobald wir uns an ihn wendeten, Mittel und Wege zur Begünstigung unseres Vorhabens darbieten. Nach diesen erfreulichen Nachrichten beschlossen wir, schon am nächsten Tage, den 8., Hamburg zu verlassen und nach Altona überzusiedeln. Es kam nur darauf an, dies glücklich auszuführen. Die Grenze des Hamburger und dänischen Gebiets scheidet sich bekanntlich zwischen den Thoren von Hamburg und Altona. Die diesseitige war sehr stark mit französischen Gensdarmen besetzt, die nach allen Nachrichten scharfe Aufsicht über die Ein- und Ausgehenden übten. Auf Anrathen unseres Beschützers wählten wir die Mittagszeit, wo der Verkehr und das Gewühl der Menschen zwischen beiden Städten am stärksten ist, setzten uns in einen Miethswagen und fuhren in Gottes Namen von dannen. An der Grenze mußte der Wagen halten, ein Gensdarm sah hinein und fragte, wer wir wären, doch ließ er uns, indem der Kutscher in demselben Augenblick die Pferde anhieb, weil schon andere Wagen nachdrängten, auf die kaum gehörte Antwort „Bürger aus Hamburg", durch.

Wir waren frei! Mit frohem Herzen begrüßten wir Altona und das dänische Gebiet. Das Auge sah keinen Franzosen, das Ohr hörte die verhaßten Töne der sonst so schönen Sprache nicht mehr. Ich umarmte meinen Freund und hätte jeden Dänen ans Herz drücken mögen. Wir waren bisher nicht zu Ueppigkeit und Uebermuth geneigt, auch ein Blick auf unsere schon sehr zusammengeschmolzene Kasse verbot dergleichen, aber an diesem Abend ließen wir es uns im Gasthause des freien Altona bei einem Glase Wein wohl sein. Am folgenden Tage begaben wir uns zum preußischen Gesandten. Er empfing uns wohlwollend, versicherte uns seines Beistandes zur weiteren Reise und sagte, daß er uns Pässe ausfertigen und uns von hier nach Kiel befördern lassen würde, woselbst wir ein

preußisches Schiff und freie Ueberfahrt nach Danzig finden sollten. Wir müßten aber noch einige Tage in Altona verweilen, indem er über Kiel einen Kurier von der Armee erwarte, welcher uns auf seiner Rückreise mitnehmen sollte. Uebrigens würden wir in Kiel bereits einige Gefährten finden, die er zu gleichem Zweck kürzlich dorthin befördert habe. Diese Nachrichten waren uns sehr erwünscht. Vier Tage mußten wir auf den Kurier warten und reisten endlich am 12. Mai mit ihm nach Kiel ab.

Da wir während unseres Aufenthalts in Altona hörten, daß der Herzog von Braunschweig-Oels, der Sohn des bekannten unglücklichen preußischen Feldherrn, welcher in der Schlacht bei Auerstädt durch einen Schuß beider Augen beraubt worden war, in Ottensen, einem schönen Dorf nahe bei Altona, sich aufhielt, wo auch der alte Herzog gestorben war, so gingen wir zu ihm, um ihm als preußischem General unsere Aufmerksamkeit zu bezeugen. Er kannte mich von Berlin her persönlich, nahm uns gütig auf, lud uns zu Tische ein und setzte den Prinzen bei Seite, indem er während unseres hiesigen Aufenthalts um unsere tägliche Gesellschaft bat, da er sehr eingezogen lebe. Wir machten so viel als passend Gebrauch von dieser Aufforderung und waren während dieser Tage viel um ihn. Seine gegenwärtige Lage war von der Art, daß er mit Recht versichern konnte, er beneide uns um unser Schicksal, denn wäre er in einem andern Verhältniß, nicht Prinz und nicht von französischen Spionen, die jeden seiner Schritte belauerten, umgeben, so hätte er es schon längst wie wir gemacht und wäre zur Armee gegangen. In der That war sein Loos ein trauriges, und man konnte dem unglücklichen Fürsten die Theilnahme nicht versagen. Er hatte seinen Vater hier so unglücklich, nachdem er an dessen Schmerzenslager gestanden, sterben sehen und ihn in Ottensen begraben lassen. Jetzt lebte er als nunmehriger Herzog von Braunschweig,

aber seines Landes durch Napoleon beraubt, wie ein Gefangener und wohnte der Kirche gegenüber, welche die irdischen Reste seines Vaters barg. So oft er ans Fenster trat, fiel sein Blick auf die Kirche und sein Auge wurde feucht. So erschien er als ein wahres Memento vergangener Größe, unglücklicher Gegenwart und einer ungewissen trüben Zukunft. Als wir von dem unglücklichen Herzog Abschied nahmen, gab er uns auf eine Art, die ihn und uns ehrte, acht Stück Friedrichsdors mit der Bitte, sie als die Hälfte seiner gegenwärtigen Kasse, um uns vor drückendem Mangel zu schützen, anzunehmen.

Bei unserer Ankunft in Kiel fanden wir im Gasthofe mehrere Menschen unter allerlei Gestalten, die den gleichen Zweck ihres Hierseins und daß sie Preußen sowie zum Theil Offiziere waren, nicht verkennen ließen. Man legte nach und nach das angenommene Inkognito ab, begrüßte sich, hatte sich theilweise in diesem Leben schon gesehen oder war sich dem Namen nach bekannt, und so fanden sich außer mehreren Personen anderer Stände acht ehemalige Waffengefährten in gleicher Lage und zu demselben Zwecke hier vereinigt. Die anfängliche Zurückhaltung ging nach und nach in die Freude des Wiederfindens über und brach beim gemeinsamen Mittagsmahl in lauten Jubel aus; die Herzen öffneten sich, denn gleiche Schicksale und Gefühle ketteten uns an einander. So verstrich die Zeit bis zum Abgange des Schiffes in munterem Verkehr und in Unterhaltungen, denen es nicht an Stoff fehlte. Unter den Personen, die ich schon früher gesehen hatte, befanden sich der Kapitän v. Valentini vom Fußjäger-Regiment, der Lieutenant Monhaupt von der Artillerie und der Lieutenant v. Krottenauer von den Blücher-Husaren. Wir machten im Hafen die Bekanntschaft unseres Schiffskapitäns und hörten von ihm, daß die Abfahrt sehr unbestimmt sei und des widrigen Windes wegen sich noch mehrere Tage verzögern könne. Der Mann war aus Danzig, sein Schiff ein gewöhnliches Kaufmannsfahrzeug, welches

unsere Regierung gedungen hatte, um unter der Hand Depeschen nach Kiel zu bringen und preußische Militärpersonen, die sich dem französischen Joche entziehen wollten, nach Preußen überzuführen. Das Schiff hatte die Fahrt schon einige Male gemacht und, wie wir vernahmen, fand auch mit anderen Häfen eine ähnliche Verbindung statt, besonders, um ranzionirte Soldaten zur Verstärkung der Armee zu erhalten. Die Zahl unserer Reisegesellschaft vermehrte sich mit jedem Tage und war zuletzt auf einige siebenzig Personen angewachsen.

Der Kapitän verkündigte, daß sich Jeder auf wenigstens acht Tage mit Lebensmitteln versehen müsse, gab an, was dazu gehöre, und erklärte, daß er Niemanden, der sich nicht über den Besitz derselben ausweise, an Bord nehmen könnte. Es war ein übler Umstand, daß die Regierung nicht dafür gesorgt hatte, denn der größere Theil der auf die Ueberfahrt Wartenden bestand aus Soldaten und armen Leuten, die sich zum Theil bis Kiel durchgebettelt hatten. So war es vorauszusehen, daß, wenn diese Menschen auch Alles anwendeten, um dem Befehl des Kapitäns nachzukommen, ihre Verproviantirung doch nur nothdürftig ausfallen und sie den bemittelteren Reisegefährten auf der Tasche liegen würden. Uns Offiziere machte der Kapitän darauf aufmerksam, daß wir wohlthun würden, unseren Bedarf zu verdoppeln, indem er nicht dafür einstehen könnte, die Reise in acht Tagen zu machen, daß dieselbe vielmehr im ungünstigen Falle doppelt so lange dauern könnte, und ferner, daß wir für diesen Fall durchaus auf die unbemittelten Passagiere Rücksicht nehmen müßten, wenn wir nicht Unannehmlichkeiten und Ausschreitungen erleben wollten. Dergleichen sei bereits auf einer der früheren Fahrten vorgekommen, wo es wegen eingetretenen Mangels beinahe Mord und Todtschlag gegeben hätte. Es war somit vorauszusehen, daß die Seefahrt für unsere so geringen Mittel recht kostspielig werden würde, allein wir mußten uns fügen, wenn wir nicht kurz vor unserem

Ziele ſtehen bleiben wollten. Es wurde alſo ein Ausſchuß gewählt, der für ſämmtliche Mitreiſende nach Prüfung der Umſtände eines Jeden aus einer gemeinſchaftlich gebildeten Kaſſe die nothwendigen einfachen Nahrungsmittel im Ganzen ankaufte. Aber auch was die Ausrüſtung des Schiffes betraf, fehlte es an Allem, im Innern deſſelben waren keine Einrichtungen zur Beförderung von Menſchen getroffen, und wir ſahen uns wie Ballaſt behandelt. Daher mußten alle nothwendigen Geräthe, das Lagerſtroh, ſelbſt die Waſſertonnen angeſchafft werden. In Anbetracht aller dieſer Schwierigkeiten und der großen Unkoſten ſahen wir mit Widerwillen dem Augenblick entgegen, wo wir mit einigen ſiebzig Menſchen, die theilweiſe im unreinlichſten und elendeſten Zuſtande waren, uns in den Schiffsraum verſenken laſſen ſollten.

Die Tage bis zur Abfahrt füllten wir mit Beſuchen des Hafens und Anſchauen der Stadt und ihrer nächſten Umgebung aus. Beſonderes Intereſſe erregte es uns, daß ſich der Kronprinz von Dänemark gerade in Kiel befand und hier ein kleines Truppenkorps zuſammengezogen hatte, welches er täglich exerzirte. Wir nahmen Gelegenheit, dem Kronprinzen unſere Aufwartung zu machen, welcher, ohne den Zweck unſeres Aufenthalts zu berühren, uns ſehr wohlwollend empfing und ſich lange über verſchiedene Gegenſtände mit uns unterhielt. Auch lernten wir einen Theil der däniſchen Truppen, ihr Exerziren und andere ihrer Einrichtungen kennen. Alles, was wir von ihnen ſahen, trug das Gepräge der Zweckmäßigkeit und des neueren, dem franzöſiſchen ähnlichen Kriegsſyſtems. Ohne die rothen Röcke hätte man dieſe Truppen wegen ihrer Haltung und Beweglichkeit für franzöſiſche halten können. Auffallend war es, daß die Offiziere zum Theil alt, ſteif und ohne militäriſches Aeußere erſchienen und gegen die Soldaten bedeutend abſtachen.

Am 17. Mai Abends mußte ſich Alles an Bord begeben, da der Wind günſtiger zu werden ſchien, und am 18. Morgens 3 Uhr lichteten wir die Anker. Neun Tage dauerte die Fahrt, auf welcher wir mit allen Unbilden einer ſtürmiſchen Witterung, der Gefahr, bei der Inſel Bornholm Schiffbruch zu leiden, und dem Mangel an jeder Bequemlichkeit, meiſt in dem Schiffsraume eingepfercht, zu kämpfen hatten. Am 25. Mai langten wir vor dem Hafen von Danzig an. Hier lagen drei engliſche Fregatten, um den Hafen während der Belagerung gegen die Franzoſen zu ſchützen. Während wir noch kreuzten, kam ein engliſches Boot an unſer Schiff, um es zu unterſuchen. Wir hörten von den Engländern, daß Waffenſtillſtand ſei, und erfuhren gleichzeitig von einem aus dem Hafen ſegelnden preußiſchen Schiffe, daß Danzig wegen Mangels an Munition ſich leider nicht lange mehr werde halten können, daß die Verbindung zwiſchen der Feſtung und den Forts Weichſelmünde und Fahrwaſſer durch die Einnahme der Befeſtigungen des Holms unterbrochen ſei und die Kapitulation wahrſcheinlich ſehr bald erfolgen werde. Wenige Tage zuvor war eine engliſche Fregatte, welche verſucht hatte, der Feſtung Munition zuzuführen, auf der Weichſel vor den Augen der Belagerten genommen worden und damit ein letzter Verſuch zur Erhaltung der Feſtung geſcheitert. Dies waren wenig erfreuliche Nachrichten. Doch wurden wir am nächſten Morgen früh von dem Lootſen in den Hafen von Fahrwaſſer eingeholt und gingen gleich zum Kommandanten, um uns zu melden. Dieſer beſtätigte nicht allein das Gehörte, ſondern rieth uns, falls wir nicht gekommen wären, um uns in die Kapitulation einſchließen zu laſſen, ſogleich wieder abzuſegeln und uns nach Pillau zu begeben, wo wir den König und ein beſſeres Schickſal, als es uns hier bevorſtände, finden würden. Unter dieſen Umſtänden waren wir nur zu bereitwillig zur Weiterreiſe. Wir begaben uns nach unſerem Schiffe zurück, machten den Kapitän mit der Lage

der Dinge bekannt und baten ihn, sogleich nach Pillau abzusegeln. Er bezeigte indessen gar keine Lust hierzu und machte tausend Schwierigkeiten, er habe unsere Ueberfahrt nur nach Danzig übernommen, müsse erst eine von Kiel mitgebrachte Ladung Hafer verkaufen und könne seine in Fahrwasser wohnende Familie in diesem ernsten Zeitpunkt nicht allein lassen. Nach langem, unnützen Hin- und Herreden sahen wir ein, daß ohne Gewalt einer höheren Autorität mit dem Manne nichts anzufangen sei; es war ihm gewiß auch ganz gleichgültig, ob wir den Franzosen in die Hände fielen oder nicht. Wir gingen daher vorläufig nach einem Wirthshause, um uns zu stärken, denn wir hatten seit neun Tagen nichts Warmes genossen.

Sobald unsere Ankunft in Neufahrwasser bekannt geworden war, fanden sich mehrere Offiziere und Soldaten der preußischen Besatzung bei uns ein, um alte Bekannte und Kameraden unter uns aufzusuchen. So sah ich mit Freuden einen Unteroffizier und mehrere Soldaten meines Regiments wieder, die hier bei dem Krockowschen Freikorps standen. Der Unteroffizier hieß Schrape und war derselbe, dem ich die in der Schlacht bei Jena gerettete Fahne des Regiments übergeben hatte, die er treulich bis Lübeck trug. Wir brachten den Tag in Gesellschaft unserer Kameraden und im Beschauen so vieler für uns neuer und merkwürdiger Dinge hin. Der veränderte Anzug und das Aeußere unserer Truppen nahmen meine Aufmerksamkeit zuerst in Anspruch. Kaum glaubte ich Preußen in ihnen zu sehen, denn es war eigentlich nichts als die Grundfarbe des Rockes unverändert geblieben. Die Zöpfe, die Hüte, die Gamaschen, die weißen Beinkleider waren verschwunden, und eine einfache, zweckmäßigere Kleidung, zu der auch graue Mäntel gehörten, an deren Stelle getreten; Offiziere wie Soldaten hatten ein kriegerisches, fast abenteuerliches Aussehen durch lange Bärte gewonnen, wie man es noch wenige Monate zuvor in unserer

Armee nicht gewohnt gewesen war, wo eine derartige Erscheinung Jedem ein Gräuel gewesen wäre. Besonders zeichnete sich das Krockowsche Freikorps durch ein wildes Aeußere aus, indem man ihnen als Kopfbedeckung schwere eiserne Helme mit lang herabhängenden Roßhaarbüschen gegeben hatte. Wir bestiegen einen Leuchtthurm, der zu einem Telegraphen eingerichtet war, welcher mit Danzig korrespondiren konnte, auch besahen wir die Umgebungen und die Arbeiten der Belagerer. Da sich einige tausend Mann russischer Truppen und unter ihnen auch Kosaken, Kalmüken und wer weiß was für wilde Völker hier befanden, so sah ich diese damals in Deutschland noch so wenig bekannten Wunderthiere zum ersten Mal und konnte mich in der That an ihrem Anblick, ihren Gesichtern, ihrem ganzen Thun und Treiben und endlich an ihren Pferden nicht satt sehen. Diese Skelette und wahren Schindmähren ähnlichen Thiere liefen ohne alle Aufsicht, mit und ohne Sattel in den Festungswerken und an der Weichsel umher. Sah man sie so, dann konnte man sich keinen Begriff davon machen, daß eine dergestalt berittene Kavallerie von Nutzen sein könnte, und doch versicherte man uns, daß die Kosaken sich schon damals in hohen Respekt bei den Franzosen, die ihre Lanzen ungemein fürchteten, gesetzt hätten. Obwohl ich nicht geneigt war, dies zu glauben, so fand ich wenigstens Gelegenheit, mich zu überzeugen, daß die Pferde, die kaum gehen oder unter ihrem Reiter laufen zu können schienen, sobald derselbe aufsaß und den Kantschu schwang, wie elektrisirt mit der größten Sicherheit über Stock und Block dahinflogen und zwanzig Füße zu haben schienen. Wir nahmen auch das Fort Weichselmünde in Augenschein und fanden einige während der Belagerung gefangen genommene polnische Offiziere, von denen die meisten bei Ausbruch des Krieges noch in preußischem Dienst gestanden hatten und die gegenwärtig, wie uns versichert wurde, diejenigen waren, welche mit der größten Erbitterung gegen uns fochten.

[illegible]

gaben uns gleich, nachdem wir ans Land gekommen waren, zum Könige, meldeten uns bei dem Generaladjutanten, dem dermaligen Oberst v. Kleist (später Graf Kleist v. Nollendorf) und baten, persönlich Seiner Majestät vorgestellt zu werden, was indessen nicht geschah. Dagegen ließ der König uns sagen, daß er sich unserer Ankunft freue, uns für die bewiesene Anhänglichkeit danke und nach Kräften für uns sorgen werde. Gleichzeitig erhielten wir den Befehl, sobald als möglich nach Königsberg zu gehen und uns bei dem General v. Rüchel zu melden, von dem wir unsere nähere Bestimmung erfahren würden.

Da man in Pillau gerade damit beschäftigt war, Truppen zu einer Unternehmung nach der Insel Rügen unter Befehl des Generals v. Blücher einzuschiffen, so herrschte nicht nur im Hafen eine außerordentliche Thätigkeit, sondern der kleine Ort war auch so überfüllt, daß alle Häuser und Straßen voller Menschen lagen und es uns, obgleich wir Quartier, sogar auf ausdrücklichen Befehl mit Verpflegung, erhalten hatten, die größte Mühe kostete, für die Nacht ein spärliches Unterkommen zu finden. Als ich mich im Laufe des Tages in der Stadt und im Hafen umsah, stieß ich ganz unvermuthet auf den König, begleitet vom Kronprinzen und anderen Fürstlichkeiten, und sah den so geliebten und unglücklichen Monarchen zum ersten Male wieder. Einen so tiefen Eindruck dies auch auf mich machte, so hätte ich gewünscht, daß derselbe nicht durch die Veränderung im Aeußern des Königs geschwächt worden wäre. Er trug einen Bart und eine russische Mütze, und sein, obgleich noch eben so einfacher Anzug wich so sehr von dem seither Gewohnten ab, daß man ihn, die Prinzen und seine Umgebung, wenn man sie nicht gekannt hätte, eher für Russen als für Preußen gehalten haben würde. Natürlich hatten auch bereits alle Offiziere der Armee, die ich hier sah, den russischen Kleiderschnitt angenommen.

Da einige meiner Reisegefährten Gelegenheit gefunden hatten, bei der Expedition nach Rügen Anstellung zu finden, so trennten wir uns hier, und ich ging mit meinem Freunde Sydow nebst einigen Anderen am 29. auf einem mit Kranken und Verwundeten beladenen Schiffe nach Königsberg. Der Wind war uns so günstig, daß wir die Entfernung von sieben Meilen über das frische Haff in zwei und einer halben Stunde zurücklegten. Wir gingen dem erhaltenen Befehle gemäß zum General v. Rüchel. Dieser Herr, damals Gouverneur von Königsberg, empfing und behandelte uns auf die gröbste Art, indem er im Tone und mit dem Blick eines stolzen Gebieters uns kaum einiger Worte würdigte, die nichts Anderes sagten, als: „Ich brauche euch nicht, was wollt ihr hier, ihr hättet zu Hause bleiben können.“ Glücklicherweise lag unser Schicksal nicht in seiner Hand, sonst würde es ohne Zweifel schlecht ausgefallen sein; da er aber bereits den Königlichen Befehl zu unserer Anstellung von Pillau aus empfangen hatte, so konnte er nichts weiter thun, als uns mit der näheren Bestimmung bekannt machen. Dieser zufolge wurden Sydow und ich bei einem und demselben neuerrichteten Reserve-Bataillon, und zwar beim 3. Ostpreußischen, angestellt, welches wir an der russischen Grenze aufsuchen sollten. Zunächst und um uns zu melden, wurden wir an den Oberst v. Bronikowski, Flügeladjutanten des Königs, als den Inspekteur dieser Bataillone, nach Gumbinnen gewiesen. Der König war so gnädig, mir 130 Thaler Equipirungsgelder anweisen zu lassen, die ich in Königsberg ausgezahlt erhielt. So konnte ich mir sogleich die nöthigsten Kleidungsstücke anschaffen und sah mich, so zu sagen, als Offizier wieder neugeboren.

Das Schicksal hatte durch die Gnade des Königs, der selbst in der für ihn und den Staat so unglücklichen Lage die Seinigen nicht verließ, mir wieder Anstellung und Brot gegeben. Eine schwere Prüfungszeit schien vorübergegangen, und ich wagte,

wenigstens für meine Person, von Neuem mit einigem Vertrauen in die Zukunft zu blicken, während freilich die des unglücklichen Vaterlandes, selbst bei einer günstigen Wendung der Kriegsereignisse, immer noch recht trübe und ungewiß erschien. Was mein Verhältniß zu den Franzosen als Gefangener anbetraf, denen ich nun einmal mein Wort verpfändet hatte, bis zur Auswechselung nicht gegen sie zu dienen, so war es mir freilich nicht gleichgültig, ob sich dies mit meiner Anstellung vereinigen ließ, und ob ich nicht heute oder morgen in die Nothwendigkeit versetzt werden könnte, es brechen zu müssen. Einerseits beruhigte mich und Andere der Gedanke, daß der König ja dies Verhältniß kenne und uns doch wieder angestellt habe, andererseits hörten wir zu unserem Troste, daß der größere Theil der bei den Reserve-Bataillonen bereits angestellten Offiziere sich mit uns in gleicher Lage befände und daß der König diese Truppe als eine inaktive Reserve betrachte, welche im Rücken der Armee nur zu deren Ergänzung bestimmt sei. Die Offiziere, welche bei diesen Bataillonen dienten, würden nach dem Willen Seiner Majestät nicht eher zum Dienst gegen den Feind gebraucht werden, als bis sich Gelegenheit zu ihrer Auswechselung gefunden hätte.

Am 2. Juni reiste ich mit Sydow auf der ordinären Post nach Gumbinnen ab. Wir kamen, da es überall an Pferden fehlte, nach einer sehr langweiligen Reise daselbst erst am 4. Nachmittags an. Ich gestehe, daß ich mir eine ganz andere Vorstellung von Litthauen, das ich hier im Fluge sah, gemacht hatte. Zu meiner Ueberraschung fand ich ein schönes fruchtbares Land, hübsche und saubere Städte, so wie gut gebaute Dörfer. Gumbinnen, die Hauptstadt der Provinz, ist ein freundlicher und sehr regelmäßig gebauter Ort, nur schien er wenig bevölkert zu sein.

Der Oberst v. Bronikowski empfing uns viel freundlicher als der General v. Rüchel. Er erkannte mich wieder

und erinnerte sich unseres Zusammentreffens nach der Schlacht bei Jena und unserer gemeinsamen Flucht durch den Harz. Er sagte uns, daß unser Bataillon in Schirwind, neun Meilen von hier entfernt, stehe. Am 5. gingen wir mit Vorspann dahin ab. Nie war ich schneller gereist und werde vielleicht in meinem Leben nicht wieder schneller reisen, als mit diesem Bauernvorspann. Die Leute, die uns fuhren, schienen es gar nicht anders gewohnt zu sein, als stets in gestrecktem Trab oder Galopp zu jagen, so daß Einem die Haare auf dem Kopfe pfiffen und man sie selbst nicht durch Bitten zu langsamerem Fahren bewegen konnte, was ihrer Natur ganz entgegen zu sein schien. Dazu kommt noch, daß, wie bekannt, die Pferde in diesem Lande klein sind und an den Wagen beinahe kein Stück, kein Nagel von Eisen zu sehen ist. Obgleich wir einmal unser Fuhrwerk wechselten und dadurch viel Zeit verloren, weil der neue Vorspann in den Dörfern erst bestellt werden mußte, legten wir die neun Meilen von Gumbinnen nach Schirwind in ebenso viel Stunden zurück und sahen uns am 5. Juni Nachmittags an das Ziel unserer Reise versetzt.

An demselben 5. Juni 1807 trat ich meine neuen Dienstverhältnisse beim 3. Ostpreußischen Reserve-Bataillon an. Der Kommandeur desselben war ein Hauptmann v. Auer; ich hatte die Freude, unter den Offizieren mehrere Bekannte zu finden, so zwei Brüder v. Seydlitz, von denen der eine, mit dem ich in Berlin Kadet gewesen, mein Jugendfreund war. Ich war daher schon in den ersten Tagen unter meinen neuen Kameraden wie zu Hause und fühlte mich wieder froh und glücklich, da ich mit jedem Tage das Band der Eintracht in frohem, kameradschaftlichem Umgang sich fester knüpfen sah. Das Andenken an meine hier gefundenen Freunde ist mir so wérth, daß ich die Namen derselben aufzeichne. Es waren: ein v. Kleist (mein Kapitän), die beiden v. Seydlitz, v. Hacke, v. Brederlow, v. Katzeler, noch ein zweiter v. Hacke und mein treuer Ge-

fährte Sydow vor Allen. Mit Ausnahme einiger weniger jüngerer Offiziere, die erst während des Krieges angestellt worden waren oder bei den Truppen gestanden hatten, welche an dem Feldzuge 1806 nicht theilnahmen, befanden sich alle mit mir in gleicher Lage, d. h., sie waren von den Franzosen gefangen in ihre Heimath entlassen und durften bis zur Auswechselung nicht aktiv dienen. Eine besondere Freude machte mir auch das Wiedersehen mit zwei Unteroffizieren meines alten Regiments, von denen der eine mit Namen Huß mein erster Exerzirmeister und gewissermaßen mein Mentor während meiner Junkerzeit gewesen war. Die Freude dieses braven und tüchtigen Mannes war nicht minder groß als die meinige, so daß wir uns gegenseitig mit wahrer Herzenswärme bewillkommneten.

Da das Bataillon getheilt stand, so mußte ich mich zu meiner Kompagnie nach dem ganz nahe liegenden Städtchen Neustadt begeben, welches kaum einige Hundert Schritte von Schirwind liegt, indem ein kleines Flüßchen, die Szeszuppe, beide Nester von einander trennt. Schirwind war das größere und bessere derselben, obwohl Neustadt, kurz zuvor abgebrannt, aus neuen, zumeist steinernen Häusern bestand, in denen aber die größte Dürftigkeit und Unreinlichkeit herrschte. Beide Orte liegen in Neu-Ostpreußen oder dem ehemals polnischen Litthauen. Die Einwohner sind Polen oder polnische Litthauer, ein guter Schlag Menschen, zwar roh und unkultivirt, aber doch besser, betriebsamer und nicht so unreinlich wie die eigentlichen Polen. Das Unterkommen und tägliche Leben war, wie man sich leicht denken kann, von der Art, daß ich unter anderen Umständen hier nicht hätte todt sein mögen.

Was die Organisation und innere Einrichtung der neuerrichteten Reserve-Bataillone betraf, so überzeugte ich mich bald, daß ein viel besserer Geist eingekehrt war und weit mehr als früher üblich auf den wahren Zweck hingearbeitet wurde. Die noch bestehenden Mängel waren hauptsächlich der Unzu-

Unzulänglichkeit der Mittel, infolge der damaligen so beschränkten Lage des Staates, vorgeschrieben, aber in dem Willen, das Schlechte in unserer bestehenden Kriegsverfassung auszurotten, war ein bedeutender Schritt vorwärts geschehen. Das Bataillon befand sich, wie die Truppen der aktiven Armee, auf dem Kriegsfuß, der aber von dem bisherigen sehr verschieden war. Die Zelte, die Menge der Bagage, die vielen Wagen und Pferde waren verschwunden, und es herrschte ungleich mehr Beweglichkeit, wenn auch manches, namentlich bei diesen Bataillonen, die doch nur als eine Reserve dienen sollten, Ueberflüssige verhanden war, was dem Staate unnützes Geld kostete. So hatte z. B. jeder Offizier noch ein Reitpferd und durfte sich ein zweites, oder auch noch mehrere halten, da er außer einer Ration in natura eine zweite in Geld vergütet erhielt. Zur Anschaffung eines Pferdes bekam jeder Offizier 80, zur Einkleidung eines Knechts 30 Thaler. Das Gehalt war das frühere, dazu erhielt der Offizier gleich dem Soldaten seine Portion an Brot, Fleisch und Lebensmitteln aller Art sehr reichlich geliefert. Mithin war der Offizier vollkommen gut und ausreichend gestellt, was meine Erwartungen weit übertraf. Der Soldat empfing außer der Wohnung Brot, Fleisch, Gemüse und Branntwein. Er war gut gekleidet, hatte zu der sehr vereinfachten Montirung einen Mantel, kurz es war in jeder Art so gut für ihn gesorgt, daß die beste Stimmung herrschte. Mit Ausnahme einiger Ausländer und alten Soldaten, die sich aus der Gefangenschaft befreit hatten, bestand das Bataillon aus neu ausgehobenen Leuten der Provinz. Diese waren zwar alle Polen oder Litthauer, aber ein so guter Schlag Menschen, daß, von einigen Trunkenbolden abgesehen, weder an Exzesse noch an Desertion zu denken war. Mit der Bewaffnung des Bataillons wie der der meisten anderen sah es hingegen sehr übel aus. Etwa ein Drittel führte russische Gewehre, die Uebrigen nur Karabiner, Säbel waren gar nicht vorhanden.

Die Kleidung des Offiziers war sehr simpel, aber durchaus zweckmäßig. Sie näherte sich im Schnitte der russischen, dazu wurden Czakos und lange graue Beinkleider, mit unzähligen kleinen Knöpfen nach Art der ehemaligen Gamaschenknöpfe besetzt, getragen. Man bediente sich eines Säbels oder Degens beliebiger Form, so wie ihn Jeder sich verschaffen konnte. Die Zöpfe waren schon längst verbannt, doch konnte man sich noch nicht vom Puder trennen.

Da man den Krieg in dieser entlegenen Gegend kaum dem Namen nach kannte und unser Exerziren und Dienst eben nicht zu eifrig betrieben wurde, so genossen wir einer Ruhe, wie man sie im tiefsten Frieden nicht kennt, und führten in diesen elenden Orten, freilich allein auf unseren Umgang beschränkt und aller Annehmlichkeiten und Genüsse des Lebens beraubt, ein zwar ärmliches aber ganz vergnügtes Leben. Ich war indessen kaum acht Tage hier, als das Bataillon Schirwind und Neustadt räumen und einem Theil der Garnison von Danzig Platz machen mußte, die infolge ihrer Kapitulation in diese Gegend verlegt wurde. Wir bezogen ein paar Meilen rückwärts nach dem Niemen zu einige Ortschaften, und ich kam mit einer halben Kompagnie nach dem an der Szeszuppe gelegenen recht netten Dörfchen Nowischken. Der Zufall wollte, daß ich bei einem deutschen Pächter sehr angenehme Aufnahme fand, so daß ich mich hinsichtlich der Ordnung und Reinlichkeit mancher Vorzüge gegen andere Offiziere zu erfreuen hatte. Obgleich ich hier mit meiner Abtheilung allein stand, an Beschäftigung durch Unterhaltung oder Lektüre nicht zu denken war, entschädigte mich einigermaßen die wirklich reizende, von der Natur begünstigte Lage dieses Oertchens. Ich brachte daher meine Zeit so angenehm als möglich zu, suchte mit Hülfe der deutschen Leute etwas von der litthauischen Sprache aufzufassen, sowie Sitten und Gebräuche des Volks kennen zu lernen, und würde mit Vergnügen hier längere Zeit verweilt haben. Doch nach-

dem ich, abgeschieden von der Welt, hier acht Tage verlebt hatte, trat plötzlich eine Unterbrechung ein. Als ich eines Nachmittags am Fenster saß, von dem aus ich eine herrliche Aussicht in eine weite Ebene jenseits des Flüßchens genoß, die von einer wenig belebten Landstraße durchschnitten wurde, entdeckte ich plötzlich eine Menge Fuhrwerke und Menschen, in dicke Staubwolken gehüllt, deren Zahl sich mit jeder Minute vergrößerte. Ich unterschied bald deutlich, daß es Truppen waren, die nicht in der gewöhnlichen Art marschirten, sondern sich mit fluchtähnlicher Eile ungeordnet fortbewegten. Ich ahnte nichts Gutes und erfuhr bald von abgeschickten Leuten, daß eine Schlacht stattgefunden habe, die Russen geschlagen und dies Theile der in wilder Unordnung gegen den Niemen zurückgehenden russischen Armee auf dem Wege nach Keydullen seien, wo ein Uebergang über den Fluß ist. Da ich voraussehen konnte, daß unter diesen Umständen jeden Augenblick Ordre zum Aufbruch kommen mußte, setzte ich Alles für den Abmarsch in Stand, erhielt wirklich nach einigen Stunden Befehl, zum Bataillon zu stoßen, und zugleich die Nachricht, daß die Schlacht bei Friedland stattgefunden habe. Wir sollten so schleunig als möglich über den Niemen gehen und dazu von hier nach Tilsit marschiren. Von Tilsit standen wir 13 Meilen, von Keydullen, dem nächsten Uebergangspunkt, nur 5 Meilen entfernt. Wir nahmen alle die Karten zur Hand und überzeugten uns aus der Lage von Friedland, daß, wenn die Franzosen ihren Sieg benutzten, wir entweder zugleich mit ihnen bei Tilsit eintreffen oder schon auf dem Wege dahin abgeschnitten sein müßten. Allein so verkehrt der Befehl uns zu sein schien, so blieb doch nichts übrig, als ihn auszuführen und den Marsch nach Tilsit anzutreten, was noch denselben Abend geschah. Wir verstanden in der That nicht, was wir dort sollten, da, wie erwähnt, das Bataillon sehr schlecht bewaffnet war und die meisten Offiziere, durch ihr Ehrenwort gebunden, nicht fechten durften.

Die Marschrichtung nach Tilsit ging einige Meilen auf derselben Straße, auf welcher uns die geschlagene russische Armee entgegenkam. Wir hatten das traurige Schauspiel, Tausenden von Verwundeten und in der fürchterlichsten Unordnung fliehenden Truppen aller Waffengattungen zu begegnen, so daß sich die Bilder von Jena dem Auge in der gräßlichsten Wiederholung darstellten. Auf unsere Leute machte es einen sehr bösen Eindruck, diesen Strudel auf sich zukommen zu sehen und dem siegreichen Feinde, wie es schien, gerade entgegengeführt zu werden. Unsere Soldaten kannten ihre geringe Brauchbarkeit nur zu genau und vermochten unmöglich Zutrauen zu sich selbst zu haben, weil sie unfehlbar, sowie wir auf den Feind stießen, wie Hundsfötter davonlaufen oder sich gefangen geben mußten. Wir hatten denn auch alles Mögliche zu thun, um den Haufen zusammenzuhalten. Wir marschirten den Rest des Tages und die Nacht ununterbrochen weiter, bogen endlich von der großen Straße rechts ab und setzten jetzt, indem wir den traurigen Scenen entgingen, mit größerer Ruhe den Weg nach Tilsit fort. Nachdem wir mit kurzen Ruhepausen bis zum nächsten Mittag neun Meilen zurückgelegt hatten, waren die Leute besonders wegen der großen Hitze so ermüdet, daß der Kommandeur sich genöthigt sah, in einem Dorfe Halt zu machen, um einige Stunden zu ruhen. Aber kaum hatten wir begonnen, uns einzurichten, als Befehl auf Befehl kam, daß der Marsch in größter Eile fortzusetzen sei, wenn wir Tilsit noch erreichen und nicht abgeschnitten sein wollten. Wir hatten noch vier Meilen bis dahin und, um die Leute vorwärts zu bekommen, nahmen wir alle Wagen des Dorfes in Beschlag und trieben aus der Umgegend noch möglichst viele zusammen, um die Tornister und einen Theil der Mannschaften fahren zu lassen. Aber die Soldaten waren vor Müdigkeit sofort in Scheunen und Ställe gekrochen und hatte sich dem Schlafe überlassen, so daß sie die Trommel nicht hörten und beim Wiederantritt des

Marsches fast ein Drittel fehlte. Es ging nun mit möglichster Schnelligkeit weiter. Jeder Wagen, der sich unterwegs in den Dörfern fand, wurde mit Gewalt genommen, wer von den Soldaten noch ein Plätzchen fand, setzte sich auf oder ließ sich daran hängend fortschleppen, wer nicht mitkonnte, blieb liegen. Auf der Straße begegneten uns mehrere Bataillone, die ihren Marsch mit derselben Schnelligkeit fortsetzten, während Befehl auf Befehl kam, wir möchten eilen, und schon seit Stunden Kanonendonner und Kleingewehrfeuer nach Tilsit zu vernehmbar war. Alles dieses beflügelte unsere Schritte, zumal wir bemerkten, daß unser Bataillon das am weitesten zurück befindliche war. Endlich um 7 Uhr Abends erreichten wir die Stadt und die Schiffbrücke über den Niemen und erfuhren, daß die ganze russische und preußische Armee bereits den Fluß überschritten hatten, während nur noch die Arrieregarde unter dem Fürsten Bagration vor der Stadt sich mit den Franzosen schlug, um den Rückzug zu decken. Da immer noch viele Truppen über die Brücke marschirten, so dauerte es über eine Stunde, bevor wir uns derselben nähern konnten. Während dieser Zeit kam der Befehl, alle noch diesseits befindlichen Truppen sollten zur Verstärkung der Arrieregarde verwendet und unter Befehl des russischen Generals gestellt werden. Diese Bestimmung traf auch unser Bataillon. Allein da dieselbe den Kommandeur und die meisten der Offiziere wegen ihres bei der Gefangennahme gegebenen Ehrenworts in die größte Verlegenheit setzte, zudem unsere Leute keines Widerstandes fähig waren, schickte Hauptmann v. Auer einen Offizier mit Gegenvorstellungen ab. Dieser kehrte mit dem Befehl zurück, daß nur diejenigen Offiziere, die nicht durch ihr Ehrenwort gebunden waren, und die mit Gewehren bewaffneten Leute von den nicht schlagfähigen abgesondert und zum Gefecht gebraucht werden, alle Uebrigen aber über den Fluß zurückgehen sollten. Die Aussonderung fand statt, wenn auch mit Schwierigkeiten, und es

blieb nur ein kleiner Trupp zurück, als wir die Brücke überschritten. Doch hatten sich inzwischen die meisten der zurückgebliebenen Soldaten eingefunden, so daß beim Uebergange nur wenige fehlten.

Ich muß gestehen, daß mir und meinen in gleicher Lage befindlichen Kameraden ein großer Stein vom Herzen war, als wir den Niemen hinter uns hatten. Denn da es sich hier nicht um Muth und Hingabe des Lebens, sondern um die Ehre und ein zwar abgezwungenes aber doch einmal gegebenes Wort handelte, so war die Lage bedenklich genug gewesen und es hatte nur vom Zufall abgehangen, ob wir fechten mußten. Wenn wir nur eine Stunde später bei Tilsit angekommen wären, so hätten wir nothwendiger Weise mit schlagen müssen oder wir waren abgeschnitten und alsdann immer mit den Waffen in der Hand gefangen. Wie leicht konnte es nicht geschehen, daß in dem Augenblick, wo unser Kommandeur die Gegenvorstellung machen ließ, kein preußischer General, welcher über dieselbe bestimmen konnte, aufzufinden war, der russische General sie nicht beachtete und uns, weil man Truppen dringend gebrauchte, dennoch opferte, um einen höheren Zweck zu erreichen.

Wir marschirten nun noch bis Mitternacht mit den übrigen Truppen der Armee fort, wo dann gehalten und biwakirt wurde. Unser Bataillon hatte auf diese Art in 28 Stunden etwa 15 Meilen ohne Ruhe und Rast bei der fürchterlichsten Hitze zurückgelegt, während es, wenn man es bei Keydullen über den Niemen gehen ließ, nur 5 Meilen zu marschiren gehabt hätte. Dieser Marsch gab mir wenn auch nicht den ersten so doch den überzeugendsten Beweis, daß das, was menschliche Kräfte zu leisten vermögen, gar nicht zu berechnen ist. Ich glaubte, wir würden nicht die Hälfte des Bataillons an Ort und Stelle bringen, aber am nächsten Morgen fehlte nicht ein einziger Mann. Auch die jenseits des Niemens zurückgebliebene kleine Abtheilung vereinigte sich noch in der Nacht mit dem Bataillon;

ſie war nicht ins Gefecht gekommen. Am nächſten Mittage erhielten wir Befehl, nach den Dörfern Groß- und Klein-Schakunen an der Gilge zu marſchiren und in denſelben bis auf Weiteres Quartier zu nehmen. In dieſer traurigen Gegend, ungefähr fünf Meilen von der Stadt Memel, genoſſen wir, während man um den Frieden unterhandelte und die denkwürdige Zuſammenkunft auf dem Niemen bei Tilſit ſtattfand, einige Wochen der größten Ruhe. Allein dieſe Ruhe war von der Art, daß man hätte verzweifeln mögen. Denn die Gegend iſt ſo abgelegen und eine der ſchlechteſten, die man ſich nur denken kann; dazu kam, daß faſt die ganze ruſſiſche Armee und die unſrige in dem Landſtriche zwiſchen Tilſit und Memel eng zuſammengedrängt ſtanden. Es fehlte ſomit an Lebensmitteln und allen Bedürfniſſen, und wenn wir auch nicht gerade Hunger litten, denn das Bataillon hatte bis hierher einige Ochſen mitgeführt, ſo waren wir allein auf Rindfleiſch und Kartoffeln für den täglichen Gebrauch beſchränkt. Dazu iſt das Brunnenwaſſer in dieſer Gegend wegen des moorigen Bodens ganz gelb, dick und nicht zu genießen, und das Brot der Bauern gleicht einer Miſchung von Häckſel und Kleie, ſo daß der Magen, der es verdauen ſoll, nothwendig von Jugend auf daran gewöhnt ſein muß.

In dieſer traurigen Zeit, wo wir an Allem Mangel litten und man ſich, hatte man auch die Taſchen voll Geld, nicht einen Schluck Branntwein verſchaffen konnte, trat bei mir eine höchſt ſonderbare Periode des Spielglücks ein. Fortuna, die wankelmüthige Göttin, die mir bisher nie günſtig geweſen war, überſchüttete mich, als das Geld gar keinen Werth hatte, mit ihren Gaben. Das Spiel iſt, wie bekannt, im Felde etwas Gewöhnliches, und wir hätten vor Langeweile umkommen müſſen, wenn wir nicht unſere Zuflucht dazu genommen hätten; deshalb war es denn, und zwar das unfreundſchaftliche Pharao, bald an der Tagesordnung. Es fing, wie es zu gehen pflegt,

erſt klein an, endete indeſſen zum Schaden aller meiner Kameraden auf eine für mich zwar glückliche, aber unangenehme Art damit, daß ich in Zeit von einigen Wochen mehrere Hundert Thaler gewonnen und faſt die ganze Baarſchaft der Offiziere in der Taſche hatte. Ich hatte bis dahin nie hoch geſpielt und nicht Profeſſion vom Spiele gemacht, war ſtets bei kleinen freundſchaftlichen Gelegenheiten baar Geld geweſen, daher machte mir die Sache zu Anfang Vergnügen und ich nahm die Gaben Fortunas mit Dank an. Allein als faſt Jeder ſeine Baarſchaft mir geopfert hatte, ich aus Zwang und Gefälligkeit, entweder auf Kredit oder mit dem zurückgegebenen gewonnenen Gelde, weiter ſpielen mußte, nur um zu ſpielen, und mir das Glück fortdauernd günſtig blieb, da wurde mir die Sache zum Ekel und Ueberdruß und ich ſchämte mich vor mir ſelbſt. Hätte ich wirklichen Spielgeiſt beſeſſen, der mir glücklicherweiſe fehlte, ſo wäre ich ein richtiger Spieler geworden. Zum Glück endete die Sache, als ich nach Memel reiſte, um mich in höheren Einſätzen zu verſuchen, damit, daß dort die trügeriſche Göttin mir den Rücken kehrte. Ich ließ in Memel einen bedeutenden Theil meines Gewinnes in wenig Stunden ſitzen und behielt wohlweislich einen Reſt von 100 Friedrichsdors als Nothpfennig zurück, der mir ſpäter vortrefflich zu ſtatten kam und mich lange Zeit vor Mangel ſchützte. Ich gab das Spiel ganz auf und habe auch in der Folge nie Glück darin gehabt; das ſchien für immer mit dieſer Periode abgemacht zu ſein.

In Folge der Friedensverhandlungen zog ſich Anfang Juli die ruſſiſche Armee allmälig nach ihren Grenzen zurück, und die Quartiere der unſrigen wurden erweitert. Das Bataillon kam an das kuriſche Haff und belegte einige elende Fiſcherdörfer, Kinten, Juwehnen und Bartelogeln. Unſere Lebensweiſe verbeſſerte ſich dadurch nicht, denn die Gegend war ebenſo traurig und arm, wie die an der Gilge, und die Ruſſen hatten ſie

durch längeren Aufenthalt derartig ausgesogen, daß wir nach wie vor auf unsere uns fast zum Ekel gewordene Nahrung, Rindfleisch und Kartoffeln, angewiesen blieben. Die einzige Abwechselung boten uns Fische, darunter die schönsten Lachse, dar, doch auch dieser war man bald überdrüssig, und die Versuche, sie zu räuchern, mißlangen.

In der Regel ist die Sommerhitze am kurischen Haff groß, aber im Sommer 1807 war es so heiß, daß es in Afrika kaum wärmer sein kann. Mittags war die Gluth im Freien und besonders im Sande unerträglich; der Sand brannte durch die Stiefel, das Wasser im Haff war so warm, daß man nur vor Sonnenaufgang darin baden konnte, zu andern Tageszeiten glich es dem einer heißen Quelle. Ich habe nie peinvollere Tage erlebt, als während dieser heißen Zeit am kurischen Haff. Dazu war das Ungeziefer, Fliegen und Flöhe, so arg, daß man sich nicht davor zu retten vermochte. In den Häusern war weder bei Tage noch bei Nacht an Schlaf zu denken, und versuchte man, sich in einer Scheune oder im Freien auf einem abgelegenen kühlen Plätzchen niederzulegen, so war man bald von Schwärmen umhüllt, die so lange quälten, bis man todmüde und ermattet den Schlaf aufzugeben gezwungen war. Viele Menschen, darunter auch ich, wurden wegen des gänzlichen Mangels an Schlaf, denn während mehrerer Wochen gelang es nicht, mehr als zwei Stunden in vierundzwanzig zu schlummern, von furchtbarer Mattigkeit und später von der Ruhr befallen. Eine Epidemie, die sich von Memel und Königsberg bis zur Weichsel und Oder verbreitete, forderte eine große Zahl von Menschenleben. Ich bin später durch Orte gekommen, wo fast alle Bewohner gestorben waren. Auch unter das Rindvieh kam ein solches Sterben, daß einige Gegenden in Preußen Alles verloren und man im Monat August in der großen Stadt Königsberg weder Milch noch frische Butter haben konnte.

Heimweh? Genug, ich fühlte, daß ich ohne Anstellung und Brot diese freundschaftlichen und seltenen Anerbietungen nicht annehmen und unter keiner Bedingung in Königsberg bleiben konnte. Mehrere Umstände befestigten meinen Entschluß, wenn ich mich auch mit dem Gedanken vertraut machen mußte, mich vom preußischen Staat losreißen zu müssen. Zuerst erfuhr ich durch einen Gönner, daß an Wiederanstellung nicht zu denken wäre, und daß der König selbst den Wunsch ausgesprochen hätte, er würde es bei der jetzigen beschränkten Lage des Staates nicht ungern sehen, wenn Offiziere, die aus den abgetretenen Provinzen stammten, in fremde Dienste gingen, da bei der bevorstehenden, noch bedeutenderen Verkleinerung der Armee selbst die Masse der inländischen Offiziere nicht untergebracht werden könnte. Der Rath meines bewährten Gönners und Freundes brachte mich schließlich zu dem schweren Entschluß, der Aufforderung des neuen Königs zu folgen, in das Geburtsland zurückzukehren und dort Anstellung zu suchen. In dieser Zeit erhielt ich von meiner Mutter die Nachricht, daß mein Bruder aus der Gefangenschaft in Frankreich mit der Weisung entlassen sei, sich als westfälischer Unterthan nach Kassel zu begeben und dort in Dienst zu treten. Ein beiliegender Brief von ihm an mich unterrichtete mich von den näheren Umständen und gab seinen Vorsatz zu erkennen, daß er der erhaltenen Weisung Folge leisten und in westfälische Dienste treten wollte, zumal nach allen Nachrichten, welche die gefangenen Offiziere in Frankreich über die unglückliche Lage des Vaterlandes erhalten hätten, keine Aussicht auf Wiederanstellung in preußischen Diensten vorhanden wäre. Er legte es mir sehr ans Herz, nach Hause zu kommen, wenn irgend meine Verhältnisse mir dies gestatteten, und mit ihm gemeinsam den Eintritt in westfälische Dienste zu betreiben, um so mehr, als dem Anschein nach die Aussichten sehr vortheilhaft erschienen und ihm und mehreren Landsleuten versprochen worden wäre, sie unfehlbar um einen Grad höher

thums Warschau geworden waren, sogleich zu verabschieden und in ihre Heimath zu entlassen. Da das Bataillon bis auf etwa 100 Mann aus solchen Leuten bestand, so war nicht nur dessen Auflösung so gut wie ausgesprochen, sondern diese nothwendig gewordene Maßregel mußte auch auf die Umgestaltung der ganzen preußischen Armee von bedeutendem Einfluß sein. Während wir noch mehrere Wochen über unser eigenes Loos in Ungewißheit blieben, mußte ich die nach den neuen russischen Gebieten entlassenen Leute in die Nähe ihrer Heimath, bis an den Niemen, fünf Meilen oberhalb Tilsit bringen, wo sie ein russischer Kommissar übernehmen sollte. Ich trat mit einigen Hundert Mann den Marsch an, der mir in mancher Beziehung denkwürdig wurde. Zuerst sah ich die Verheerungen, welche die russische Armee in den Orten längs des Niemen angerichtet hatte, in denen sie seit der Schlacht bei Friedland gestanden, und aus denen sie theilweise noch im Abmarsch begriffen war. Die Dörfer waren fast ganz von den unglücklichen Einwohnern verlassen, viele Häuser niedergebrannt, die noch stehenden ausgeplündert, Alles darin verheert und zerschlagen, kaum war ein Halm Stroh auf den Dächern, geschweige denn in den Scheunen zu finden. Lebensmittel von irgend welcher Art gab es nicht, kein Stück Vieh war zu sehen und ließ sich hin und wieder ein verlorenes Schwein oder ein Huhn blicken, so waren diese Thiere so scheu, daß ihnen nicht beizukommen war. Der ganze Landstrich glich vollkommen einer Wüste. Die wenigen Menschen, die wir antrafen, waren voller Furcht und verbargen sich aufs Neue in Wäldern und an abgelegenen Orten, so daß ich nicht einmal einen Wegweiser erhalten konnte und auf gut Glück marschiren mußte; einzelne Elende kamen zu uns und baten um etwas zu essen. Wenn ich nicht mit Brot, Fleisch und Branntwein für meine Leute versehen gewesen wäre, so hätten sie hungern oder ich sie auseinandergehen lassen müssen. Obgleich der Marsch nur vier Tage dauerte, so war er doch mit den

allergrößten Anstrengungen verbunden. Wegen der übernatürlichen Hitze und des brennenden Sandes mußte ich bei Nacht marschiren. Aber auch die Ruhe am Tage war eine Qual, denn Hitze und Ungeziefer ließen keinen Schlaf aufkommen, dazu fehlten alle Bequemlichkeiten, die Ruhe und Stärkung hätten verschaffen können. Das mitgenommene Fleisch war nach 24 Stunden voller Maden, und die Leute konnten kaum eine stärkende Suppe davon kochen, zu der überdies das Salz fehlte. Ich besaß zum Glück etwas Kaffee, den ich des Durstes wegen kalt trank und der mich erhielt. Um die Qual voll zu machen, war der ganze Luftkreis von den zahllos umherliegenden Pferden und Viehkadavern so verpestet, daß, wie schon erwähnt, in der Gegend vom Niemen bis hinter Königsberg und weiter ansteckende Krankheiten ausgebrochen waren, die Menschen und Thiere hinwegrafften. Es läßt sich nicht beschreiben, welches Elend die durch die russische Armee ausgeübte Zerstörung hervorgerufen hatte, und das in Gegenden, wohin kein Feind, kein Franzose, gekommen war. Schauder mußte Jeden erfüllen, der das unglückliche Land durchwanderte. Wie mußten die armen Einwohner diese treuen Bundesgenossen verwünschen, welche ihren Boden als Freunde und Beschützer betreten hatten und nun Spuren der Verwüstung hinterließen, wie sie der ganze Kriegsschauplatz bis an die Oder, Elbe und Saale hin nicht aufwies. Ich sah auf einem dieser Märsche Baschkiren. Sie waren gleich Wilden mit Pfeilen und Bogen bewaffnet, und ihr ganzes Aussehen und Benehmen zeigte, daß sie zu den rohesten Völkern gehören, die unter Rußlands Szepter stehen. Von ihrer Raubsucht und Plünderungswuth erhielt ich einen Beweis, als ein Haufen von ihnen sich über einen meiner Wagen hermachte, der, mit Lebensmitteln beladen und mit einigen Bedeckungsmannschaften ein paar hundert Schritte hinter meinem Trupp zurückgeblieben war. Es fehlte nicht viel, so hätte es blutige Händel gegeben; ich mußte mit meinem ganzen Trupp

zu Hülfe eilen, da die wenigen bewaffneten Kommandirten, die sich bei dem Wagen befanden, dürfen nicht zu schützen vermochten. Obgleich meine übrigen Leute unbewaffnet waren, so erschien ihre Zahl den Baschkiren doch zu groß und sie machten sich aus dem Staube.

Auf dem vorletzten Marsch traf mich ein kleiner Unfall, der mich nöthigte, das Kommando an einen anderen Offizier zu übergeben. Ich verletzte mich am Knie, als ich an einem Wagen vorbeiritt, auf dem ein Gewehr mit dem Bajonett nach außen lag. Mein Pferd scheute, prallte zur Seite und stieß mich mit dem Knie gerade in das Bajonett, so daß ich heftige Schmerzen empfand und mich nach Tilsit, welches zwei Meilen entfernt war, bringen lassen mußte. Dort lag ich acht Tage und vermochte dann zu Wagen zum Bataillonsstabe zurückzukehren. In Tilsit hatte ich Gelegenheit, den Ort der Zusammenkunft der beiden Kaiser und unseres Königs auf dem Niemen zu betrachten. Derselbe bestand aus zwei bretternen Häusern, die auf einem mitten im Strom liegenden Prahm erbaut waren. Dasjenige, in welchem die Monarchenzusammenkünfte stattgefunden hatten, zeichnete sich vor dem anderen kleineren durch größeren äußeren und inneren Schmuck aus. Am Ganzen war sonst nichts Besonderes zu sehen, als die Sache selbst. Es ist anzunehmen, daß die Stadt Tilsit diese Gebäude zur denkwürdigen Erinnerung aufbewahrt haben wird.

Zum Bataillonsstabe zurückgekehrt, erfuhr ich, daß die Reserve-Bataillone aufgelöst werden sollten und einige Tage später ging die niederschlagende Nachricht ein, daß sämmtliche Offiziere dieser Bataillone, die nicht eine andere Bestimmung erhielten, vom 1. September an auf halbes Gehalt gesetzt werden würden. Diese weitere Bestimmung sollten wir in Königsberg erfahren, wohin ich am 8. August mit einem Theil der Mannschaften abmarschirte. So trennte ich mich von mir sehr lieb gewordenen Kameraden und auch von meinem theuren und

treuen Freunde Sydow; so war ein kurzes aber angenehmes Dienstverhältniß gelöst, und wir Alle empfanden das um so schmerzlicher, als wir einer ungewissen traurigen Zukunft entgegengingen. Ich kam am 15. August in Königsberg an und sah mich an demselben Tage von Neuem und zum zweiten Male gewaltsam meiner Dienstpflichten entbunden, aus meiner Laufbahn schmerzlich herausgerissen und abermals so gut wie brotlos. Ich erhielt die Weisung, vom 1. September ab das halbe Gehalt von monatlich 8 Thalern 8 guten Groschen zu beziehen und mich nach einem beliebigen Orte im Innern des Staates zu begeben. Dies schützte mich zwar vor gänzlichem Mangel, aber es versetzte mich und Jeden, der kein Vermögen besaß, in eine höchst beschränkte und traurige Lage, zumal bei der noch traurigeren des Staates keine Aussichten auf eine künftige Wiederanstellung vorhanden waren.

In der traurigsten Gemüthsstimmung betrat ich in Königsberg das Haus einer Madame Hartung, Besitzerin einer Buchhandlung, woselbst ich für einige Tage Quartier angewiesen erhalten hatte. Eine überaus gastfreundschaftliche Aufnahme söhnte mich für Augenblicke mit dem Geschick aus und ließ mich in den ersten Tagen keine Pläne für meine Zukunft fassen. Ich wollte zuvor noch den Versuch machen, durch einen Freund von einigem Ansehen, den ich hier fand, Anstellung bei einem Regiment nachzusuchen und, wenn dies nicht gelang, wenigstens mir Rath von ihm für meine Zukunft ertheilen lassen. In dieser Zeit erschien in den öffentlichen Blättern eine Aufforderung an alle Unterthanen des neu gegründeten Königreichs Westfalen und namentlich an die im preußischen Militärdienst befindlichen, in das neue Vaterland zurückzukehren. Auch auf mich hatte dieser Ruf Bezug, denn ich war in Halle geboren, meine Mutter lebte zur Zeit dort, und so war ich Unterthan dieses Staates geworden. Mit Schaudern und Entsetzen vernahm ich diese Nachricht und mit Schmerz gab ich dem Gedanken

anzustellen. In denselben Tagen erhielt ich von einem todt geglaubten Freunde und Landsmann, dem Lieutenant v. Krosigk (demselben, dessen Diener nach der Schlacht bei Jena zu mir gekommen war und mir den Tod seines Herrn berichtet hatte), die überraschende Nachricht, daß er sich in der Nähe befinde, bei einem jetzt aufgelösten Reserve-Bataillon gestanden habe und nunmehr im Begriffe stehe, nach der Heimath zurückzugehen. Er fragte mich nun, ob ich mit wolle, und bot mir einen Platz auf seinem Wagen an.

Alle diese Dinge vereinigten sich, um mich zur Trennung von Königsberg zu bestimmen. Am 28. September 1807 reiste ich nach Thomsdorf bei Heiligenbeil, wo mein Freund v. Krosigk sich aufhielt. Mit tiefer, dankbarer Rührung trennte ich mich von der Hartungschen Familie, welcher ich das Versprechen ablegen mußte, zurückzukehren, wenn in meinem neuen Vaterlande sich keine Anstellung für mich fände. Krosigks und meine Abreise verzögerte sich bis zum 5. Oktober, wo wir uns dann auf den Weg machten. In Braunsberg trafen wir die erste französische Besatzung und fanden den Ort so stark verschanzt, daß wir mitten darin noch Palliſaden und Aufwürfe gewahrten. Man examinirte uns scharf und untersuchte unsere Päſſe sehr genau, so daß wir den ersten Begriff von den Unannehmlichkeiten und dem Aufenthalt bekamen, die uns während der Reise in allen von den Franzosen besetzten Ortschaften bevorstanden. Es war ein höchst widerwärtiges Gefühl, sich von nun an unter der Nation zu befinden, die so viel Unheil über uns gebracht hatte und, mit Haß und Abscheu im Herzen, überall auf sie zu stoßen und Gegenden zu durchreisen, in welcher sie den Herrn spielte. Am 6. gingen wir nach Elbing, wo ein französisches Hauptquartier, viel französisches Leben, sonst aber wenig Spuren des Krieges zu sehen waren. Am 7. überschritten wir die Nogat und hatten in einem Dorfwirthshause die erste Unterredung mit französischen Soldaten,

Heimweh? Genug, ich fühlte, daß ich ohne Anstellung und Brot diese freundschaftlichen und seltenen Anerbietungen nicht annehmen und unter keiner Bedingung in Königsberg bleiben konnte. Mehrere Umstände befestigten meinen Entschluß, wenn ich mich auch mit dem Gedanken vertraut machen mußte, mich vom preußischen Staat losreißen zu müssen. Zuerst erfuhr ich durch einen Gönner, daß an Wiederanstellung nicht zu denken wäre, und daß der König selbst den Wunsch ausgesprochen hätte, er würde es bei der jetzigen beschränkten Lage des Staates nicht ungern sehen, wenn Offiziere, die aus den abgetretenen Provinzen stammten, in fremde Dienste gingen, da bei der bevorstehenden, noch bedeutenderen Verkleinerung der Armee selbst die Masse der inländischen Offiziere nicht untergebracht werden könnte. Der Rath meines bewährten Gönners und Freundes brachte mich schließlich zu dem schweren Entschluß, der Aufforderung des neuen Königs zu folgen, in das Geburtsland zurückzukehren und dort Anstellung zu suchen. In dieser Zeit erhielt ich von meiner Mutter die Nachricht, daß mein Bruder aus der Gefangenschaft in Frankreich mit der Weisung entlassen sei, sich als westfälischer Unterthan nach Kassel zu begeben und dort in Dienst zu treten. Ein beiliegender Brief von ihm an mich unterrichtete mich von den näheren Umständen und gab seinen Vorsatz zu erkennen, daß er der erhaltenen Weisung Folge leisten und in westfälische Dienste treten wollte, zumal nach allen Nachrichten, welche die gefangenen Offiziere in Frankreich über die unglückliche Lage des Vaterlandes erhalten hätten, keine Aussicht auf Wiederanstellung in preußischen Diensten vorhanden wäre. Er legte es mir sehr ans Herz, nach Hause zu kommen, wenn irgend meine Verhältnisse mir dies gestatteten, und mit ihm gemeinsam den Eintritt in westfälische Dienste zu betreiben, um so mehr, als dem Anschein nach die Aussichten sehr vortheilhaft erschienen und ihm und mehreren Landsleuten versprochen worden wäre, sie unfehlbar um einen Grad höher

die nähere Bekanntſchaft dieſes ſauberen Truppentheils zu machen, der mir damals wegen ſeiner merkwürdigen Bekleidung auffiel, zu der unſtreitig das Tuch, in Ermangelung eines anders gefärbten, irgendwo requirirt worden war. Am 19. Oktober kamen wir in Berlin an, wo ich die Freude genoß, meine Schweſter wiederzuſehen und manchen Bekannten und Freund zu begrüßen. Aber der ganze Anblick der Stadt gewährte mir ſo wenig Freude und die Franzoſenwirthſchaft erregte, in Verbindung mit den Erinnerungen an eine glückliche Vergangenheit, ſo bittere Gefühle, daß ich gern und bald den weiteren Weg nach Halle verfolgte. Ich traf daſelbſt am 27. Oktober ein und eilte in die Arme meiner Mutter und meines bereits vor einigen Wochen aus der Gefangenſchaft zurückgekehrten Bruders, der bis jetzt keineswegs Anſtellung im weſtfäliſchen Dienſt gefunden hatte, ſondern nebſt meiner Mutter ſich nicht in der vortheilhafteſten Lage befand.

So erfreulich das Wiederſehen mit den Meinigen war und ſo ſchnell die erſten Tage im Austauſch der Mittheilungen über unſere Erlebniſſe und Schickſale verſtrichen, ſo fühlte ich doch bald, daß unſere Lage keineswegs zu großen Hoffnungen für die Zukunft berechtigte. Mein Bruder war bereits in Kaſſel geweſen, um ſeine Anſtellung zu betreiben, aber er hatte die Sache ſehr weit ausſehend gefunden und war mit Verſprechungen aufs Ungewiſſe entlaſſen worden. Der neue König Jerome, unſer vielgeliebter, durch die Gnade Gottes und die Gewalt Napoleons uns aufgedrungener Landesherr, war kaum in Kaſſel angekommen und es fehlte zur Zeit dem zuſammengeſtückelten Staat an allen Mitteln, um die Errichtung von Truppen in Angriff zu nehmen. Das etwa vorhandene Geld mußte vielmehr zur Einrichtung eines glänzenden Hofſtaates dienen. Wahrſcheinlich war es unter den beſtehenden Verhältniſſen nothwendiger, den Thron erſt auf äußeres Anſehen zu begründen, denn der gewaltige Arm ſeines Herrn Bruders

schützte den neuen König hinlänglich gegen alle Anfechtungen von Seiten seiner neuen Unterthanen, von deren ruhigem Geist übrigens, wie er wohl wußte, nichts zu befürchten war. Nur eine kleine Abtheilung französischer Truppen, umgeben von einem Heer von Franzosen aus allen Ständen, welche Anstellung suchten, hatten ihn nach seiner neuen Hauptstadt Kassel begleitet.

Da mein Bruder übrigens zur Anstellung aufgezeichnet war, so that auch ich jetzt die ersten Schritte, wendete mich von Halle aus an die neue Regierung und trug meine Dienste an. Es vergingen Wochen; ich wiederholte den Antrag, aber jeder Bescheid blieb aus. So von der Zeit hoffend und, wie man sagt, an der Nase herumgeführt, lebte ich in Gemeinschaft mit meinem Bruder von dem Gelde, das mir das Glück im Spiele und mein Dienstverhältniß bei der Armee in Preußen gegeben hatte. Da aber meine Mutter und mein Bruder ohne alle Mittel sich befanden und der letztere nicht in der glänzendsten Verfassung aus der Gefangenschaft zurückgekehrt war, sah ich nach einiger Zeit meine Kasse derartig abnehmen, daß, trotz aller Einschränkung, die Erschöpfung dieser Quelle ohne Zufluß in kurzer Zeit sich voraussehen und berechnen ließ. Noch wäre es Zeit gewesen, die Rückreise nach Königsberg anzutreten, die ich zugesagt hatte und wozu Briefe meiner dortigen Freunde wiederholt mich aufforderten. Aber die Verpflichtungen gegen die Meinigen, die ich in ihrer bedrängten Lage nicht verlassen durfte, die Hoffnung, daß doch endlich die Anstellung erfolgen müßte, der Umstand, daß mein Bruder noch einige Hundert Thaler seines Erbtheils aus der Magdeburger Bank und meine Mutter ihre seit einem Jahre rückständige Pension zu fordern hatte, alle diese Erwägungen hielten mich ab, die weite Reise zu unternehmen, die meine letzten Mittel erschöpft haben würde. Auch wollte ich mich nicht wieder in Königsberg von wenn auch guten Menschen abhängig machen und die Last des Dankes von Neuem auf mich laden. Der Aufenthalt in Halle wurde

nun mit jedem Tage trüber. Kummer und Sorgen bewirkten, daß ich wiederum zu kränkeln begann und zu Arzt und Arzneien Zuflucht nehmen mußte, wodurch meine Mittel sich noch mehr erschöpften und meine Gesundheit so erschüttert wurde, daß ich seit dieser Zeit an einem chronischen Uebel litt, welches, wenn es mich auch zeitweise verließ, bei neuem Kummer und bei Anstrengungen stets wiederkehrte und wohl mein Begleiter bis dahin sein wird, wo alle Uebel aufhören.

Mein Bruder und ich sahen endlich ein, daß wir irgend einen Schritt für unsere Zukunft thun mußten, deshalb reisten wir in den ersten Tagen des Januar 1808 von Halle nach Magdeburg, um die wenigen Hundert Thaler meines Bruders aus der dortigen Bank zu erheben. Sodann wollten wir nach Kassel gehen und unsere Anstellung mit Nachdruck betreiben. Unser Geschäft in Magdeburg gelang so weit, daß mein Bruder zwar sein Geld erhielt, aber in Obligationen, die damals so gering im Werthe standen, daß kein Mensch sie kaufen wollte und der Verlust ungeheuer gewesen wäre. In dieser Lage erwies uns ein unbekannter Mann, den wir einige Tage im Gasthause bei Tische gesehen und mit dem wir kaum einige Worte gewechselt hatten, eine höchst edelmüthige Gefälligkeit. Er mochte gehört haben, daß wir Geld suchten und Papiere verkaufen wollten und fragte, ob er uns mit einer kleinen Summe dienen könnte. Wir konnten nur annehmen, daß dieser fremde Mann die Absicht habe, von unserer Verlegenheit Vortheil zu ziehen und die Papiere wohlfeil an sich zu bringen; deshalb sagten wir ihm, daß wir zwar des Geldes benöthigt wären, aber wegen des schlechten Kurses der Obligationen an keinen Verkauf dächten. Er erwiderte, daß sich das schon machen würde, erbat sich unsere Namen, ging fort und schickte uns kurze Zeit darauf hundert Thaler mit einem Briefe, in dem er sagte, er mache sich ein Vergnügen daraus, uns, da wir in Verlegenheit wären, diese Summe zu leihen; es bedürfe nur einer Hand-

schrift, sie nach einem Jahre oder nach Gefallen später zurückzuzahlen. Man kann sich denken, wie sehr uns diese edle Handlungsweise überraschte. Wir boten dem Manne eine Summe der Papiere als Pfand an, aber er schlug sie aus, und somit nahmen wir sein seltenes Anerbieten mit Dank an. Dieser brave Mann, der zwei fremden Menschen auf ihr ehrliches Gesicht und zu einer Zeit, wo das Geld so rar war, hundert Thaler lieh, war ein Kaufmann Bärmann und ist jetzt todt.

Wir begaben uns nunmehr nach Kassel und hatten unterwegs durch die abscheulich schlechten Straßen viel zu leiden, sogar Gefahren durch Versinken des Postwagens in unergründlichem Morast zu bestehen. In Kassel überzeugten wir uns bald, daß die Aussichten auf Anstellung noch immer sehr gering waren; wir fanden eine große Zahl von ehemals hessischen, braunschweigischen, hannoverschen und preußischen Offizieren, die nebst einer Menge Menschen aus allen Gesellschaftsklassen auf die Organisation des Staates und der Truppen harrten. Es war deshalb schwer, in einem Gasthause unterzukommen und das Leben in der überfüllten Stadt sehr theuer. Neuerrichtungen von Trnppen waren so gut wie gar nicht zu bemerken; nur mit einem Bataillon Grenadier-Garde und einem Regiment Garde-Chevaulegers war ein Anfang gemacht. Außerdem erblickte ich in der Stadt hellblau uniformirte Soldaten, erkannte sie augenblicklich als diejenigen, die ich kürzlich in Cüstrin gesehen, und hörte, daß sie dem dort errichteten Bataillon angehörten, welches Napoleon seinem Herrn Bruder nunmehr als Stamm seiner Armee abgetreten hatte. Ein sauberer Stamm, dachte ich — denn was ich schon in Cüstrin von diesem Bataillon vernommen hatte, daß es nämlich eine wahre Räuberbande sei, fand ich in der Folge so ziemlich bestätigt. Ich hatte auch bald Gelegenheit, einige Offiziere desselben in einem Gasthause zu sehen, deren öffentliches Benehmen derartig

war, daß man eben keine günstige Meinung von ihnen fassen konnte.

Jetzt begann einer der unangenehmsten und in der Erinnerung mir verhaßtesten Abschnitte meines Lebens. Schon vor Monaten hatte ich meine Dienste angetragen, ohne einer Antwort gewürdigt zu werden; meinem Bruder war es bei seiner Entlassung aus der Gefangenschaft zur Pflicht gemacht worden, in die Dienste des neuen Vaterlandes zu treten, und eilig hatte er sich deshalb nach Kassel begeben; nun beachtete uns kein Mensch und wir waren genöthigt, von Neuem die ersten Schritte zur Anstellung zu thun. Wir besuchten die Audienzen des Kriegsministers, wo wir ein Heer von Offizieren und Bittstellern aller Art fanden, so daß kaum durchzudringen war. Der Minister, ein Franzose mit Namen Morio, übrigens ein junger, gewandter und artiger Mann, that bei diesen Gelegenheiten nichts, als daß er im Saale umherspazierte, den Anstellung Suchenden ihre Papiere aus der Hand nahm und zu Diesem oder Jenem, der ihm gerade auffiel, einige Worte sprach; hierauf machte er eine Verbeugung und die Audienz war beendigt. Da es Gebrauch zu sein schien, so besuchten wir mehrere dieser Audienzen, jedesmal mit einer neuen Bittschrift versehen, fanden jedesmal dieselben Bittsteller und neu Hinzugekommene und gingen ohne Bescheid und Hoffnung fort, so daß wir mehrere Wochen, der kommenden Dinge harrend, in dem theuren Kassel leben mußten. Dem Könige vorgestellt zu werden, daran war nicht zu denken. Als wir bereits mehrere Wochen in der Stadt waren, hatten wir ihn noch nicht einmal gesehen; denn wenn er ausfuhr, geschah es im bedeckten Wagen, den eine Kavallerie-Abtheilung auf allen Seiten umgab, und im Theater, dem einzigen öffentlichen Orte, an welchem er erschien, versteckte er sich in einer Seitenloge, obgleich die große Loge der Bühne gegenüber mit allem möglichen Glanz und Königlichen Emblemen geschmückt für den Hof eingerichtet war.

Nachdem wir längere Zeit in einem theuren Gasthofe gelebt hatten, mietheten wir uns in Gesellschaft eines Herrn v. Bronikowski eine Privatwohnung. Dieser Herr war ebenfalls in preußischen Diensten gewesen, inaktiv geworden und hatte den Abschied als Major erhalten, trotzdem er nur Stabskapitän gewesen war. Obgleich ein Bruder des Obersten und Flügeladjutanten v. Bronikowski, hatte er es trotz aller Bemühungen nicht durchgesetzt, im preußischen Dienste zu bleiben. Er versicherte, aus den besten Quellen zu wissen, daß für die preußischen Offiziere aus den abgetretenen Provinzen niemals an eine Wiederanstellung zu denken sei, weil die politischen Verhältnisse und die etwaige Rückforderung der westfälischen Unterthanen durch ihre Regierung dieselbe nicht gestatteten, zudem könnte der König kaum für die ihm als Unterthanen gebliebenen Offiziere sorgen. Bronikowskis eigene Erlebnisse raubten mir die letzte stille Hoffnung, die ich noch immer gehegt hatte, und bestimmten mich, trotz der in Kassel schon gemachten Erfahrungen, mein Schicksal in Geduld zu erwarten. Doch unsere fortgesetzten Bemühungen und neue Besuche der Audienzen des Kriegsministers, die mir immer widerwärtiger wurden, während sich mein ganzes Innere gegen dies Betteln empörte, hatten vorläufig keinen Erfolg. Nur wenige Offiziere, solche, die Beziehungen zu dem neuen Hofe hatten, Franzosen oder aus den ersten Familien des Landes waren, wurden nach und nach bei den Garden, deren Errichtung man endlich thätiger betrieb, angestellt. Jeder Andere, der keine Verbindungen hatte, wurde aufs Ungewisse bis zur Errichtung der Linientruppen vertröstet. Wir hatten sechs Wochen in Kassel gelebt, mein Bruder hatte bereits einige Hundert Thaler seiner Obligationen mit 70 Prozent Verlust verkaufen müssen und unsere Lage wurde immer mißlicher. Ich machte deshalb meinem Bruder den Vorschlag, uns in einen nahe gelegenen Ort, wo wir wohlfeiler leben könnten, zu begeben und dort weiter zu warten.

Raum, mich von meinem angestammten Vaterlande losgerissen zu sehen und vielleicht durch Zwang und den Drang der Umstände in die Nothwendigkeit versetzt zu werden, diesem Rufe Folge leisten zu müssen. Da ich indessen wußte, daß ich durch weiter nichts als durch meine Familie an die Heimath gebunden war, und ich kein Vermögen zu verlieren hatte, so entschlug ich mich vorläufig dieser Sorge und überließ es der Zeit und näheren Nachrichten, die ich von den Meinigen zu erhalten hoffte, sowie meinen hiesigen Aussichten, das Weitere zu bestimmen. Inzwischen fühlte ich bald nach meiner Ankunft in Königsberg, daß ich den Keim einer Krankheit in mir trug und bekam nach einigen Tagen einen Anfall der Ruhr, der mich dem Tode nahe brachte. Ich lag mehrere Wochen unter großen Schmerzen darnieder und verdankte es nur den gleich zu Anfang angewendeten kräftigen Mitteln, der außergewöhnlich sorgfältigen Pflege, die ich im Hartungschen Hause fand, und meiner guten Natur, daß ich nicht starb. Es ist unmöglich, daß ein Fremder mit mehr Theilnahme, Sorgfalt und Rücksicht behandelt werden kann, als es mir während meiner Krankheit geschah. In dankbarer Erinnerung werde ich stets dieser Zeit und der gütigen uneigennützigen Menschen eingedenk bleiben. Schon während meiner Krankheit empfand ich große Sehnsucht nach der Heimath, die sich später, als noch andere Ursachen einwirkten, mehr und mehr vergrößerte. Daher faßte ich bald nach meiner Genesung den Entschluß, Königsberg zu verlassen. Von Seiten der vortrefflichen Familie Hartung wurden mir zwar die herzlichsten Anerbietungen gemacht, zu bleiben und unbekümmert mein Schicksal abzuwarten, allein nichts konnte mich dazu bewegen, denselben Gehör zu schenken. Waren es die schon früher gemachten bitteren Erfahrungen mit Menschen, die sich mir durch Wohlthaten und erwiesene Freundlichkeit verbindlich gemacht hatten, wodurch dann mancher Kummer für mich entstanden war, die mich verhinderten, zu bleiben, oder war es wirklich

Heimweh? Genug, ich fühlte, daß ich ohne Anstellung und Brot diese freundschaftlichen und seltenen Anerbietungen nicht annehmen und unter keiner Bedingung in Königsberg bleiben konnte. Mehrere Umstände befestigten meinen Entschluß, wenn ich mich auch mit dem Gedanken vertraut machen mußte, mich vom preußischen Staat losreißen zu müssen. Zuerst erfuhr ich durch einen Gönner, daß an Wiederanstellung nicht zu denken wäre, und daß der König selbst den Wunsch ausgesprochen hätte, er würde es bei der jetzigen beschränkten Lage des Staates nicht ungern sehen, wenn Offiziere, die aus den abgetretenen Provinzen stammten, in fremde Dienste gingen, da bei der bevorstehenden, noch bedeutenderen Verkleinerung der Armee selbst die Masse der inländischen Offiziere nicht untergebracht werden könnte. Der Rath meines bewährten Gönners und Freundes brachte mich schließlich zu dem schweren Entschluß, der Aufforderung des neuen Königs zu folgen, in das Geburtsland zurückzukehren und dort Anstellung zu suchen. In dieser Zeit erhielt ich von meiner Mutter die Nachricht, daß mein Bruder aus der Gefangenschaft in Frankreich mit der Weisung entlassen sei, sich als westfälischer Unterthan nach Kassel zu begeben und dort in Dienst zu treten. Ein beiliegender Brief von ihm an mich unterrichtete mich von den näheren Umständen und gab seinen Vorsatz zu erkennen, daß er der erhaltenen Weisung Folge leisten und in westfälische Dienste treten wollte, zumal nach allen Nachrichten, welche die gefangenen Offiziere in Frankreich über die unglückliche Lage des Vaterlandes erhalten hätten, keine Aussicht auf Wiederanstellung in preußischen Diensten vorhanden wäre. Er legte es mir sehr ans Herz, nach Hause zu kommen, wenn irgend meine Verhältnisse mir dies gestatteten, und mit ihm gemeinsam den Eintritt in westfälische Dienste zu betreiben, um so mehr, als dem Anschein nach die Aussichten sehr vortheilhaft erschienen und ihm und mehreren Landsleuten versprochen worden wäre, sie unfehlbar um einen Grad höher

war, daß man eben keine günstige Meinung von ihnen fassen konnte.

Jetzt begann einer der unangenehmsten und in der Erinnerung mir verhaßtesten Abschnitte meines Lebens. Schon vor Monaten hatte ich meine Dienste angetragen, ohne einer Antwort gewürdigt zu werden; meinem Bruder war es bei seiner Entlassung aus der Gefangenschaft zur Pflicht gemacht worden, in die Dienste des neuen Vaterlandes zu treten, und eilig hatte er sich deshalb nach Kassel begeben; nun beachtete uns kein Mensch und wir waren genöthigt, von Neuem die ersten Schritte zur Anstellung zu thun. Wir besuchten die Audienzen des Kriegsministers, wo wir ein Heer von Offizieren und Bittstellern aller Art fanden, so daß kaum durchzudringen war. Der Minister, ein Franzose mit Namen Morio, übrigens ein junger, gewandter und artiger Mann, that bei diesen Gelegenheiten nichts, als daß er im Saale umherspazierte, den Anstellung Suchenden ihre Papiere aus der Hand nahm und zu Diesem oder Jenem, der ihm gerade auffiel, einige Worte sprach; hierauf machte er eine Verbeugung und die Audienz war beendigt. Da es Gebrauch zu sein schien, so besuchten wir mehrere dieser Audienzen, jedesmal mit einer neuen Bittschrift versehen, fanden jedesmal dieselben Bittsteller und neu Hinzugekommene und gingen ohne Bescheid und Hoffnung fort, so daß wir mehrere Wochen, der kommenden Dinge harrend, in dem theuren Kassel leben mußten. Dem Könige vorgestellt zu werden, daran war nicht zu denken. Als wir bereits mehrere Wochen in der Stadt waren, hatten wir ihn noch nicht einmal gesehen; denn wenn er ausfuhr, geschah es im bedeckten Wagen, den eine Kavallerie-Abtheilung auf allen Seiten umgab, und im Theater, dem einzigen öffentlichen Orte, an welchem er erschien, versteckte er sich in einer Seitenloge, obgleich die große Loge der Bühne gegenüber mit allem möglichen Glanz und Königlichen Emblemen geschmückt für den Hof eingerichtet war.

Nachdem wir längere Zeit in einem theuren Gasthofe gelebt hatten, mietheten wir uns in Gesellschaft eines Herrn v. Bronikowski eine Privatwohnung. Dieser Herr war ebenfalls in preußischen Diensten gewesen, inaktiv geworden und hatte den Abschied als Major erhalten, trotzdem er nur Stabskapitän gewesen war. Obgleich ein Bruder des Obersten und Flügeladjutanten v. Bronikowski, hatte er es trotz aller Bemühungen nicht durchgesetzt, im preußischen Dienste zu bleiben. Er versicherte, aus den besten Quellen zu wissen, daß für die preußischen Offiziere aus den abgetretenen Provinzen niemals an eine Wiederanstellung zu denken sei, weil die politischen Verhältnisse und die etwaige Rückforderung der westfälischen Unterthanen durch ihre Regierung dieselbe nicht gestatteten, zudem könnte der König kaum für die ihm als Unterthanen gebliebenen Offiziere sorgen. Bronikowskis eigene Erlebnisse raubten mir die letzte stille Hoffnung, die ich noch immer gehegt hatte, und bestimmten mich, trotz der in Kassel schon gemachten Erfahrungen, mein Schicksal in Geduld zu erwarten. Doch unsere fortgesetzten Bemühungen und neue Besuche der Audienzen des Kriegsministers, die mir immer widerwärtiger wurden, während sich mein ganzes Innere gegen dies Betteln empörte, hatten vorläufig keinen Erfolg. Nur wenige Offiziere, solche, die Beziehungen zu dem neuen Hofe hatten, Franzosen oder aus den ersten Familien des Landes waren, wurden nach und nach bei den Garden, deren Errichtung man endlich thätiger betrieb, angestellt. Jeder Andere, der keine Verbindungen hatte, wurde aufs Ungewisse bis zur Errichtung der Linientruppen vertröstet. Wir hatten sechs Wochen in Kassel gelebt, mein Bruder hatte bereits einige Hundert Thaler seiner Obligationen mit 70 Prozent Verlust verkaufen müssen und unsere Lage wurde immer mißlicher. Ich machte deshalb meinem Bruder den Vorschlag, uns in einen nahe gelegenen Ort, wo wir wohlfeiler leben könnten, zu begeben und dort weiter zu warten.

ich noch drei ehemalige preußische Offiziere, darunter Bronikowski, und beschränkte mich auf deren alleinigen Umgang. So bildeten sich denn von vornherein unter den Offizieren drei verschiedene Gruppen, von denen die des alten Stammes die tonangebende war und blieb, weil sich die Hessen und einige Braunschweiger ihr bald anschlossen. Wir Preußen standen allein und wurden von den andern gehaßt und angefeindet, insbesondere konnten die Hessen uns nicht leiden. Auch dieser Umstand liefert einen klaren Beweis für die Art, wie Deutsche damals von Deutschen dachten und gegen einander handelten. So waren die kameradschaftlichen Zustände beschaffen, in die ich hineinkam und die erst später, als das Bataillon wegen seines schlechten Geistes den dritten Kommandeur erhielt, sich besserten, niemals aber angenehm wurden. Hinsichtlich der Soldaten gilt das früher Gesagte; sie waren eine wahre Schwefelbande, begingen Exzesse auf Exzesse und waren in Kassel bei den Einwohnern und den übrigen Truppen unter dem Namen der Hellblauen bekannt und verachtet. Da die Regierung späterhin selbst den Werth dieser Truppe erkannte, wurde zwar tüchtig aufgeräumt und die Lücken theils durch Konskribirte, theils durch freiwillige Werbung im Inlande ergänzt, doch waren die Angeworbenen nicht viel besser als die Alten und so blieb der schlechte Geist bestehen. Der bisherige Chef, Herr v. Bongard, wurde Adjutant des Königs, stieg nun schnell von Stufe zu Stufe, und ein Herr v. Heimroth, ein natürlicher Sohn des Kurfürsten von Hessen, trat an seine Stelle. Er war aber nicht der Mann dazu, Ordnung in die Truppe zu bringen und in den westfälisch-französischen Geist einzudringen, darum hielt er sich nicht lange auf seinem Posten. Ein Herr v. Meyern, geborener Braunschweiger und bisher in holländischen Diensten, erhielt das Kommando, welches er längere Zeit mit Ehren führte. Gleich zu Anfang wurde die Uniform des Bataillons verändert und nach Ballhorn dadurch verbessert, daß sie statt

der bisherigen grünen nun ziegelrothe Kragen und Aufschläge erhielt, wodurch sie noch auffallender und geschmackloser wurde, weil die hellblaue Grundfarbe des Rockes und der Beinkleider bestehen blieb. Die Offiziere trugen Hüte mit grünwollenem Busche mit Silber statt des Federbusches, die Soldaten Czakos mit weißen Fangschnüren. Später bekamen auch die Offiziere Czakos. Als Dienst- und Feldzeichen trugen die Offiziere silberne Epauletten nach französischer Art mit einem sogenannten Contre-Epaulett und im Dienst einen Ringkragen. Schärpen hatte die Armee, ebenso wie die französische, nicht, und da man das Portepee nicht als Offiziersauszeichnung betrachtete, konnte nach Gefallen ein goldenes oder auch gar keines getragen werden. Als ich zum ersten Male diese geschmackvolle Uniform anzog, mußte ich mich selbst belachen, und mein Auge konnte sich lange nicht an diesen Anzug gewöhnen, der zu manchem Scherz zwischen mir und meinen Kameraden Anlaß gab, die ihn ebenso lächerlich fanden.

Nach meiner Anstellung war ich hinlänglich mit sehr strengem Dienst, häufigem Exerziren und beständiger Aufsicht über die Soldaten beschäftigt, die in einer Kaserne lagen und keinen Augenblick aus den Augen gelassen werden durften. Dabei lebte ich mit meinem Bruder zusammen, dessen Loos sich noch immer nicht entschieden hatte, von allem Umgange zurückgezogen, und kämpfte beständig mit Kränklichkeit und Kummer mancher Art. Endlich schritt man zu weiteren Truppenformationen. Drei Wochen nach meiner Anstellung erhielt mein Bruder die seinige im dritten Linien-Regiment. Wahrscheinlich in Folge eines auf dem Bureau des Kriegsministers vorgekommenen Irrthums wurde er bei der Anstellung so außergewöhnlich gegen mich begünstigt, daß er unter meinem Vornamen als Premierlieutenant angestellt wurde. Man hatte mich also für den Jüngeren gehalten. Er erhielt zu gleicher Zeit den Auftrag, sich zu einer freiwilligen Werbung für sein Re-

giment nach Halberstadt zu begeben, da bekannt war, daß sich in der dortigen Gegend viele alte Soldaten der ehemaligen schönen preußischen Regimenter aufhielten. Weil die Konskription noch nicht im Gange war und die Menschen zu Anfang große Abneigung gegen den neuen Dienst hatten, so war man bestrebt, möglichst viele alte preußische Soldaten zu gewinnen.

Mein Bruder war so edel, die bei seiner Anstellung augenscheinlich stattgehabte Verwechselung zur Sprache bringen zu wollen. Allein ich verhinderte dies Vorhaben und nahm das Geschehene als einen Fingerzeig des Schicksals hin, wäre ich doch anderenfalls seinem Fortkommen hinderlich gewesen. Aus dieser Verwechselung geht indessen hervor, eine wie große Rolle Unordnung und Willkür bei der Organisation spielten. Damals, als ich angestellt wurde, wußte der Herr Minister recht gut, daß ich der ältere Bruder war. Aehnliches kam mehrfach vor; Mancher wußte nicht, wie er in die oder jene Stelle gelangte, und im Militär wie im Civil wurden Leute auf Posten gestellt, in welchen ihnen, so zu sagen, schwindelte, während mancher ehrliche und tüchtige Mann sich auf unerklärliche und erbitternde Art zurückgesetzt sah.

Mein Bruder machte eine ganz vorzügliche Werbung, wodurch er den Minister sehr für sich einnahm, so daß er später für alle anderen Truppen werben mußte und dann für immer bei den Konskriptionsgeschäften verwendet wurde. Er führte so ein angenehmes, unabhängiges und auskömmliches Leben fast während seiner ganzen westfälischen Dienstzeit, während ich mich in der untersten Offiziercharge auf ewigen Märschen von einem Orte zum andern und in Feldzügen umhertreiben mußte. Er wurde nach einem Jahre Kapitän, als ich noch Sekondlieutenant war. Ich freute mich seines Glücks, aber es war und blieb doch ein Stachel bei mir zurück, der mich mit Abneigung gegen den ganzen Dienst erfüllte. Diese Stimmung hatte auf meine Laufbahn großen Einfluß, besonders weil das System des

Spionirens und der geheimen Polizei gleichzeitig mit der Begründung des Staates eingeführt worden war; ich fühlte mich zu sehr gekränkt, als daß ich Gewalt genug über mich gehabt hätte, meinen Unwillen, wie es klug gewesen wäre, zurückzuhalten. Daß ich durch Unvorsichtigkeit mir geschadet hatte, davon erhielt ich im Jahre 1813, nach Rückkehr aus dem russischen Feldzuge, den unwiderleglichen Beweis. Man hatte mich für einen zu treuen Anhänger Preußens gehalten, mir gar nicht getraut und mich unstreitig im Geheimen beobachtet. Uebrigens fühlte ich nie Neigung, mich denen anzuschließen, welche Aufstände im Schilde führten, obwohl ich ahnungslos mit einigen von der Dörnbergschen Partei verkehrt hatte.

Nach meines Bruders Anstellung blieb ich noch einige Wochen in Kassel. Dieser Aufenthalt bot mir in der Folge einige Annehmlichkeiten, und ich söhnte mich während desselben mit meinem Geschick wenigstens soweit aus, daß ich wieder Lust am Leben gewann. Ich lernte nun das äußere glänzende Leben und Treiben des neuen Hofs kennen, wenn es mir auch, infolge der der französischen nachgeahmten Etiquette nicht vergönnt war, in das innere einzudringen, denn nur Stabsoffiziere der Armee und die Kapitäns der Garden hatten Zutritt bei Hofe. Der Hofstaat war zahlreich und glänzend und viele Hundert Menschen bewohnten damals das alte kurfürstliche Schloß, welches sie kaum alle faßte und so voll gepfropft war, daß man Abends bis unter das Dach kein unerleuchtetes Fenster fand, was diesem alten Gebäude das Ansehen einer Laterne gab. Wenn der Hof ausfuhr oder der König ausritt, so war damit jedesmal ein großartiger Aufzug verbunden. Die prächtigen königlichen Wagen waren von Stallmeistern, Adjutanten, Pagen, Livreebedienten und wer weiß was für Volk umgeben; den Zug eröffnete und schloß eine Kavallerie-Abtheilung der Garde mit gezogenen Säbeln und geladenen Karabinern. Gewöhnlich fuhr der Hof nach der sogenannten Napoleonshöhe

(der ehemaligen Wilhelmshöhe), nach dem Luſtſchloß Katharinenthal (nach der Königin, ſonſt Wilhelmsthal, genannt) oder ins Theater. An allen dieſen Orten waren ſtets im voraus durch Abtheilungen der Garde zu Fuß ſolche Sicherheitsmaßregeln getroffen, daß es keinem Menſchen möglich war, ſich zu nahen. Nach Beendigung des Theaters wurden ſämmtliche Logen und das Parterre ſo lange geſchloſſen, bis der Hof ſich hinweggegeben hatte. Welche Anſtalten, welcher Gegenſatz gegen das Benehmen und Leben des preußiſchen Hofs, ſowohl im Aeußern wie im Innern! Wie oft hatte ich in Berlin den König ohne alle Begleitung unter den Linden oder im Thiergarten ſpazieren gehen oder reiten, wie oft ihn mit ſeiner Gemahlin in einem zweiſpännigen Wagen fahren ſehen. Nie bemerkte man irgend welche Maßregeln zur Sicherheit ſeiner Perſon, und wahrlich, der König wußte genau, daß die beſte Sicherheit ihm die Liebe ſeines Volkes war. Dem war freilich hier nicht ſo. Der König Jerome mußte als regierender Stellvertreter ſeines Herrn Bruders in deſſen Geiſte handeln, ſich mit Glanz und Pracht umgeben, um ſo die Herzen ſeiner Unterthanen zu gewinnen, die ihm abhold waren und auch blieben, ſo ſehr er ſich bemühte, ihrer Eitelkeit zu ſchmeicheln, gütig und aufgeklärt zu erſcheinen und Einzelne mit Wohlthaten zu überhäufen. Beſonders mußte ihm daran liegen, die Zuneigung ſeiner Truppen zu erwerben, die ihn gegen ſeine ihm abgeneigten Unterthanen ſchützen ſollten; er vergaß nur dabei, daß ſie ſelbſt zu den Unterthanen gehörten. In der That ſparte er weder Mühe noch Koſten, dies Ziel zu erreichen. Beſonders ſchenkte er den Garden viel Aufmerkſamkeit, zeigte ſich oft unter ihnen, hielt fleißig Muſterungen und war mit Geſchenken und Beförderungen ſehr freigebig. Er drang, wenigſtens zum Schein, in die kleinſten und innerſten Einzelheiten ihres Dienſtes und ſelbſt des häuslichen Lebens ein, beſuchte öfter ihre Kaſernen, war gegen den gemeinen Mann herablaſſend und ſorgſam, koſtete ſeine Speiſen, fragte oder ließ

ihn fragen, ob er zufrieden sei, und ordnete Manches zur Verbesserung der Lage desselben an. Dies weltkluge Benehmen übertrug sich mit unverkennbarem Nutzen auf seine Generale und Offiziere und pflanzte sich in der Folge zu den Linien-Truppen fort, so daß nicht leicht in irgend einer Armee mehr innere Ordnung herrschen und mehr Fürsorge auf den Soldaten verwendet werden konnte, als in dieser. Allein der Offizier stieg in Folge dessen gegen die damalige Anschauung in den deutschen Armeen, wenigstens in der preußischen, mitunter so ganz von seiner Stellung hinab, daß er im vollen Sinne des Wortes Sklave des Soldaten wurde und sich zu Dienstverrichtungen gebrauchen lassen mußte, die man ihm anderswo nicht zugemuthet hätte. So mußte z. B. von jeder Kompagnie ein Offizier und von jedem Bataillon ein Kapitän (unter der Benennung Offiziere der Polizei) Tag und Nacht in der Kaserne sein, um über die innere Aufsicht und die kleinsten Kleinigkeiten des Dienstes und des Lebens der Soldaten zu wachen. Da man mit großer Strenge von oben her bei dem Polizeidienst verfuhr, so waren diese Offiziere für Alles verantwortlich und zogen sich doch trotz aller Mühe und Aufmerksamkeit oft Strafen zu.

Die Musterungen wurden mit großer Peinlichkeit und Genauigkeit, vorzüglich hinsichtlich der Waffen und der Bekleidung, abgehalten. Der König selbst und nicht selten die Generale nahmen bei solchen Gelegenheiten dem ersten besten Soldaten einer Kompagnie das Gewehr aus der Hand, untersuchten es auf seine Brauchbarkeit und hielten sich sehr ernstlich an den Kompagniechef oder Offizier, in dessen Abtheilung sie die geringste Nachlässigkeit fanden. Ebenso genau besichtigten sie die Kleidungsstücke, ließen die Tornister auspacken, überzeugten sich von dem Vorhandensein aller vorgeschriebenen Dinge und drangen auf diese Weise in alle Kleinigkeiten ein. Dieser Antrieb ging natürlich auf die Unterbefehlshaber über; die Verwaltungs-

behörden standen infolge dessen unter der schärfsten Aufsicht und lieferten alles dem Soldaten Zuständige von bester Beschaffenheit. Die Armee war so, wie es gar nicht anders sein konnte, bald aufs Beste und Zweckmäßigste bekleidet und ausgerüstet. Freilich nahmen auch die Paraden, Revuen und Inspektionen kein Ende, und die Offiziere waren Tag für Tag von früh bis spät beschäftigt. Sehr lobenswerth war es, daß von Hause aus für jeden Dienstzweig Vorschriften entworfen wurden, von denen Niemand einen Finger breit abweichen durfte. Die Besoldung der Truppen war nach französischem Fuß, für den Soldaten und die niedrigen Offiziergrade ungefähr den preußischen Sätzen gleich oder etwas höher als diese, für die höheren Offiziergrade dagegen schlecht und bedeutend geringer als in Preußen. Doch konnte der Offizier, der einigermaßen zu wirthschaften verstand, auskommen, weil in keiner Beziehung Luxus herrschte. Diejenigen Offiziere, welche Pferde halten mußten, waren auch darin sparsam und besaßen nicht mehr, als der Dienst erforderte, so z. B. Regiments- und Bataillonskommandeure meistens nur eins, sehr selten aber zwei. Eine für die Soldaten und namentlich diejenigen, die bereits in einer anderen Armee gedient hatten, lästige und drückende Einrichtung bestand darin, daß ihre Vorgesetzten die Verwalter der Löhnung waren und der Mann für den Tag kaum sechs Pfennige baares Geld in die Hand bekam. Der übrige Theil der Löhnung floß in die Menagekasse und wurde zur Beschaffung der Beköstigung und des Putzmaterials sowie zur Instandhaltung der Bekleidung und Wäsche verwendet. Es gab täglich zweimal warmes Essen, und der Mann hatte für fast nichts zu sorgen, aber er behielt für seine eigenen persönlichen Ausgaben wenig übrig, was den Meisten schlecht gefiel. Wer etwas zuzusetzen hatte, ließ es sich schicken; aber die große Mehrzahl mußte sich Manches versagen und wurde mißmuthig. So riß das Uebel der Desertion, verstärkt durch die Abneigung gegen den west-

fälischen Militärdienst überhaupt, mächtig ein, und es konnte demselben, so lange die Armee bestand, nicht gesteuert werden, obgleich mit wachsender Strenge dagegen eingeschritten und mancher arme Kerl todtgeschossen wurde. Im Lande entzogen sich Tausende der Konskription und gingen ins Ausland, und die bei jeder Militär-Division niedergesetzten Kriegsgerichte hörten niemals auf, sich mit Desertionsprozessen zu beschäftigen, die Gensdarmerie durchstreifte unablässig das Land, um Fahnenflüchtige und entwichene Konskribirte zu verfolgen und aufzusuchen.

Da trotz aller Strenge und Aufsicht die Disziplin des Bataillons, bei welchem ich stand, sich nicht verbesserte, häufige Streitigkeiten und Schlägereien zwischen Leuten desselben und denen anderer Truppentheile stattfanden, so wurde das Bataillon förmlich aus Kassel verbannt und erhielt plötzlich im April 1808 den Befehl, nach Paderborn zu marschiren. Am 14. April trat ich, dessen ganz ungewohnt, meinen ersten Marsch zu Fuße an, der mir wegen meiner Kränklichkeit recht sauer wurde, denn ich war in meinem Leben noch nie acht bis zehn Stunden weit gegangen. Nothwendigkeit und das Beispiel Anderer machten das mir unmöglich Erscheinende, wenn auch mit Anstrengung, möglich; ich kam zwar mit wunden Füßen aber ganz wohlbehalten in Paderborn an.

Wider Erwarten blieben wir in Paderborn, welches damals einen recht ungünstigen Eindruck auf mich machte, kaum drei Wochen; dann erhielten wir Befehl, nach Minden zu marschiren, und brachen am 3. Mai dorthin auf. Unser Weg führte über Bielefeld nach Herford, wo ich das Vergnügen hatte, mehrere Bekannte zu treffen, darunter einen Herrn v. Bobers, einen ehemaligen preußischen Offizier, der mich sogleich zu seinen Eltern ins Quartier führte, bei welchen ich die gütigste Aufnahme fand. Bobers trat später auch in westfälische Dienste und starb während des Rückzuges aus

Rußland, nachdem er sich von Moskau bis Wilna geschleppt hatte. Ich traf ihn in der unglückseligsten Lage, mit völlig vom Brande ergriffenen Gliedern, hinter Wilna, wo er uns eine Strecke Weges nachlief und seine Freunde anflehte, ihn mitzunehmen und ihm zu helfen, was weder ich noch sonst Jemand zu gewähren im Stande war.

In Minden fanden wir als die erste dort erscheinende Truppe des neuen Vaterlandes freundliche Aufnahme, und wir freuten uns, hier bleiben zu können, allein wir wurden arg enttäuscht, als schon nach fünf Tagen der Weitermarsch nach Magdeburg befohlen wurde. Dieser beständige Ortswechsel ließ darauf schließen, daß die Regierung uns im Lande umherschickte, um unsere zu Ausschreitungen geneigte Truppe in beständiger Thätigkeit zu halten und so die Disziplin zu verbessern; vielleicht wollte sie auch dem Lande zeigen, daß sie bereits über Truppen verfügte. Ich rechnete also darauf, daß wir in Magdeburg ebenso wenig bleiben würden, wie in Paderborn und Minden, und begann, mich als ewigen Juden zu betrachten, so daß ich meine Sachen nicht mehr auspackte und mich wie im Kriege stets marschfertig erhielt, zumal die Befehle zum Ausrücken immer wie der Dieb in der Nacht ankamen. Der Weg nach Magdeburg führte uns über Hannover, woselbst ich wenige angenehme Stunden im Kreise alter Freunde verlebte; leider hatten die Ereignisse der letzten zwei Jahre auch bei ihnen, wie bei mir, manche unvortheilhafte Veränderung der Lage herbeigeführt. Am 16. kamen wir in Braunschweig an, wo der König erwartet wurde, der auch an demselben Abend in dem Lustschloß Richemont vor der Stadt eintraf und am folgenden Tage einen feierlichen Einzug hielt, bei dem wir paradiren mußten. Da der neue Landesvater die Stadt noch nicht besucht hatte, war von den Braunschweigern Alles geschehen, um seinen Einzug durch Ehrenpforten und Pomp aller Art zu verherrlichen. Der König

bezeigte seine größte Zufriedenheit, erklärte die Stadt zu seiner zweiten Residenz und gab den Wunsch oder vielmehr den Befehl zu erkennen, daß das Schloß, weil er künftig abwechselnd hier und in Kassel Hof halten wolle, in glänzenderen Stand gesetzt würde. Das thaten die guten Braunschweiger denn auch mit großen Kosten, in der Hoffnung, daß durch den Aufenthalt des glänzenden neuen Hofs der gesunkene Wohlstand der Stadt sich wieder heben würde. Aber sie hatten sich gewaltig verrechnet, denn obgleich Seine Majestät später einigemal in Braunschweig vorsprachen, dachten Sie doch nicht daran, dort zu residiren, und der kostbare Bau, an dem die Braunschweiger jetzt noch kauen mögen, war umsonst. Wegen des Aufenthalts des Königs wurde auch der unserige um einige Tage verlängert und wir rückten erst am 22. in Magdeburg ein, wo der König einige Stunden vor uns angekommen war. Man hatte ihm einen gleichen Empfang mit Ehrenpforten u. s. w. bereitet; Abends war Ball und Erleuchtung der Stadt und in den nächsten Tagen fanden noch mehrere Festlichkeiten statt. Ich vermochte allen diesen Dingen keinen Geschmack abzugewinnen, theils wegen Kränklichkeit, theils wegen Unzufriedenheit mit meiner Lage, und hielt mich ganz fern. Wider Erwarten blieb ich vom Mai bis zum November an Magdeburg gefesselt, wo ich eine Reihe einsamer Tage, ausgefüllt vom Garnison- und Wachtdienst, verlebte. Ich benutzte diese Zeit, um ernstlich an der Wiederherstellung meiner Gesundheit zu arbeiten, und fühlte mich im Herbst geistig und körperlich gekräftigt und vollkommen wiederhergestellt. Im November wurde ich in Dienstgeschäften nach Kassel geschickt und hatte die Freude, meinen Bruder anzutreffen, der als Offizier der Konskription dorthin versetzt war. Als ich nach Magdeburg zurückkehren wollte, erhielt ich den Befehl, mich nach Paderborn zu begeben, wohin das Bataillon verlegt werden sollte. Wenige Tage nach meiner Ankunft rückte es in Paderborn ein. Diese Stadt, die mir während

des ersten Aufenthalts daselbst so unfreundlich und finster erschienen war, bot mir im Dezember und Januar 1809 höchst angenehme Tage. Ich machte die Bekanntschaft mehrerer liebenswürdiger Familien und gewann in dem anregenden Verkehr mit ihnen vollen Ersatz für die nach wie vor unangenehmen Dienstverhältnisse. Ein neuer Marschbefehl rief das Bataillon Mitte Februar nach Kassel. Dort erfuhren wir, daß wir nach Frankreich marschiren sollten, bald aber zeigte es sich, daß die Reise etwas weiter, und zwar nach Spanien gehen würde, was man aber den Truppen wohlweislich bis zum letzten Augenblick verbarg.

Eine Division, bestehend aus dem 2., 3. und 4. Linien-Regiment, einem Jäger-Karabinier-Bataillon, dem 1. leichten Infanterie-Bataillon, einem Regiment Chasseurs à cheval und einigen leichten Batterien, im Ganzen etwa 8000 Mann stark, unter Befehl des bisherigen Kriegsministers Morio, marschirte in einzelnen Abtheilungen Ende Februar 1809 nach Frankreich ab, wo Metz zum Sammelpunkt bestimmt war. Man verbarg, wie gesagt, den Truppen ihre Bestimmung sehr sorgsam. Jeder, der danach forschte, erhielt die fade Antwort, daß in Frankreich Unruhen ausgebrochen wären, oder, daß Napoleon einen Theil der westfälischen Truppen dorthin haben wollte, um sie besser auszubilden, ihnen den französischen Soldatengeist einzuimpfen und mehr dergleichen. Genug, von dem, was sich Jeder so ziemlich an den fünf Fingern abzählen konnte, daß nämlich unser Ziel Spanien sei, davon war nicht die Rede. Da aber bei der überhaupt unsicheren Stimmung der Truppen Desertionen und Excesse zu befürchten standen, wenn das Wort Spanien ausgesprochen worden wäre, so wollte man sie erst auf gute Art über den Rhein haben. Es fehlte auch nicht an schönen Worten und Redensarten der höheren Befehlshaber, um das Ehrgefühl der Offiziere und Soldaten zu erregen; sie wendeten alles Mögliche an, ihnen begreiflich zu

machen, daß fortan im Vaterlande für sie weder Ruhm noch Ehre sei, daß sie nur unter den Augen des Kaisers Napoleon und in den Reihen der Franzosen die wahre Ausbildung und Vollkommenheit erlangen könnten. Der König habe daher auf Verlangen des Kaisers und im Vertrauen, daß seine Truppen dieser ehrenvollen Bestimmung sich würdig zeigen würden, beschlossen, diese seine erste Division nach Frankreich marschiren zu lassen. Dieser schönen Bestimmung zufolge verließ ich mit meinem Bataillon am 21. Februar Kassel und nahm im Herzen von Allem, was mir lieb und theuer war, für immer Abschied. Dachte ich daran, den Marsch nach Frankreich oder Spanien in dieser Jahreszeit zu Fuße machen zu müssen, so zweifelte ich an der Möglichkeit, es zu leisten. Indessen hatte ich mich durch das seitherige Umherziehen doch schon einigermaßen an Anstrengungen dieser Art gewöhnt und war sonst gesund, so daß es später besser ging, als ich geglaubt hatte.[7])

Wir marschirten über Fritzlar, Marburg und Gießen nach Frankfurt, wo wir am 26. eintrafen. Unterwegs waren uns fast täglich Abtheilungen der aus Frankreich zurückkehrenden preußischen Gefangenen begegnet, unter denen ich, zu unserer gegenseitigen Ueberraschung, mehrere Soldaten meines alten Regiments fand. Von Frankfurt ging es nach Mainz auf einer herrlichen Landstraße. Die schöne Gegend war wohl geeignet, die Stimmung zu heben, aber der Anblick des Rheins unter diesen Zeitumständen ließ keine wirkliche Freude aufkommen; mir fielen die Worte eines Gedichts ein, welches ich kürzlich gelesen:

„Ich kann des Rheins mich nicht mehr freuen,
Seit Teutschland seinen Schutz verlor."

In stillem Nachdenken näherte ich mich dem Strome, und als unsere Leute den vaterländischen Boden verließen und wir den Fuß auf die Brücke gesetzt hatten, bemächtigte sich ihrer ein solcher Ernst, kam eine solche feierliche Stille über sie, daß

der Gesang verstummte und Niemand mehr auch nur ein Wort sprach. Sie gedachten wehmüthig des Abschieds von der deutschen Erde, welche so Mancher nicht wieder betreten sollte.

Vor dem Uebergang über den Rhein zeigte sich uns die ganze Strenge der französischen Zolleinrichtungen und gab zu einem schlimmen Vorfall Veranlassung. Die Douaniers hielten das Bataillon, als ob es aus Reisenden bestände, an und sagten dem Kommandeur, daß sämmtliche Tornister der Soldaten und die Bagage der Offiziere untersucht werden müßten. Der Kommandeur mußte trotz seiner Weigerung, unserer allgemeinen Entrüstung und obgleich wir dadurch mehrere Stunden aufgehalten wurden, der Forderung Folge leisten, weil die Zollbeamten ein kaiserliches Dekret vorwiesen, welches sie zu dieser Maßregel berechtigte. Als den Soldaten befohlen wurde, die Tornister abzulegen und zu öffnen, weigerten sich die meisten zuerst, dies zu thun, und erst die Androhung strenger Strafe brachte sie zum Gehorsam. Es stellte sich nun heraus, daß ein großer Theil der Leute in Hochheim von Schmugglern mit Zucker und Kaffee beladen worden war, der auf diese Weise in Mainz eingeschwärzt werden sollte. Da die Zollbeamten bei der Visitation nicht gerade mit besonderem Nachdruck von den Vorgesetzten unterstützt wurden, gab es, während sie durch die Glieder gingen, unter den Soldaten einen vollständigen Aufstand. Sie gingen mit Kolben und Bajonett auf die Spürhunde los, jagten sie in die Flucht und verwundeten einige. Nun mußten die Offiziere, den Säbel in der Hand, mit Gewalt die Ordnung wieder herstellen, denn es ließ sich voraussehen, daß die begangenen Excesse ihnen sonst theuer zu stehen kommen könnten. Sie untersuchten also die Tornister selbst und ließen die Schmugglerwaaren fortwerfen, so daß in kurzer Zeit der Erdboden mit mehreren hundert Pfunden Zucker und Kaffee übersät war, viel auch in den Rhein flog. Inzwischen waren die Zollbeamten wieder herbeigekommen, aber

ebenso eine Menge Pöbel, der schon aufgepaßt hatte und nun zusammenraffte, was er bekommen konnte, so daß die Beute der Herren Zöllner nur gering war. Uebrigens blieb dieser Vorfall ohne böse Folgen, was mir unbegreiflich ist.

Die Aufnahme in Mainz war für die Offiziere schlecht, für die Soldaten abscheulich. Die Truppen wurden vom Uebergang über den Rhein an und mit dem Eintritt in Frankreich nicht mehr in den Quartieren verpflegt und bezogen die sogenannten Etappengelder, und zwar der Major 5, der Kapitän 3, der Lieutenant 2½ Francs, der Unteroffizier 35, der Gemeine 25 Centimes für den Tag als Zuschuß zum Gehalt; daraus mußten sie ihre Verpflegung bestreiten. Diese Einrichtung mochte für die Einwohner sehr bequem sein, weil sie der Einquartierung nichts als die vier Wände zu geben brauchten und in der That auch nie etwas, und wäre es ein Schluck Wasser gewesen, reichten; wer aber weiß, wie dem Soldaten zu Muthe ist, wenn er ermüdet, hungrig, vielleicht durchnäßt, in einem fremden Orte erst nach Nahrung ausgehen und diese sich selbst kochen soll, wird ermessen, wie hart eine solche Maßregel ist und wie wenig Ersatz das mehr empfangene Geld zu bieten vermag. In Mainz kam es, weil unsere Leute sich mit der ihnen ungewohnten neuen Einrichtung nicht sogleich vertraut zu machen verstanden, sofort zu zahlreichen Händeln mit den Quartierwirthen, die mit Klagen zum Gouverneur liefen, so daß die Offiziere bis in die Nacht hinein mit Steuerung des Unfugs in den Häusern und auf den Straßen zu thun hatten. Die Offiziere hatten es ebenso schlimm wie die Leute, denn sie wurden in den Gasthäusern schamlos geprellt. Ich habe in meinem Leben nicht so viele Verwünschungen und Flüche gehört, als von den Soldaten, nachdem wir den Rhein hinter uns hatten; das lieblose Verhalten der Einwohner trat übrigens am grellsten hervor, so lange wir uns in den deutschen Landestheilen befanden.

des ersten Aufenthalts daselbst so unfreundlich und finster erschienen war, bot mir im Dezember und Januar 1809 höchst angenehme Tage. Ich machte die Bekanntschaft mehrerer liebenswürdiger Familien und gewann in dem anregenden Verkehr mit ihnen vollen Ersatz für die nach wie vor unangenehmen Dienstverhältnisse. Ein neuer Marschbefehl rief das Bataillon Mitte Februar nach Kassel. Dort erfuhren wir, daß wir nach Frankreich marschiren sollten, bald aber zeigte es sich, daß die Reise etwas weiter, und zwar nach Spanien gehen würde, was man aber den Truppen wohlweislich bis zum letzten Augenblick verbarg.

Eine Division, bestehend aus dem 2., 3. und 4. Linien-Regiment, einem Jäger-Karabinier-Bataillon, dem 1. leichten Infanterie-Bataillon, einem Regiment Chasseurs à cheval und einigen leichten Batterien, im Ganzen etwa 8000 Mann stark, unter Befehl des bisherigen Kriegsministers Morio, marschirte in einzelnen Abtheilungen Ende Februar 1809 nach Frankreich ab, wo Metz zum Sammelpunkt bestimmt war. Man verbarg, wie gesagt, den Truppen ihre Bestimmung sehr sorgsam. Jeder, der danach forschte, erhielt die fade Antwort, daß in Frankreich Unruhen ausgebrochen wären, oder, daß Napoleon einen Theil der westfälischen Truppen dorthin haben wollte, um sie besser auszubilden, ihnen den französischen Soldatengeist einzuimpfen und mehr dergleichen. Genug, von dem, was sich Jeder so ziemlich an den fünf Fingern abzählen konnte, daß nämlich unser Ziel Spanien sei, davon war nicht die Rede. Da aber bei der überhaupt unsicheren Stimmung der Truppen Desertionen und Excesse zu befürchten standen, wenn das Wort Spanien ausgesprochen worden wäre, so wollte man sie erst auf gute Art über den Rhein haben. Es fehlte auch nicht an schönen Worten und Redensarten der höheren Befehlshaber, um das Ehrgefühl der Offiziere und Soldaten zu erregen; sie wendeten alles Mögliche an, ihnen begreiflich zu

machen, daß fortan im Vaterlande für sie weder Ruhm noch Ehre sei, daß sie nur unter den Augen des Kaisers Napoleon und in den Reihen der Franzosen die wahre Ausbildung und Vollkommenheit erlangen könnten. Der König habe daher auf Verlangen des Kaisers und im Vertrauen, daß seine Truppen dieser ehrenvollen Bestimmung sich würdig zeigen würden, beschlossen, diese seine erste Division nach Frankreich marschiren zu lassen. Dieser schönen Bestimmung zufolge verließ ich mit meinem Bataillon am 21. Februar Kassel und nahm im Herzen von Allem, was mir lieb und theuer war, für immer Abschied. Dachte ich daran, den Marsch nach Frankreich oder Spanien in dieser Jahreszeit zu Fuße machen zu müssen, so zweifelte ich an der Möglichkeit, es zu leisten. Indessen hatte ich mich durch das seitherige Umherziehen doch schon einigermaßen an Anstrengungen dieser Art gewöhnt und war sonst gesund, so daß es später besser ging, als ich geglaubt hatte.[7])

Wir marschirten über Fritzlar, Marburg und Gießen nach Frankfurt, wo wir am 26. eintrafen. Unterwegs waren uns fast täglich Abtheilungen der aus Frankreich zurückkehrenden preußischen Gefangenen begegnet, unter denen ich, zu unserer gegenseitigen Ueberraschung, mehrere Soldaten meines alten Regiments fand. Von Frankfurt ging es nach Mainz auf einer herrlichen Landstraße. Die schöne Gegend war wohl geeignet, die Stimmung zu heben, aber der Anblick des Rheins unter diesen Zeitumständen ließ keine wirkliche Freude aufkommen; mir fielen die Worte eines Gedichts ein, welches ich kürzlich gelesen:

„Ich kann des Rheins mich nicht mehr freuen,
Seit Teutschland seinen Schutz verlor."

In stillem Nachdenken näherte ich mich dem Strome, und als unsere Leute den vaterländischen Boden verließen und wir den Fuß auf die Brücke gesetzt hatten, bemächtigte sich ihrer ein solcher Ernst, kam eine solche feierliche Stille über sie, daß

Es ist im französischen Dienst Sitte, daß alle durch eine Stadt marschirenden Truppen vor dem Gouverneur oder Kommandanten eine Musterung passiren müssen; in großen Orten, in welchen Etappenbehörden sich befinden, hält ein ingenannter Inspecteur aux revues dieselbe ab. Dabei wird die Kopfstärke ganz genau gezählt, damit keine Unterschleife mit den Verpflegungsgeldern vorkommen. So geschah es in Mainz und weiter in beinahe jedem Etappenorte, und wir mußten nach dem Einrücken stets auf einem öffentlichen Platze aufmarschiren, wo uns dann der Herr Kommandant oder Inspekteur oft mehrere Stunden warten ließ, bevor er die Revue abnahm. Die Inspekteurs sind ein Mittelding zwischen Militär- und Civilperson und nehmen sich zuweilen die Freiheit, in Civilkleidern bei den Truppen zu erscheinen. Es machte einen eigenen Eindruck, wenn ein solcher Mann sich zwischen den Gliedern umhertrieb und die Bataillone, nachdem die Zählung stattgefunden, bei ihm vorbeimarschirten, da er auch über ihre Haltung zu berichten hatte.

In Mainz vereinigten wir uns mit dem 4. Linien-Regiment und setzten am 1. März unseren Marsch gemeinsam fort. Derselbe führte uns über Worms, Landau, Weißenburg und Hagenau nach Zabern fort. Auf dem letzten Marsch begegneten wir einigen französischen Regimentern, die aus Spanien kamen und nach Straßburg gingen, wo damals Napoleon einen Theil seiner Streitkräfte zu einem neuen Kriege gegen Oesterreich sammelte. Diese Truppen waren im schönsten Zustande und erregten bei uns allgemeine Bewunderung. Unser weiterer Weg führte uns nach Metz, wo wir am 15. März ankamen und unsere übrigen Regimenter bereits vorfanden. Ohne daß man etwas Näheres über die weitere Bestimmung der Division erfuhr, dauerte der Aufenthalt in Metz vierzehn Tage, während welcher Zeit sehr eifrig an der Ausbildung der Truppen gearbeitet und von früh bis spät in größeren und kleineren

Abtheilungen exerzirt und manövrirt wurde. Nebenbei fiel es dem General Morio sonderbarer Weise ein, die verschiedenen Offizierkorps bezüglich ihrer wissenschaftlichen Bildung, und zwar jetzt erst, kennen lernen zu wollen. Er ordnete dazu ein Examen an, welches mehrere Tage dauerte, wobei ihn, da er wenig von der deutschen Sprache verstand, der General v. Börner unterstützte. So zweckmäßig eine solche Prüfung vielleicht auch sein mochte, so fiel sie mitunter doch recht lächerlich aus, denn es geschahen Fragen, welche man bei uns nur Schulknaben vorzulegen pflegt, über die jeder Gebildete erstaunte und die die erhabene Meinung von dem General en chef stark erschütterten.

Zu Ende des Monats März wurde ich, nachdem im Bataillon eine Vakanz entstanden und ich, schnell genug, inzwischen zum ältesten Sous-Lieutenant aufgerückt war, zum Lieutenant befördert. Wenige Tage darauf brachte ein Bekannter mir die mich höchlichst überraschende Nachricht, ich sei zum Kapitän bei einem im Vaterlande neu zu errichtenden Regiment ernannt. Meine noch vorhandenen Zweifel wurden gehoben, als ich in dem neuesten aus Kassel angekommenen Moniteur den Königlichen Befehl zur Errichtung von zwei Linien-Regimentern las und, neben einigen anderen Offizieren der nach Spanien bestimmten Division, mich als Kapitän beim 6. Linien-Regiment genannt fand. Meine Freude war groß; ich legte nicht nur Werth auf die Beförderung, sondern auch die Aussicht, in die Heimath zurückkehren zu können und so ganz unverhofft den spanischen Klauen entrissen zu werden, befriedigte mich ungemein. Vorläufig aber hatte der kommandirende General noch keinen Befehl erhalten, und erst, als wir am 1. April in Nancy eingerückt waren, bekamen ich und die übrigen versetzten Offiziere die Ordre, unsere Rückreise sofort anzutreten. Mit freudigem Herzen gehorchten wir, von den Kameraden um unser Loos beneidet, welches in der That ein

sehr günstiges war, denn nur wenige der nach Spanien Gehenden kehrten gesund in das Vaterland zurück. Ich segnete mein Schicksal und erkannte dankend in dieser Fügung das mir bis jetzt gethane Unrecht als vollkommen wieder gut gemacht an.

Am 3. April trat ich mit dem Major Lagéon, Hauptmann v. Könitz und Lieutenant Langfeld den Rückweg an und traf nach einer sehr angenehmen, vergnügten Reise am 8. in Kassel ein. So froh ich angekommen war, so trübe waren schon die nächsten Stunden. Ich ging zum Kriegsministerium, um mich zu melden und mir mein neues Anstellungspatent zu erbitten. Es ward mir eingehändigt und, ohne etwas Böses zu ahnen, gehe ich aus dem Hause. Wie ich es draußen entfalte, sehe ich zu meiner größten Ueberraschung, daß ich nicht als Kapitän, sondern als Lieutenant bei dem neuen Regiment angestellt bin. Ich weiß nicht, ob ich meinen Augen trauen soll; ich besehe das Papier von allen Seiten — mein Name ist richtig, der Titel ist mehrmals wiederholt, aber vom Kapitän gar keine Rede, genug, es bleibt dabei, ich habe eine Anstellung als Lieutenant in den Händen. Ich gehe sogleich nach dem Bureau zurück, spreche dem Bureauchef meine Verwunderung darüber aus, daß ich, wohl aus Versehen, ein unrichtiges Patent erhalten haben müsse, da ich meines Wissens zum Kapitän ernannt sei. Aber ich erhalte zur Antwort, man wisse davon nichts und vermöge keine Auskunft zu geben. Es vergehen mehrere Tage, bis ich den Kriegsminister persönlich zu sprechen Gelegenheit finde. Ich sage ihm, daß der Moniteur meine Ernennung zum Kapitän öffentlich und amtlich bekannt gemacht, daß General Morio dieselbe mir dienstlich mitgetheilt und mich als Kapitän nach Kassel zurückgeschickt habe; ich mache allerlei Vorstellungen, aber vergebens. Der Minister antwortet mir mit wenigen Worten, daß das Alles ein Irrthum sei, von dem er nichts wisse und der in seinem Bureau vor-

gegangen sein müßte; dann entläßt er mich. Ich wiederholte meine Vorstellungen schriftlich und bat, wenn man mich nicht als Kapitän gelten lassen wolle, mich wieder zu der nach Spanien bestimmten Division zu schicken. Allein es war Alles umsonst; ich mußte zu dem neuen Regiment, welches in Magdeburg errichtet wurde, abgehen. So sah ich mich denn zum zweiten Male auf eine höchst empfindliche Art, ähnlich wie bei meiner ersten Anstellung, gekränkt und durch Gott weiß welche Kabalen schlechter Menschen in meinem Dienstverhältniß zurückgesetzt. In höchst erbitterter und mißmuthiger Stimmung entfernte ich mich von Kassel und kam am 25. April in Magdeburg an.

Ich meldete mich bei dem Kommandeur des neuen Regiments und hatte das Glück, in ihm einen Bekannten zu finden. Es war ein Preuße, der frühere Major, jetzige Oberst v. Bosse, ein Stiefsohn meines alten Generals v. Larisch, der mich mit vieler Güte empfing, da er mich von Berlin her kannte und wußte, daß ich im Regiment seines Vaters gestanden hatte. Bevor ich ihm von meinem Unglück erzählen konnte, theilte er mir mit, daß er schon davon unterrichtet sei, und tröstete mich mit dem Versprechen, er würde Alles thun, die mir zugefügte Kränkung wieder gut zu machen. Dazu hätte er bereits Schritte gethan, indem er mich zum Adjudant-major vorgeschlagen. Ich erfuhr dann noch, daß ich wirklich zum Kapitän ernannt und auf der vom Ministerium aufgestellten Liste als solcher aufgeführt gewesen war. Ein Schreiben, welches Oberst v. Bosse kurz nach Eingang der Liste erhalten, hatte angeordnet, mich wieder zu streichen und als Lieutenant nach meinem Patent einzurangiren. Der Oberst wußte mir auch keinen Grund für dies merkwürdige Verfahren anzugeben und meinte, ich müßte wohl einen Feind im Ministerium haben. Es blieb mir nichts übrig, als mich zufrieden zu geben, und es tröstete mich einigermaßen, als nach wenigen Tagen

Es ist im französischen Dienst Sitte, daß alle durch eine Stadt marschirenden Truppen vor dem Gouverneur oder Kommandanten eine Musterung passiren müssen; in großen Orten, in welchen Etappenbehörden sich befinden, hält ein sogenannter Inspecteur aux revues dieselbe ab. Dabei wird die Kopfstärke ganz genau gezählt, damit keine Unterschleife mit den Verpflegungsgeldern vorkommen. So geschah es in Mainz und weiter in beinahe jedem Etappenorte, und wir mußten nach dem Einrücken stets auf einem öffentlichen Platze aufmarschiren, wo uns dann der Herr Kommandant oder Inspekteur oft mehrere Stunden warten ließ, bevor er die Revue abnahm. Die Inspekteurs sind ein Mittelding zwischen Militär- und Civilperson und nehmen sich zuweilen die Freiheit, in Civilkleidern bei den Truppen zu erscheinen. Es machte einen eigenen Eindruck, wenn ein solcher Mann sich zwischen den Gliedern umhertrieb und die Bataillone, nachdem die Zählung stattgefunden, bei ihm vorbeimarschirten, da er auch über ihre Haltung zu berichten hatte.

In Mainz vereinigten wir uns mit dem 4. Linien-Regiment und setzten am 1. März unseren Marsch gemeinsam fort. Derselbe führte uns über Worms, Landau, Weißenburg und Hagenau nach Zabern fort. Auf dem letzten Marsch begegneten wir einigen französischen Regimentern, die aus Spanien kamen und nach Straßburg gingen, wo damals Napoleon einen Theil seiner Streitkräfte zu einem neuen Kriege gegen Oesterreich sammelte. Diese Truppen waren im schönsten Zustande und erregten bei uns allgemeine Bewunderung. Unser weiterer Weg führte uns nach Metz, wo wir am 15. März ankamen und unsere übrigen Regimenter bereits vorfanden. Ohne daß man etwas Näheres über die weitere Bestimmung der Division erfuhr, dauerte der Aufenthalt in Metz vierzehn Tage, während welcher Zeit sehr eifrig an der Ausbildung der Truppen gearbeitet und von früh bis spät in größeren und kleineren

abrückte. Die westfälische Regierung schwebte daher in unverkennbarer Angst und strengte sich aufs Aeußerste an, die Neuformationen zu beschleunigen. Die beiden neuen Infanterie-Regimenter wurden dann auch nach sechs Wochen für felddienstfähig erklärt. Der General v. Uslar, dem die Errichtung derselben übertragen war, und der ihren mangelhaften Zustand genau kannte, vermochte dieser Erklärung nicht beizustimmen und fiel deshalb beim König in Ungnade.

Im Monat Mai dieses Jahres war es, wo durch das denkwürdige Unternehmen des preußischen Majors v. Schill, welcher mitten im Frieden mit seinem Husaren-Regiment seine Garnison Berlin verließ und in das Königreich Westfalen einfiel, Magdeburg bedroht und das ganze Land schwer erschüttert wurde. Als Schill über die Elbe gegangen war und bis vor die Thore von Magdeburg streifte, gerieth der Gouverneur, General Michaud, in der That in eine sehr bedrängte Lage, denn er hatte bei dem Geiste seiner Truppen, bei welchen die Desertion mehr und mehr einriß, und bei dem der Einwohner Alles zu fürchten. Ein Theil der Garnison rückte gegen Schill aus und es kam am 13. Mai zwischen diesem und etwa acht Kompagnien des 1. Regiments bei Dodendorf, 1½ Stunden von Magdeburg, zu einem Gefecht, in welchem die Schillschen Husaren das Häuflein sehr übel zurichteten. Schill machte eine Menge Gefangene, mehrere Soldaten gingen zu ihm über, und der Oberst Vautier, Kommandeur des 1. Regiments, welcher im Gefecht befehligt hatte, wurde schwer verwundet und starb. Obgleich dieser Kampf ganz zu Schills Vortheil ausgefallen war, unternahm er doch weiter nichts Ernstliches, sondern streifte nach wie vor in der Gegend umher, bis Napoleon ein Korps Holländer unter General Gratien gegen Magdeburg in Bewegung setzte und König Jerome einen Theil seiner Garden nebst einigen zusammengerafften Holländern und Franzosen unter Befehl des Generals Bongard von Kassel aus

sehr günstiges war, denn nur wenige der nach Spanien Gehenden kehrten gesund in das Vaterland zurück. Ich segnete mein Schicksal und erkannte dankend in dieser Fügung das mir bis jetzt gethane Unrecht als vollkommen wieder gut gemacht an.

Am 3. April trat ich mit dem Major Lagéon, Hauptmann v. Könitz und Lieutenant Langfeld den Rückweg an und traf nach einer sehr angenehmen, vergnügten Reise am 8. in Kassel ein. So froh ich angekommen war, so trübe waren schon die nächsten Stunden. Ich ging zum Kriegsministerium, um mich zu melden und mir mein neues Anstellungspatent zu erbitten. Es ward mir eingehändigt und, ohne etwas Böses zu ahnen, gehe ich aus dem Hause. Wie ich es draußen entfalte, sehe ich zu meiner größten Ueberraschung, daß ich nicht als Kapitän, sondern als Lieutenant bei dem neuen Regiment angestellt bin. Ich weiß nicht, ob ich meinen Augen trauen soll; ich besehe das Papier von allen Seiten — mein Name ist richtig, der Titel ist mehrmals wiederholt, aber vom Kapitän gar keine Rede, genug, es bleibt dabei, ich habe eine Anstellung als Lieutenant in den Händen. Ich gehe sogleich nach dem Bureau zurück, spreche dem Bureauchef meine Verwunderung darüber aus, daß ich, wohl aus Versehen, ein unrichtiges Patent erhalten haben müsse, da ich meines Wissens zum Kapitän ernannt sei. Aber ich erhalte zur Antwort, man wisse davon nichts und vermöge keine Auskunft zu geben. Es vergehen mehrere Tage, bis ich den Kriegsminister persönlich zu sprechen Gelegenheit finde. Ich sage ihm, daß der Moniteur meine Ernennung zum Kapitän öffentlich und amtlich bekannt gemacht, daß General Morio dieselbe mir dienstlich mitgetheilt und mich als Kapitän nach Kassel zurückgeschickt habe; ich mache allerlei Vorstellungen, aber vergebens. Der Minister antwortet mir mit wenigen Worten, daß das Alles ein Irrthum sei, von dem er nichts wisse und der in seinem Bureau vor-

Während meiner Anwesenheit in Braunschweig kamen die in Stralsund gemachten Gefangenen des Schillschen Korps, etwa 400 an der Zahl, daselbst an, und mir ward die Bestimmung, einen Theil dieser Unglücklichen weiter nach Mainz zu bringen. Als sie mir am Morgen des Abmarsches übergeben wurden, und ich sie aus einem Stalle, worin sie eingesperrt gewesen waren, herauszählte, sah ich unter ihnen mehrere bekannte Gesichter, darunter einen Menschen, Namens François, einen Mulatten, der zu meiner Zeit im Berliner Kadettenhause Hautboist gewesen und seiner Eigenthümlichkeiten wegen mir noch in frischer Erinnerung war. Und wie der Zufall im Leben oft sonderbar spielt und uns bekannte Gesichter da entgegenstellt, wo wir sie am wenigsten vermuthen, so erblickte ich neben François einen und denselben Soldaten meines alten preußischen Regiments, den ich schon einmal im Jahre 1807 in Halberstadt in einem Transport preußischer Kriegsgefangener bemerkt und erkannt hatte. Diese armen Teufel waren sämmtlich für die Galeeren bestimmt. Das Schicksal des armen Düclos (so hieß der Soldat) und des Mulatten François, nach dessen Klarinette ich als Kadet manchen Schritt und Tritt gethan, ging mir sehr zu Herzen und ich mußte mich mit Kummer wegwenden, wenn die armen Kerls mich wehmüthig als alten Bekannten anschauten und durch Blicke um Rettung flehten. Vielleicht ist diese erfolgt, denn es war nicht zu vermeiden, daß in den Nachtquartieren unter Begünstigung der mitleidigen Einwohner Entweichungen vorkamen, und zwar so zahlreiche, daß beim Abmarsch an jedem Morgen mehrere fehlten und ich fürchtete, deshalb zur Rechenschaft gezogen zu werden, was indessen nicht geschah. In Kassel angekommen, erhielt ich für meine Person den Befehl, mit dem zum Stabe gehörigen Personal des Bataillons zurückzubleiben, während ein Kapitän die Gefangenen nach Mainz brachte.

meine Bestätigung als Adjudant-major ankam, so daß ich unter dem Befehl meines neuen Kommandeurs wenigstens angenehmen Dienstverhältnissen entgegensah. Uebrigens war nach der westfälischen Militärverfassung mit der Stellung als Adjudant-major der Rang eines Kapitäns dritter Klasse und dessen Gehalt verbunden, wenn auch nicht der Grad eines wirklichen Kapitäns, der eine Kompagnie hat. Ebenso mußte ein Adjudant-major, wenn er zwei Jahre in dieser Stellung gewesen war, außer der Tour und ohne Rücksicht auf seine Anciennetät, wirklicher Kapitän werden. Unter diesen Umständen gewann ich meinen neuen Wirkungskreis bald lieb, der mir mehr zusagte, als wenn ich eine Kompagnie gehabt hätte. Das wirklich freundschaftliche Verhältniß, in welches ich zu meinem Kommandeur trat, trug viel dazu bei.

Die Organisation des Regiments ging mit außerordentlicher Schnelligkeit von Statten und wurde mit viel Fleiß und Beharrlichkeit betrieben; auch ließ die Eile und das Drängen von oben herab die baldige Verwendung der neuen Truppe voraussetzen. Der mit Oesterreich ausgebrochene Krieg war die Ursache; der unersättliche Napoleon, der nie Soldaten genug haben konnte, verlangte von seinem Herrn Bruder die Verfügung über sämmtliche westfälischen Truppen, vor Allem aber, daß der König sein eigenes Land auch durch eigene Truppen decke. Daran fehlte es aber fast ganz, nachdem die 1. Division nach Spanien marschirt war. In Kassel standen drei Bataillone Garden, ein Garde-Chevaulegers-Regiment, eine Kompagnie Gardes du Corps und etwas Artillerie; alles Uebrige, das 1. Linien-Regiment, ein Küraſſier-Regiment und die beiden in der Formation begriffenen Linien-Regimenter, das 5. und 6., befanden sich in Magdeburg. So war das Land sehr schwach besetzt, und schon zeigten sich Spuren von Unzufriedenheit und Gährung, Magdeburg erschien stark bedroht und war es umsomehr, als die französische Besatzung bald gegen Oesterreich

abrückte. Die westfälische Regierung schwebte daher in unverkennbarer Angst und strengte sich aufs Aeußerste an, die Neuformationen zu beschleunigen. Die beiden neuen Infanterie-Regimenter wurden dann auch nach sechs Wochen für felddienstfähig erklärt. Der General v. Uslar, dem die Errichtung derselben übertragen war, und der ihren mangelhaften Zustand genau kannte, vermochte dieser Erklärung nicht beizustimmen und fiel deshalb beim König in Ungnade.

Im Monat Mai dieses Jahres war es, wo durch das denkwürdige Unternehmen des preußischen Majors v. Schill, welcher mitten im Frieden mit seinem Husaren-Regiment seine Garnison Berlin verließ und in das Königreich Westfalen einfiel, Magdeburg bedroht und das ganze Land schwer erschüttert wurde. Als Schill über die Elbe gegangen war und bis vor die Thore von Magdeburg streifte, gerieth der Gouverneur, General Michaud, in der That in eine sehr bedrängte Lage, denn er hatte bei dem Geiste seiner Truppen, bei welchen die Desertion mehr und mehr einriß, und bei dem der Einwohner Alles zu fürchten. Ein Theil der Garnison rückte gegen Schill aus und es kam am 13. Mai zwischen diesem und etwa acht Kompagnien des 1. Regiments bei Dodendorf, 1½ Stunden von Magdeburg, zu einem Gefecht, in welchem die Schillschen Husaren das Häuflein sehr übel zurichteten. Schill machte eine Menge Gefangene, mehrere Soldaten gingen zu ihm über, und der Oberst Vautier, Kommandeur des 1. Regiments, welcher im Gefecht befehligt hatte, wurde schwer verwundet und starb. Obgleich dieser Kampf ganz zu Schills Vortheil ausgefallen war, unternahm er doch weiter nichts Ernstliches, sondern streifte nach wie vor in der Gegend umher, bis Napoleon ein Korps Holländer unter General Gratien gegen Magdeburg in Bewegung setzte und König Jerome einen Theil seiner Garden nebst einigen zusammengerafften Holländern und Franzosen unter Befehl des Generals Bongard von Kassel aus

vorschob. So wurde das abenteuerliche Unternehmen dieses kühnen Mannes gehemmt, das zu anderer Zeit und unter anderen Umständen vielleicht bedeutendere Folgen gehabt haben würde als diejenigen, welche bekannt sind und seinen Untergang in Stralsund herbeiführten. Das holländische Korps des Generals Gratien kam einige Tage nach dem kleinen Gefecht bei Dodendorf in Magdeburg an und begann von hier aus seine Verfolgung Schills. Um den mit der Garde in Halberstadt eingetroffenen General Bongard von den stattgehabten Ereignissen zu benachrichtigen, wurde ich nach Ankunft der Holländer mit Depeschen nach Halberstadt geschickt. Es gelang mir nur auf Umwegen und durch die Nacht begünstigt den umherstreifenden Schillschen Husaren zu entgehen und meinen Auftrag glücklich auszuführen.

Einige Wochen nach diesen Ereignissen erhielt mein Regiment Befehl, Magdeburg zu verlassen, um an dem Kriege gegen Oesterreich theilzunehmen. Wir rückten am 10. Juni aus und trafen am 13. in Braunschweig ein, woselbst das 3. Bataillon des Regiments und ich mit demselben im Depot zurückblieb, während die anderen nach Sachsen weitergingen. Diese Bestimmung war mir keineswegs unangenehm, obgleich ich als Soldat gern ins Gefecht gegangen wäre; aber ich kannte die vielen Mängel des neu errichteten Regiments und war davon überzeugt, daß der mit einer solchen Truppe zu erlangende Ruhm nicht groß sein könnte. Daher beneidete ich meine kampflustigen Kameraden ganz und gar nicht, zumal dieser Krieg die Unterdrückung eines deutschen Volksstammes bezweckte. Der Gedanke überhaupt, daß ich jemals in die Nothwendigkeit versetzt werden könnte, gegen Deutsche, ja vielleicht gegen Preußen fechten zu müssen, hatte so viel Drückendes und Empörendes für mich, daß ich immer den Himmel bat, dies von mir abzuwenden. Ich erkannte es daher als eine gütige Schickung, an dem bevorstehenden Kriege nicht theilnehmen zu dürfen.

Während meiner Anwesenheit in Braunschweig kamen die in Stralsund gemachten Gefangenen des Schillschen Korps, etwa 400 an der Zahl, daselbst an, und mir ward die Bestimmung, einen Theil dieser Unglücklichen weiter nach Mainz zu bringen. Als sie mir am Morgen des Abmarsches übergeben wurden, und ich sie aus einem Stalle, worin sie eingesperrt gewesen waren, herauszählte, sah ich unter ihnen mehrere bekannte Gesichter, darunter einen Menschen, Namens François, einen Mulatten, der zu meiner Zeit im Berliner Kadettenhause Hautboist gewesen und seiner Eigenthümlichkeiten wegen mir noch in frischer Erinnerung war. Und wie der Zufall im Leben oft sonderbar spielt und uns bekannte Gesichter da entgegenstellt, wo wir sie am wenigsten vermuthen, so erblickte ich neben François einen und denselben Soldaten meines alten preußischen Regiments, den ich schon einmal im Jahre 1807 in Halberstadt in einem Transport preußischer Kriegsgefangener bemerkt und erkannt hatte. Diese armen Teufel waren sämmtlich für die Galeeren bestimmt. Das Schicksal des armen Düclos (so hieß der Soldat) und des Mulatten François, nach dessen Klarinette ich als Kadet manchen Schritt und Tritt gethan, ging mir sehr zu Herzen und ich mußte mich mit Kummer wegwenden, wenn die armen Kerls mich wehmüthig als alten Bekannten anschauten und durch Blicke um Rettung flehten. Vielleicht ist diese erfolgt, denn es war nicht zu vermeiden, daß in den Nachtquartieren unter Begünstigung der mitleidigen Einwohner Entweichungen vorkamen, und zwar so zahlreiche, daß beim Abmarsch an jedem Morgen mehrere fehlten und ich fürchtete, deshalb zur Rechenschaft gezogen zu werden, was indessen nicht geschah. In Kassel angekommen, erhielt ich für meine Person den Befehl, mit dem zum Stabe gehörigen Personal des Bataillons zurückzubleiben, während ein Kapitän die Gefangenen nach Mainz brachte.

unsererseits ging nicht ein Mann zur Verfolgung nach, vielmehr waren die jetzt stattfindenden Bewegungen der Division ganz unbegreiflich. Sei es, daß, während der Feind abzog, eine Abtheilung desselben unserem rechten Flügel zu nahe kam, oder daß der Feind unter Begünstigung der Dunkelheit etwas gegen denselben zu unternehmen beabsichtigte, genug, das rechte Flügel-Bataillon erhielt plötzlich Feuer in Front und Flanke. Dieser Zufall schien dem General Reubell Besorgnisse wegen einer Umgehung einzuflößen. Er befahl dem rechten Flügel, Kehrt zu machen und gab der Linie durch eine Viertelschwenkung rechts eine andere Stellung, so daß sie jetzt mit dem linken Flügel an Oelper und mit der Front etwa gegen Braunschweig zu stehen kam. Als wir in dieser Stellung geraume Zeit verweilt hatten und vom Feinde nichts mehr zu hören und zu sehen war, kam zwischen 9 und 10 Uhr der Befehl zum Abmarsch. Niemand vermochte zu begreifen, warum sich der Marsch rückwärts auf die Straße nach Celle, statt vorwärts nach Braunschweig richtete, oder warum zum Wenigsten die Division nicht stehen blieb.[8])

So wenig auch die Handlungen eines Truppenführers von Untergebenen stets richtig sich beurtheilen lassen, so war es doch klar, daß unter den vorliegenden Umständen die befohlene Bewegung keinen Nutzen brachte. Entweder hatte der Herzog den General Reubell auf eine beispiellose Art getäuscht, oder der General war der ungeschickteste Führer, der jemals ein Kommando führte, oder endlich, er hat dem Herzog absichtlich nichts anhaben wollen. Nur aus einem dieser Gründe läßt sich das Verhalten des Generals Reubell erklären. Nach allen Nachrichten war das westfälische Korps dem braunschweigischen bei Weitem, vielleicht ums Doppelte, überlegen und der Geist des letzteren nach Aussage der Gefangenen nicht derart, daß sich ein kräftiger und nachdrücklicher Widerstand von ihm erwarten ließ. Der General wußte ferner, daß das holländische Korps, obgleich

er dessen augenblickliche Stellung nicht kannte, nicht weit von Braunschweig entfernt sein konnte und jedenfalls zur Bekämpfung des Herzogs mitzuwirken vermochte. Es grenzt wirklich an ein Wunder, daß der Herzog sich aus der Schlinge ziehen und fast unmittelbar vor seinem sicheren Untergange seine Rettung bewerkstelligen konnte, ganz unbegreiflich aber bleibt es, daß der General nach offenbar erlangten Vortheilen in der Nacht mehrere Stunden weit zurückging und so dem Herzoge zu seinem Rückzuge nach der Küste erst Luft machte.

Der nächtliche Rückmarsch des westfälischen Korps von Oelper erfolgte in der gräßlichsten Unordnung, die nicht größer hätte sein können, wenn der Feind uns auf den Hacken gesessen hätte. Alle Truppengattungen marschirten durcheinander, und der Troß von einigen hundert Bauerwagen, mit den Tornistern der Soldaten und mit Maroden überladen, verherrlichte das Ganze. Um Mitternacht wurde Halt gemacht und der Rest der Nacht, ohne daß für Verpflegung und Biwaksbedürfnisse gesorgt worden wäre, auf dem Felde zugebracht. Kein General oder anderer höherer Führer dachte an Sicherheitsmaßregeln, sondern Alles überließ sich unbekümmert dem Schlafe, dessen Bedürfniß man freilich wohl fühlte. Wer von den Soldaten Lust dazu hatte, besuchte die benachbarten Dörfer und holte Lebensmittel herbei. Kein Kompagniechef war seiner Leute mächtig und wußte, wie viele er unter dem Gewehr hatte. Mir kam aus Unmuth, Verdruß und Besorgniß kein Schlaf in die Augen und ich ruhte nicht, bis ich nicht auf eigene Hand einige Posten, wenigstens zur Sicherung des Regiments, aufgestellt hatte. Der Gedanke an die Möglichkeit, hier überfallen zu werden, war mir schrecklich. Hätte der Feind den Zustand der Division gekannt und Nachts nur einige hundert Mann gegen sie abgeschickt, so hätten diese, wie ich fest überzeugt bin, ohne große Kühnheit Wunder gethan und unser ganzes Korps wie Spreu auseinandergejagt. Der Tag war längst angebrochen,

nach wenigen Stunden kam ein Befehl, wonach wir am nächsten Tage in Erfurt vor dem Könige Revue im Paradeanzuge haben sollten. Der Kommandeur und die Kompagniechefs wollten verzweifeln, weil es an Allem mangelte und außer den vielen vorhandenen Kranken und Maroden noch eine Menge Leute ganz fehlte. Aber die Revue fand nicht statt, und das Regiment wurde in der Stadt einquartiert, die so mit Truppen überfüllt war, daß viele Soldaten wegen Mangel an Unterkunft die Nacht auf den Straßen bleiben mußten. Am 18. Juli marschirten wir mit Tagesanbruch ab. Niemand kannte das Ziel; man sah und erfuhr nur, daß die Holländer sich von uns trennten und unsere Garden nach Kassel gingen, wohin auch der König folgte. Das Kommando über die noch verfügbaren Truppen erhielt der General Reubell. Dieselben bestanden aus dem 1. und 6. Linien-Regiment, dem 3. Großherzoglich Bergischen Regiment, dem 1. Westfälischen Kürassier-Regiment, einigen Batterien, worunter eine reitende (im Ganzen 10 Geschütze) und bildeten eine Division.

Der Marsch ging über Gotha, Mühlhausen, Heiligenstadt, Göttingen nach Hannover, wo wir am 24. einrückten und zwei Ruhetage hatten. Obgleich, wie gesagt, über Zweck und Ziel unseres Marsches nichts Näheres bekannt wurde, erschien es unzweifelhaft, daß wir entweder zur Durchführung des von Napoleon angenommenen Kontinentalsystems die Elb- und Wesermündungen und die dort liegenden Hansestädte besetzen oder an der Nordseeküste bereit stehen sollten, um das Entkommen des Herzogs von Oels zu verhindern. Am 27. Juli gingen wir in der Richtung auf Bremen weiter; als wir aber am 29. in Hoya ankamen, nahmen die Dinge eine andere Wendung. Der General Reubell erhielt hier nämlich den Befehl, umzukehren und am 31. mit seinem Korps unfehlbar in Celle einzutreffen, weil der Herzog unaufgehalten auf Braunschweig losgehe. Wir standen an dem bestimmten Tage

trächtigkeiten und weiß nur soviel, daß ich und Viele, als wir diese Worte hörten, im höchsten Grade empört waren, so daß ich mich wegwendete und eine ganze Strecke zurückblieb, ja ganz hätte wegreiten mögen. Auf die Soldaten, von denen viele durch im Uebermaß herbeigeschafften Branntwein betrunken waren, machte die schöne Rede einen durch wilden Jubel sich äußernden Eindruck und ermuthigte sie, trotz aller Müdigkeit weiterzumarschiren.

So näherten wir uns gegen Abend Braunschweig und erfuhren, daß der Herzog bereits am frühen Morgen seinen Abmarsch nach Peine angetreten hatte. Als den Soldaten dies mitgetheilt wurde, erscholl abermals wildes Geschrei, theils aus Freude darüber, der Nothwendigkeit eines Gefechts enthoben zu sein, theils aus Verdruß über die fehlgeschlagene Hoffnung aufs Plündern. Viele Leute schossen aus Uebermuth ihre Gewehre ab, so daß den Offizieren die Kugeln um die Ohren pfiffen und es ein Wunder war, daß bei Steuerung dieses Unfuges Niemand ums Leben kam. Abends 7 Uhr rückten wir in die Stadt ein und bezogen Quartiere. Eine Stunde später langte die holländische Division Gratien von einer anderen Seite in Braunschweig an und hatte somit den Herzog ebenfalls glücklich entkommen lassen. Wenn auch General Reubell die im Wahnsinn gegebene Erlaubniß zum Plündern zurücknahm und den Truppen vor dem Einrücken Ordnung geboten wurde, so ging, wie man sich denken kann, die Einquartierung doch nicht ohne Exzesse vor sich und die Holländer übertrafen dabei unsere Soldaten bei weitem.

Kaum hatten die verwilderten Truppen sich der Ruhe überlassen, als Nachts 1 Uhr am 3. August Generalmarsch geschlagen und die Verfolgung des Herzogs auf der Straße nach Peine begonnen wurde. Ein Drittel der Soldaten fehlte beim Ausmarsch, und da es in vollen Strömen regnete, ließen viele Leute ihre Schuhe in dem lehmigen Boden stecken und der Marsch

gesammte Infanterie besteigen mußte. Nun ging der Zug schnell weiter, bis wir gegen 5 Uhr Nachmittags etwa eine Meile von Braunschweig auf die Vorposten des Herzogs stießen. Während die Kavallerie diese zurücktrieb, saß die Infanterie unter Zurücklassung ihrer Tornister von den Wagen ab, ordnete sich und trat denVormarsch gegen das Dorf Oelper an.

Dieser Ort war von den Truppen des Herzogs besetzt und deckte vermöge der zu seinen beiden Seiten befindlichen Hopfenfelder, Hecken, Gräben und des dichten Buschwerks die Straße nach Braunschweig. Während die Kavallerie und kleine Tirailleur-Abtheilungen mit dem Feinde plänkelten, ging die Infanterie in Angriffs-Kolonnen bis an das Dorf heran. Unsere Artillerie hatte noch keinen Schuß gethan und blieb zurück, anstatt das Dorf unter Feuer zu nehmen. Die Tete der Infanterie-Kolonnen wendete sich vor dem Dorfe nach rechts, von der Straße ab, um Oelper von der Seite anzugreifen. Die Kavallerie folgte dieser Bewegung, um den Aufmarsch der Infanterie zu decken; sie hatte aber in dem durchschnittenen Gelände so viele Schwierigkeiten zu überwinden, daß sie hier ganz an der unrechten Stelle und überflüssig war, zumal der Feind sich wohl hütete, mit seiner Hauptmacht aus dem Dorfe herauszukommen. Als die Infanterie-Kolonnen einen kleinen, sehr dichten Busch durchschritten hatten und das Terrain für geschlossene Angriffe noch immer ungünstig blieb, erreichten sie eine kleine Ebene, auf der sie im Vorgehen von einigen Geschützen sehr nachdrücklich beschossen wurden. Die Kavallerie hatte sich, statt hinter der Infanterie zu bleiben, truppweise hindurchgewunden und deckte so noch immer die aus dem Busch und den Hopfenfeldern heraustretenden Kolonnen. Ihr gegenüber standen einige feindliche Schwadronen mit mehreren Geschützen; die feindliche Infanterie feuerte aus dem Dorfe und hinter der Hecke hervor und tödtete und verwundete eine beträchtliche Zahl Leute. Als nun die beiden vorangehenden

Bataillons-Kolonnen die rechte Schulter vornahmen und sich zum Angriff auf Oelper anschickten, während die nachfolgenden noch im Busche und in den Hopfenfeldern steckten, griff die feindliche Kavallerie die unserige mit Ungestüm an und warf unsere Kürassiere auf die Infanterie des ersten Treffens. Es entstand eine große Unordnung, die sich auch auf die nachfolgenden Bataillone fortpflanzte, so daß dieselben, anstatt sich nach rechts hin zur Unterstützung des angegriffenen Treffens zu entwickeln, sich wie ein Knäuel zusammenrollten. Die Unordnung wurde immer größer und würde in den nächsten Augenblicken in Auflösung und Flucht ausgeartet sein, wenn nicht endlich die Artillerie zum Aufmarsch und wirksamen Schuß gekommen wäre. Ich bin fest überzeugt, daß, wenn die feindliche Kavallerie ihren ersten Erfolg kräftiger ausgenutzt hätte und durch ihre aus dem Dorfe hervorbrechende Infanterie unterstützt worden wäre, der Herzog, besonders in Anbetracht des bei unseren Truppen herrschenden schlechten Geistes, das ganze Korps auseinandergesprengt haben würde. Wie aber bekanntlich im Kriege solche günstigen Augenblicke nicht immer gleich erkannt und benutzt werden, oft auch nicht benutzt werden können, so geschah es auch hier; die Ordnung in unseren Bataillonen wurde wiederhergestellt und der Angriff mit mehr Nachdruck fortgesetzt. Obgleich die feindliche Artillerie gut achtgab und besonders unsere linke Flanke kräftig beschoß, näherten sich unsere Bataillone mehr und mehr dem Dorfe und der Straße nach Braunschweig, so daß der Herzog, wahrscheinlich um seinen Rückzug besorgt, Oelper räumte. Einige Voltigeur-Kompagnien drangen sofort nach und machten noch einige Gefangene, größtentheils Gesindel aus Braunschweig, von dem Einige sogar nur mit Windbüchsen bewaffnet waren. Inzwischen war es dunkel geworden, und das Schweigen des Feuers ließ auf den Rückzug des Herzogs schließen. Dieser geschah, so viel ich weiß, Braunschweig links lassend, auf der Straße nach Peine;

unsererseits ging nicht ein Mann zur Verfolgung nach, vielmehr waren die jetzt stattfindenden Bewegungen der Division ganz unbegreiflich. Sei es, daß, während der Feind abzog, eine Abtheilung desselben unserem rechten Flügel zu nahe kam, oder daß der Feind unter Begünstigung der Dunkelheit etwas gegen denselben zu unternehmen beabsichtigte, genug, das rechte Flügel-Bataillon erhielt plötzlich Feuer in Front und Flanke. Dieser Zufall schien dem General Reubell Besorgnisse wegen einer Umgehung einzuflößen. Er befahl dem rechten Flügel, Kehrt zu machen und gab der Linie durch eine Viertelschwenkung rechts eine andere Stellung, so daß sie jetzt mit dem linken Flügel an Oelper und mit der Front etwa gegen Braunschweig zu stehen kam. Als wir in dieser Stellung geraume Zeit verweilt hatten und vom Feinde nichts mehr zu hören und zu sehen war, kam zwischen 9 und 10 Uhr der Befehl zum Abmarsch. Niemand vermochte zu begreifen, warum sich der Marsch rückwärts auf die Straße nach Celle, statt vorwärts nach Braunschweig richtete, oder warum zum Wenigsten die Division nicht stehen blieb.[8])

So wenig auch die Handlungen eines Truppenführers von Untergebenen stets richtig sich beurtheilen lassen, so war es doch klar, daß unter den vorliegenden Umständen die befohlene Bewegung keinen Nutzen brachte. Entweder hatte der Herzog den General Reubell auf eine beispiellose Art getäuscht, oder der General war der ungeschickteste Führer, der jemals ein Kommando führte, oder endlich, er hat dem Herzog absichtlich nichts anhaben wollen. Nur aus einem dieser Gründe läßt sich das Verhalten des Generals Reubell erklären. Nach allen Nachrichten war das westfälische Korps dem braunschweigischen bei Weitem, vielleicht ums Doppelte, überlegen und der Geist des letzteren nach Aussage der Gefangenen nicht derart, daß sich ein kräftiger und nachdrücklicher Widerstand von ihm erwarten ließ. Der General wußte ferner, daß das holländische Korps, obgleich

er dessen augenblickliche Stellung nicht kannte, nicht weit von Braunschweig entfernt sein konnte und jedenfalls zur Bekämpfung des Herzogs mitzuwirken vermochte. Es grenzt wirklich an ein Wunder, daß der Herzog sich aus der Schlinge ziehen und fast unmittelbar vor seinem sicheren Untergange seine Rettung bewerkstelligen konnte, ganz unbegreiflich aber bleibt es, daß der General nach offenbar erlangten Vortheilen in der Nacht mehrere Stunden weit zurückging und so dem Herzoge zu seinem Rückzuge nach der Küste erst Luft machte.

Der nächtliche Rückmarsch des westfälischen Korps von Oelper erfolgte in der gräßlichsten Unordnung, die nicht größer hätte sein können, wenn der Feind uns auf den Hacken gesessen hätte. Alle Truppengattungen marschirten durcheinander, und der Troß von einigen hundert Bauerwagen, mit den Tornistern der Soldaten und mit Maroden überladen, verherrlichte das Ganze. Um Mitternacht wurde Halt gemacht und der Rest der Nacht, ohne daß für Verpflegung und Biwaksbedürfnisse gesorgt worden wäre, auf dem Felde zugebracht. Kein General oder anderer höherer Führer dachte an Sicherheitsmaßregeln, sondern Alles überließ sich unbekümmert dem Schlafe, dessen Bedürfniß man freilich wohl fühlte. Wer von den Soldaten Lust dazu hatte, besuchte die benachbarten Dörfer und holte Lebensmittel herbei. Kein Kompagniechef war seiner Leute mächtig und wußte, wie viele er unter dem Gewehr hatte. Mir kam aus Unmuth, Verdruß und Besorgniß kein Schlaf in die Augen und ich ruhte nicht, bis ich nicht auf eigene Hand einige Posten, wenigstens zur Sicherung des Regiments, aufgestellt hatte. Der Gedanke an die Möglichkeit, hier überfallen zu werden, war mir schrecklich. Hätte der Feind den Zustand der Division gekannt und Nachts nur einige hundert Mann gegen sie abgeschickt, so hätten diese, wie ich fest überzeugt bin, ohne große Kühnheit Wunder gethan und unser ganzes Korps wie Spreu auseinandergejagt. Der Tag war längst angebrochen,

als Befehl zum Antreten gegeben wurde. Jetzt erst formirten sich die Truppen wieder und meldeten ihre Verluste. Derjenige meines Regiments war gering, er betrug drei Todte, einige zwanzig Verwundete und an siebzig Vermißte. Andere Regimenter hatten bedeutend mehr eingebüßt; an Offizieren waren im Ganzen drei todt, einige leicht verwundet und einige gefangen. Die Soldaten holten nun wieder ihre Tornister zusammen, von denen aber eine Menge verloren waren, weil viele Bauern sich bei Nacht mit ihren Wagen aus dem Staube gemacht hatten; gegen 6 Uhr Morgens begann der Marsch, und zwar für die ersten Stunden wieder in der Richtung auf Celle, dann aber bog die Division von der Celler Straße rechts ab, überschritt beim Dorfe Neuhof die Ocker und wendete sich so in einem Halbkreise von Neuem gegen Braunschweig. Vielleicht waren nur wenig Menschen beim Korps, die nicht gewußt hätten, daß, wenn man jetzt noch dem Herzog folgen wollte, man sich gerade nach der entgegengesetzten Richtung, nach links, der Straße nach Hannover zu, wenden mußte, auf welcher allein der Herzog seinen Rückzug hatte nehmen können. Daß der Herzog noch in Braunschweig wäre und etwa sich in dieser offenen Stadt vertheidigen wollte, das vermochte vielleicht ein Kind, nicht aber ein General zu glauben. Daß es trotzdem General Reubell entweder dennoch glaubte oder dem Herzog noch mehr Zeit zum Entkommen gönnen wollte, vielleicht um sich nicht mehr mit ihm zu messen, beweist dieser Rechtsabmarsch. Um das Maß seiner unglaublichen Handlungsweise vollzumachen, ritt dieser Mann bei den Truppen auf und nieder und sprach zu den Soldaten die Worte: „Der Feind ist in Braunschweig; wenn ihr brav seid und heute hineinkommt, sollt ihr's gut haben; die Braunschweiger sind Kanaillen und Verräther, denn sie haben mit den Brigands gegen uns gefochten, dafür will ich sie züchtigen und ihr sollt plündern und machen, was ihr wollt." Ich enthalte mich aller weiteren Beurtheilung dieser Nieder-

trächtigkeiten und weiß nur soviel, daß ich und Viele, als wir diese Worte hörten, im höchsten Grade empört waren, so daß ich mich wegwendete und eine ganze Strecke zurückblieb, ja ganz hätte wegreiten mögen. Auf die Soldaten, von denen viele durch im Uebermaß herbeigeschafften Branntwein betrunken waren, machte die schöne Rede einen durch wilden Jubel sich äußernden Eindruck und ermuthigte sie, trotz aller Müdigkeit weiterzumarschiren.

So näherten wir uns gegen Abend Braunschweig und erfuhren, daß der Herzog bereits am frühen Morgen seinen Abmarsch nach Peine angetreten hatte. Als den Soldaten dies mitgetheilt wurde, erscholl abermals wildes Geschrei, theils aus Freude darüber, der Nothwendigkeit eines Gefechts enthoben zu sein, theils aus Verdruß über die fehlgeschlagene Hoffnung aufs Plündern. Viele Leute schossen aus Uebermuth ihre Gewehre ab, so daß den Offizieren die Kugeln um die Ohren pfiffen und es ein Wunder war, daß bei Steuerung dieses Unfuges Niemand ums Leben kam. Abends 7 Uhr rückten wir in die Stadt ein und bezogen Quartiere. Eine Stunde später langte die holländische Division Gratien von einer anderen Seite in Braunschweig an und hatte somit den Herzog ebenfalls glücklich entkommen lassen. Wenn auch General Reubell die im Wahnsinn gegebene Erlaubniß zum Plündern zurücknahm und den Truppen vor dem Einrücken Ordnung geboten wurde, so ging, wie man sich denken kann, die Einquartierung doch nicht ohne Exzesse vor sich und die Holländer übertrafen dabei unsere Soldaten bei weitem.

Kaum hatten die verwilderten Truppen sich der Ruhe überlassen, als Nachts 1 Uhr am 3. August Generalmarsch geschlagen und die Verfolgung des Herzogs auf der Straße nach Peine begonnen wurde. Ein Drittel der Soldaten fehlte beim Ausmarsch, und da es in vollen Strömen regnete, ließen viele Leute ihre Schuhe in dem lehmigen Boden stecken und der Marsch

ging einen wahren Schneckengang. Der Herr General überzeugte sich allmälig, daß er auf diese Weise die ganze Infanterie hinter sich zurücklassen würde und schickte deshalb Kavallerie-Abtheilungen in die Umgegend, welche alle Wagen für die Infanterie zusammentreiben mußten. So gelang es, der Spur des Herzogs weiter zu folgen, über Peine bis nach Burgdorf zu kommen und gegen 8 Uhr Abends bei diesem Städtchen Biwak zu beziehen. Burgdorf war vor einigen Wochen ganz abgebrannt, es fanden sich also keine Lebensmittel und so gingen die Soldaten während der Nacht abermals auf Plünderung aus. An Sicherheitsmaßregeln wurde nicht gedacht; kein Regiment setzte Posten aus. Am 4. Morgens ging der Zug in gleicher Weise, die Infanterie meist auf Wagen, weiter. Nach den eingehenden Nachrichten war der Herzog am 3. Morgens in Hannover eingetroffen, hatte daselbst einige westfälische Depots, Kassen und Magazine mit Beschlag belegt und war an demselben Tage Nachmittags wieder aufgebrochen, um sich Bremen und der Weser zu nähern. Sein Vorsprung war mithin nicht sehr groß; er hatte in der Richtung auf Bremen etwa einen halben Tagemarsch vor uns voraus. Wenn wir, statt die Nacht vom 3. zum 4. bei Burgdorf, wo es ohnehin nichts zu leben gab, zu lagern, weiter marschirt wären, so konnten wir die Weser, wenn nicht früher, so doch gleichzeitig erreichen. Ob die Kräfte der Truppen, die der schlechten Führung und des eingetretenen Regenwetters halber in erbärmlichem Zustande waren, eine solche Gewaltleistung gestattet hätten, will ich zwar nicht geradezu behaupten, aber da es genug Wagen zur Beförderung der Infanterie gab, hätte sich bei gehörigem Nachdruck und gutem Willen schon etwas bewerkstelligen lassen, selbst wenn die Kavallerie und Artillerie zurückgeblieben wäre. So aber marschirten wir am 4. bis 5 Uhr Nachmittags fort und übernachteten sehr gedrängt in den Dörfern Bothmer und Gilten an der Leine. Sämmtliche Ortschaften, durch welche die

Division kam, wurden während des Durchmarsches vollständig ausgeplündert. Von oben herab steuerte Niemand, weil am Ende der Hunger die Soldaten zwang, zu nehmen, wo etwas zu haben war; doch sah man Ausschreitungen, wie sie toller von den rohesten Truppen in Feindesland nicht verübt werden können. Am 5. Nachmittags gegen 2 Uhr erreichten wir Hoya. Hier stieß unsere Avantgarde auf einen feindlichen Trupp, der noch mit dem Abbrechen der Weserbrücke beschäftigt war, woran er indessen rechtzeitig verhindert wurde. Einige Grenadiere setzten auf Kähnen über und vertrieben nach wenigen Schüssen die schwache Abtheilung aus der Stadt. Die Brücke war nach einer Stunde soweit hergestellt, daß sie überschritten werden konnte. Wir gingen darauf durch Hoya und lagerten uns jenseits der Stadt. Es wurden einige Gefangene gemacht, welche sich in den Häusern versteckt hatten und freiwillig ergaben, weil sie keine Lust mehr zu haben schienen, dem Herzog weiter zu folgen. Wir erfuhren von ihnen, daß das Korps des Herzogs sich in einem keineswegs glänzenden Zustande befinde, daß es sich vielmehr der Auflösung nähere, da eine Menge Leute und selbst Offiziere den Herzog verlassen hätten. Nachdem wir bei Hoya einige Stunden geruht hatten, während welcher die Einwohner der Stadt unsere Leute mit warmem Essen reichlich versehen mußten, brachen wir wieder auf und gelangten bis zu dem Städtchen Syke, in dessen Nähe wir die schönsten Kornfelder als Biwak benutzten und für viele tausend Thaler Getreide zertraten und verdarben.

Unser Führer schien nunmehr ernstlich dem Herzoge auf den Leib gehen und ihn an der Einschiffung verhindern zu wollen; er war ihm nahe auf der Spur, hörte von der Zerrüttung beim braunschweigischen Korps und versuchte, den Zustand der eigenen Truppen zu verbessern. Aber es blieb bei dem Schein. Ob der General vom Herzog abermals geschickt getäuscht worden ist, oder ob er ihn absichtlich hat entkommen

lassen, will ich unentschieden lassen; nach seinen Operationen konnte man das Eine so gut wie das Andere vermuthen. Nach einer kalten, regnerischen Nacht vor Syke gingen wir am 6. früh auf Bremen los, wo man die Hauptmacht des Feindes zu treffen und vernichten zu können glaubte. Aber wir zogen mehrere Stunden im Bogen, ebenso wie kürzlich um Braunschweig und wie die Katze um den heißen Brei, um die Stadt, welche vor uns lag, herum, bis die Nachricht kam, daß nur ein kleiner Theil des feindlichen Korps dort gewesen, der Herzog aber mit seinen Hauptkräften nach Delmenhorst abgezogen sei. Dorthin wendeten wir uns nun ebenfalls. Als wir etwa noch eine Stunde von diesem Orte entfernt waren, stieß die Avantgarde auf das feindliche bereits im Abmarsch begriffene Korps. Obgleich es schon zu dunkeln anfing, traf der General Anordnungen zum Angriff, ließ die Truppen in Linie gegen die Stadt aufmarschiren, und zwar gegen einen Feind, der nicht mehr vorhanden war und von dem man nichts weiter sah und hörte, als einige Schüsse, die sein Nachtrab mit unserer Avantgarde in der Nähe der Stadt wechselte. Bei dieser Gelegenheit fiel ein verlassenes feindliches Geschütz in unsere Hände. Wir blieben die Nacht über in der Stellung vor Delmenhorst und beobachteten gleichzeitig Bremen, worin man den Feind noch immer zu vermuthen schien. Delmenhorst erwies sich als unbesetzt; Lebensmittel wurden von dort geholt, aber der strömende Regen und die kalte Nacht gaben unseren biwakirenden Truppen, ich möchte sagen, den Rest. Die am Morgen des 7. August ausgeführten Bewegungen zeigten deutlich, daß sichere Nachrichten vom Feinde fehlten. Der General wußte augenscheinlich nicht, ob er sich gegen Bremen oder gegen Delmenhorst wenden sollte. Endlich, nach mehreren Stunden abwechselnden planlosen Hin- und Hermarschirens und Stehenbleibens, kam der Befehl zum Abmarsch nach Bremen, wo wir um 10 Uhr Vormittags einrückten und natürlich kein Gebein vom Feinde

fanden. Dieser hatte sich ohne Zweifel über Delmenhorst nach Elsfleth und Brake gezogen und in diesem Augenblick vielleicht schon seine Einschiffung bewerkstelligt. Auch ergab es sich, daß überhaupt nur eine Abtheilung von 150 Mann in Bremen gewesen war, zu der die gefundene Kanone, sowie 20 am vorigen Abend gefangen genommene Husaren gehört hatten. So hatte denn der Herzog durch die ungeschickten Maßregeln seines Gegners oder durch dessen Willen, ihn entschlüpfen zu lassen, so viel Zeit gewonnen, als er zu seiner Einschiffung bedurfte. Selbst der Himmel schien mit ihm im Bunde zu sein und seine Flucht zu begünstigen; denn obgleich er die gleichen Unbilden der Witterung ertragen mußte, durch welche unser Korps auf die Hälfte seiner Stärke zusammengeschmolzen war, wußte er sie leichter zu besiegen, weil es ihm mehr Ernst um seine Rettung als dem General Reubell um seine Verfolgung war. Am 8. Morgens gingen wir bis Delmenhorst. Eine Abtheilung von 500 Mann unter dem Oberstlieutenant v. Borstell vom Generalstabe (späterem preußischen General), aus den Eliten und solchen Leuten, die noch in marschfähigem Zustande waren, zusammengestellt, setzte sich von hier aus nach Elsfleth in Marsch, während der General mit der Division von seinen Anstrengungen und auf seinen Lorbeern ausruhte. Der Oberstlieutenant v. Borstell erwischte noch einige Gefangene, die keine Lust mehr hatten, ihr Schicksal ferner mit dem des Herzogs zu verbinden, aber das Endergebniß war, daß der Herzog, als Borstell in Elsfleth ankam, sich mit den besten Theilen seines Korps eingeschifft hatte und in Sicherheit befand.

So endete diese Unternehmung, geleitet von einem General, der sich dabei mit Schimpf und Schande bedeckte, um durch Ungeschicklichkeit oder mit Absicht das Werk eines kühnen Mannes gelingen zu machen. Zieht man die Mittel in Erwägung, welche dem Herzog im Vergleich mit denen seiner

ging einen wahren Schneckengang. Der Herr General überzeugte sich allmälig, daß er auf diese Weise die ganze Infanterie hinter sich zurücklassen würde und schickte deshalb Kavallerie-Abtheilungen in die Umgegend, welche alle Wagen für die Infanterie zusammentreiben mußten. So gelang es, der Spur des Herzogs weiter zu folgen, über Peine bis nach Burgdorf zu kommen und gegen 8 Uhr Abends bei diesem Städtchen Biwak zu beziehen. Burgdorf war vor einigen Wochen ganz abgebrannt, es fanden sich also keine Lebensmittel und so gingen die Soldaten während der Nacht abermals auf Plünderung aus. An Sicherheitsmaßregeln wurde nicht gedacht; kein Regiment setzte Posten aus. Am 4. Morgens ging der Zug in gleicher Weise, die Infanterie meist auf Wagen, weiter. Nach den eingehenden Nachrichten war der Herzog am 3. Morgens in Hannover eingetroffen, hatte daselbst einige westfälische Depots, Kassen und Magazine mit Beschlag belegt und war an demselben Tage Nachmittags wieder aufgebrochen, um sich Bremen und der Weser zu nähern. Sein Vorsprung war mithin nicht sehr groß; er hatte in der Richtung auf Bremen etwa einen halben Tagemarsch vor uns voraus. Wenn wir, statt die Nacht vom 3. zum 4. bei Burgdorf, wo es ohnehin nichts zu leben gab, zu lagern, weiter marschirt wären, so konnten wir die Weser, wenn nicht früher, so doch gleichzeitig erreichen. Ob die Kräfte der Truppen, die der schlechten Führung und des eingetretenen Regenwetters halber in erbärmlichem Zustande waren, eine solche Gewaltleistung gestattet hätten, will ich zwar nicht geradezu behaupten, aber da es genug Wagen zur Beförderung der Infanterie gab, hätte sich bei gehörigem Nachdruck und gutem Willen schon etwas bewerkstelligen lassen, selbst wenn die Kavallerie und Artillerie zurückgeblieben wäre. So aber marschirten wir am 4. bis 5 Uhr Nachmittags fort und übernachteten sehr gedrängt in den Dörfern Bothmer und Gilten an der Leine. Sämmtliche Ortschaften, durch welche die

Division kam, wurden während des Durchmarsches vollständig ausgeplündert. Von oben herab steuerte Niemand, weil am Ende der Hunger die Soldaten zwang, zu nehmen, wo etwas zu haben war; doch sah man Ausschreitungen, wie sie toller von den rohesten Truppen in Feindesland nicht verübt werden können. Am 5. Nachmittags gegen 2 Uhr erreichten wir Hoya. Hier stieß unsere Avantgarde auf einen feindlichen Trupp, der noch mit dem Abbrechen der Weserbrücke beschäftigt war, woran er indessen rechtzeitig verhindert wurde. Einige Grenadiere setzten auf Kähnen über und vertrieben nach wenigen Schüssen die schwache Abtheilung aus der Stadt. Die Brücke war nach einer Stunde soweit hergestellt, daß sie überschritten werden konnte. Wir gingen darauf durch Hoya und lagerten uns jenseits der Stadt. Es wurden einige Gefangene gemacht, welche sich in den Häusern versteckt hatten und freiwillig ergaben, weil sie keine Lust mehr zu haben schienen, dem Herzog weiter zu folgen. Wir erfuhren von ihnen, daß das Korps des Herzogs sich in einem keineswegs glänzenden Zustande befinde, daß es sich vielmehr der Auflösung nähere, da eine Menge Leute und selbst Offiziere den Herzog verlassen hätten. Nachdem wir bei Hoya einige Stunden geruht hatten, während welcher die Einwohner der Stadt unsere Leute mit warmem Essen reichlich versehen mußten, brachen wir wieder auf und gelangten bis zu dem Städtchen Syke, in dessen Nähe wir die schönsten Kornfelder als Biwak benutzten und für viele tausend Thaler Getreide zertraten und verdarben.

Unser Führer schien nunmehr ernstlich dem Herzoge auf den Leib gehen und ihn an der Einschiffung verhindern zu wollen; er war ihm nahe auf der Spur, hörte von der Zerrüttung beim braunschweigischen Korps und versuchte, den Zustand der eigenen Truppen zu verbessern. Aber es blieb bei dem Schein. Ob der General vom Herzog abermals geschickt getäuscht worden ist, oder ob er ihn absichtlich hat entkommen

lassen, will ich unentschieden lassen; nach seinen Operationen konnte man das Eine so gut wie das Andere vermuthen. Nach einer kalten, regnerischen Nacht vor Syke gingen wir am 6. früh auf Bremen los, wo man die Hauptmacht des Feindes zu treffen und vernichten zu können glaubte. Aber wir zogen mehrere Stunden im Bogen, ebenso wie kürzlich um Braunschweig und wie die Katze um den heißen Brei, um die Stadt, welche vor uns lag, herum, bis die Nachricht kam, daß nur ein kleiner Theil des feindlichen Korps dort gewesen, der Herzog aber mit seinen Hauptkräften nach Delmenhorst abgezogen sei. Dorthin wendeten wir uns nun ebenfalls. Als wir etwa noch eine Stunde von diesem Orte entfernt waren, stieß die Avantgarde auf das feindliche bereits im Abmarsch begriffene Korps. Obgleich es schon zu dunkeln anfing, traf der General Anordnungen zum Angriff, ließ die Truppen in Linie gegen die Stadt aufmarschiren, und zwar gegen einen Feind, der nicht mehr vorhanden war und von dem man nichts weiter sah und hörte, als einige Schüsse, die sein Nachtrab mit unserer Avantgarde in der Nähe der Stadt wechselte. Bei dieser Gelegenheit fiel ein verlassenes feindliches Geschütz in unsere Hände. Wir blieben die Nacht über in der Stellung vor Delmenhorst und beobachteten gleichzeitig Bremen, worin man den Feind noch immer zu vermuthen schien. Delmenhorst erwies sich als unbesetzt; Lebensmittel wurden von dort geholt, aber der strömende Regen und die kalte Nacht gaben unseren biwakirenden Truppen, ich möchte sagen, den Rest. Die am Morgen des 7. August ausgeführten Bewegungen zeigten deutlich, daß sichere Nachrichten vom Feinde fehlten. Der General wußte augenscheinlich nicht, ob er sich gegen Bremen oder gegen Delmenhorst wenden sollte. Endlich, nach mehreren Stunden abwechselnden planlosen Hin- und Hermarschirens und Stehenbleibens, kam der Befehl zum Abmarsch nach Bremen, wo wir um 10 Uhr Vormittags einrückten und natürlich kein Gebein vom Feinde

fanden. Dieser hatte sich ohne Zweifel über Delmenhorst nach Elsfleth und Brake gezogen und in diesem Augenblick vielleicht schon seine Einschiffung bewerkstelligt. Auch ergab es sich, daß überhaupt nur eine Abtheilung von 150 Mann in Bremen gewesen war, zu der die gefundene Kanone, sowie 20 am vorigen Abend gefangen genommene Husaren gehört hatten. So hatte denn der Herzog durch die ungeschickten Maßregeln seines Gegners oder durch dessen Willen, ihn entschlüpfen zu lassen, so viel Zeit gewonnen, als er zu seiner Einschiffung bedurfte. Selbst der Himmel schien mit ihm im Bunde zu sein und seine Flucht zu begünstigen; denn obgleich er die gleichen Unbilden der Witterung ertragen mußte, durch welche unser Korps auf die Hälfte seiner Stärke zusammengeschmolzen war, wußte er sie leichter zu besiegen, weil es ihm mehr Ernst um seine Rettung als dem General Reubell um seine Verfolgung war. Am 8. Morgens gingen wir bis Delmenhorst. Eine Abtheilung von 500 Mann unter dem Oberstlieutenant v. Borstell vom Generalstabe (späterem preußischen General), aus den Eliten und solchen Leuten, die noch in marschfähigem Zustande waren, zusammengestellt, setzte sich von hier aus nach Elsfleth in Marsch, während der General mit der Division von seinen Anstrengungen und auf seinen Lorbeern ausruhte. Der Oberstlieutenant v. Borstell erwischte noch einige Gefangene, die keine Lust mehr hatten, ihr Schicksal ferner mit dem des Herzogs zu verbinden, aber das Endergebniß war, daß der Herzog, als Borstell in Elsfleth ankam, sich mit den besten Theilen seines Korps eingeschifft hatte und in Sicherheit befand.

So endete diese Unternehmung, geleitet von einem General, der sich dabei mit Schimpf und Schande bedeckte, um durch Ungeschicklichkeit oder mit Absicht das Werk eines kühnen Mannes gelingen zu machen. Zieht man die Mittel in Erwägung, welche dem Herzog im Vergleich mit denen seiner

Feinde auf seinem Zuge zu Gebote standen, und bedenkt man, daß sein kleiner Haufe keineswegs aus ausgesuchten Leuten bestand, die gewiß nicht alle ein gleich tüchtiger Geist beseelte, so scheint sein Unternehmen an das Wunderbare zu grenzen, wie das Gelingen desselben seinen Namen unsterblich gemacht hat. Der Schaden, welchen er dem westfälischen Staat zufügte, war beträchtlich; der Herzog hatte viele Requisitionen vorgenommen, Kassen erbeutet, Magazine zerstört, in Halberstadt ein ganzes Regiment vernichtet, und das Korps des Generals Reubell befand sich am Schlusse seines Verfolgungsmarsches, auf dem es eine Menge Menschen und Pferde, sowie einen beträchtlichen Theil seiner Ausrüstung eingebüßt hatte, in einer derartigen Verfassung, daß es als völlig desorganisirt anzusehen war und lange Zeit zur Wiederherstellung gebrauchte. Der Ruf von den Thaten des Generals Reubell war früh genug, aber doch zu spät, um noch eine günstige Wendung herbeizuführen, nach Kassel gelangt; am 9. August traf der General v. Bongard, vom König gesendet, in Delmenhorst ein, übernahm das Kommando und schickte Reubell fort. Letzterer, bis dahin ein Liebling des Königs, fiel zwar in Ungnade, allein man hat nie vernommen, daß er zur Verantwortung gezogen wäre, was um so auffallender ist, als Napoleon solche Thaten sonst nicht ungerügt ließ.

Den 10. August verließ das Korps Delmenhorst und kehrte nach Bremen zurück, wo wir bis zum 25. von den gehabten Anstrengungen ausruhten und uns auf Kosten der Stadt ordentlich pflegten.

Der Zweck des Aufenthalts unserer Truppen in Bremen konnte von den Einwohnern mit Recht als ein feindseliger betrachtet werden, denn wir waren offenbar nur dazu hingeschickt, um uns auf ihre Kosten reichlich verpflegen zu lassen, und der Vorwand, wir sollten hier über das ohnehin drückende und grausame Kontinentalsystem wachen, war ein sehr durch-

sichtiger. Trotzdem fanden die Truppen eine ausgezeichnete Aufnahme. Wer da weiß, wie Bremen und die anderen Hansestädte bereits durch die Franzosen gelitten und wie viele Generale, Kommandanten und Intendanten sich hier bereichert und von dem kräftigen Marke der Hanseaten gezehrt hatten, wer erwägt, daß alle Erwerbsquellen bis auf den nichts bedeutenden Schmuggelhandel verstopft waren, der wird mir zugeben, daß nur ein hoher Grad von Furcht oder von Selbstverleugnung die Einwohner bewegen konnte, uns so aufzunehmen, wie es geschah. Man gab uns nicht nur, was man uns geben mußte, Quartier und Verpflegung, in genügender und Jeden zufriedenstellender Art — und das will viel sagen bei Truppen, deren Disziplin und Mäßigkeit keineswegs tadellos war —, sondern man that viel mehr, so daß Offiziere und Soldaten an ihren Wirthen gefällige Freunde fanden, die sie an ihren häuslichen und öffentlichen Freuden theilnehmen ließen und sich bemühten, sie wie Gäste zu behandeln, denen man den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen sucht. Die Veranlassung zu dieser meiner Lobrede auf die biederen Bewohner Bremens liegt in meinen späteren Erfahrungen, aus einer Zeit, während welcher in keinem Winkel Deutschlands der Soldat anders als mit Abscheu und als unwillkommenster Gast angesehen und empfangen wurde.

Ende August verließen die Truppen, mit Zurücklassung des Hauptquartiers und der Depots, die Stadt, um die Weser- und Elbmündungen zu besetzen. Seit einiger Zeit waren die Küsten ziemlich unbewacht gewesen, weil Napoleon des Krieges mit Oesterreich wegen alle Truppen weggezogen hatte. Die Schmuggler hatten freies Spiel gehabt, denn die wenigen zur Küstenbewachung zurückgebliebenen Zollbeamten und Marinesoldaten hatten nicht vermocht, den Handel mit Kontrebande zu unterdrücken und die Engländer, welche die Küsten blockirten und ihre Waarenniederlagen auf Helgoland hatten, abzuhalten.

Mehrmals hatte es blutige Köpfe gegeben. Bewaffnete englische Fahrzeuge, unter deren Schutz der Schmuggel geschah, waren bis nach Geestendorf, einige Meilen unterhalb Bremen, in die Weser eingedrungen, hatten eine dort befindliche Schanze zerstört, die Kanonen vernagelt und die Douaniers bis nach Bremen zurückgetrieben. Das Wiedererscheinen von Truppen sollte nun das Kontinentalsystem wieder schützen und dem Schmuggelhandel Einhalt thun; daher sahen uns die Einwohner, die fast alle dies Geschäft betrieben, nicht gerade gern kommen. Aber sie mochten bei den Franzosen schon die Erfahrung gemacht haben, daß durch Geld und Bestechungen aller Art, trotzdem die strengsten Bestimmungen bestanden und es den Offizieren zur Ehrensache gemacht war, gegen den Schmuggel einzuschreiten, noch manches Schiff mit reicher Ladung sich einbringen ließ. Sie rechneten besonders auf die Nachsicht der deutschen Truppen als ihrer Landsleute und versuchten sie durch eine glänzende Aufnahme zu gewinnen. Sie gingen dabei nicht fehl, wie ich bald Gelegenheit hatte, zu erfahren. Ob die Franzosen, die bekanntlich geld- und gewinnsüchtig genug sind und in Deutschland alle Mittel der Bereicherung auf die schmutzigste Art ausnutzten, das Kontinentalsystem hier in aller Strenge beschirmten, oder ob sie den Schmuggel nicht noch toller als unsere Truppen begünstigten, kann ich nicht beurtheilen, denn ich habe sie nicht beim Werke gesehen; so viel aber ist gewiß, daß das Sprichwort „den Bock zum Gärtner setzen“ niemals eine größere Wahrheit gewesen ist als hier, wo Napoleon den westfälischen Truppen das Geschäft übertragen hatte.

Unser Regiment hatte die acht Stunden lange Linie von Meyenburg bis Lehe besetzt; deshalb bereiste der Kommandeur die einzelnen Posten und Kantonnirungen, was den größten Theil der Zeit ausfüllte und wobei ich ihn begleitete. Diese Reisen waren eine ununterbrochene Reihe von Festen und Gastereien, gegeben von den in den verschiedenen Orten befehli-

genden Offizieren. Dieselben bedienten sich dabei ohne Umstände des Requisitionsverfahrens und nahmen Küche und Keller ihrer Wirthe oder die gezwungen freiwilligen Lieferungen der Gemeinden in Anspruch, so daß sie auf deren Kosten herrlich und in Freuden lebten. Auf den Reisen jetzt und während unseres zweiten Aufenthalts in dieser Gegend lernte ich die Ufer der Weser bis zu ihrer Mündung und die Küste ziemlich genau kennen und besuchte auch die bereits erwähnte Schanze bei Geestendorf an der Mündung der Geeste in die Weser. Dies ist kein unwichtiger Punkt; bereits Karl XII. hat diese Schanze angelegt und wollte hier eine Stadt gründen, was aber die Bewohner von Bremen hintertrieben. Auch nach Ritzebüttel und Kuxhaven kam ich und sah drei englische Kriegsschiffe, welche die Elbmündung blockirten, dicht am Lande auf der Rhede liegen. Sie verhielten sich meist friedlich, und nur wenn der Versuch gemacht wurde, an der von ihnen zerstörten Batterie zu arbeiten, begannen sie zu feuern und vereitelten so jeden Versuch der Wiederherstellung. Die Engländer waren, wie ich von den Einwohnern vernahm, übrigens gegen unsere Truppen viel galanter als gegen die Franzosen. Das hatte seinen Grund darin, daß sie darauf ausgingen, unsere Leute zur Desertion zu verleiten, wobei ihnen eine Menge Werber auf dem Lande mit vielem Erfolge Vorschub leisteten; sogar ein Offizier, der Lieutenant v. L. vom 1. Regiment, ging zu ihnen über.

Am 3. September erhielt das Regiment unerwartet Befehl, am nächsten Tage sich bei dem Regimentsstabsquartier im Dorfe Hagen zu versammeln und nach Hamburg zu marschiren. Diese Stadt war einige Zeit unbesetzt gewesen, sollte aber, wie es nun schien, nicht leer ausgehen und abwechselnd mit Bremen ausgesogen werden. Das 1. Linien-Regiment, welches bis jetzt in Bremen geblieben war, nahm unsere Stellungen an der Küste ein. Wir marschirten über Bremervörde und Buxtehude

deutschen Landsleute wären. Das Regiment marschirte am 15. Februar über Bremen nach Osnabrück, seiner vorläufigen Garnison, die es am 24. erreichte. Das bisherige Hauptquartier der Division ward aufgelöst, die Generale gingen nach Kassel und die Truppen kamen auf den sehr knappen Friedensfuß. Alles dachte mit Bedauern an die guten Hansestädte und die Nordseeküste zurück, wo man in den letzten sieben Monaten es sich so gut hatte sein lassen. Der Friedenszustand wollte Niemand behagen, denn nun hieß es aus dem eigenen Beutel zahlen und an die Stelle des ungebundenen freien Lebens trat ein strenger Garnisondienst.

In Osnabrück brachte ich die ersten Monate des Jahres 1810 in angenehmen Verhältnissen und lebhaftem geselligen Verkehr zu. Als im Mai ein Bataillon des Regiments nach Bielefeld verlegt wurde, traf mich das Loos, mit dorthin zu gehen. Wir wurden in unserer neuen Garnison zuerst keineswegs freundlich empfangen, aber es gelang mir nach kurzer Zeit durch meinen liebenswürdigen Quartierwirth, einen Herrn Velhagen, in ansprechende gesellige Kreise zu kommen. Auch die Bekanntschaft mit dem Unter-Präfekten, Herrn v. Bernuth, verschaffte mir angenehmen Umgang, so daß ich Bielefeld im Oktober ungern verließ, als auf Befehl des Königs Jerome der größte Theil der im Lande stehenden Truppen in einem Uebungslager in der Nähe von Kassel zusammengezogen wurde.

Es war etwas Neues und Ungewöhnliches, Regimenter aller Waffengattungen, die sich unter einander wenig kannten, versammelt zu sehen, und nicht ohne Nutzen, sie vollzählig wie im Felde in Strohhütten lagern zu lassen. Die großen Kosten, welche dem durch Steuern erschöpften Lande durch das Uebungslager erwuchsen, kamen bei den obwaltenden Regierungsgrundsätzen nicht in Betracht. Ein schöner Herbst begünstigte die Uebungen ungemein. Die Regimenter, im Einzelnen gut aus-

brauchte. Ehe ich dies Verhältniß erkannte, hatte ich mir gleich nach dem Beziehen des Quartiers Manches, was mit meinen Mitteln im Mißverhältniß stand, verbeten, denn obgleich ich 8 Mark Banko Tafelgelder täglich erhielt, war eine äußerst reichhaltige Mittags- und Abendtafel mit auserlesenen Weinen auf die Dauer doch zu theuer. Allein es wurde trotz meiner anfänglichen Einsprache nichts daran geändert und ich hörte dann bald von Anderen, daß alle Offiziere von ihren Wirthen so verpflegt würden und ihre Tafelgelder weiter bezögen. Die Hamburger waren seit Jahren an solche Gäste gewöhnt, die von ihrem Fette zehrten, dazu schon wiederholt sehr übel von den Franzosen und besonders den Holländern, über die sie entsetzlich klagten, behandelt worden; dennoch schienen sie, gleich den Bremern, etwas darin zu suchen, unsere Truppen sich durch eine, obgleich ihnen aufgezwungene, so doch gastliche und zuvorkommende Aufnahme zu Freunden zu machen und uns zu zeigen, was die Kräfte und Mittel ihrer Stadt zu geben vermochten. Sie bewiesen uns eine gewisse Zuneigung und schienen zu vergessen, daß wir, wenngleich Deutsche, die Rolle ihrer Blutsauger übernommen hatten, und boten, wie gesagt, Alles auf, uns von sich und ihren Mitteln einen hohen Begriff beizubringen. Das gelang ihnen in der That, und unsere Leute dankten ihnen durch gute Führung und Mannszucht.

Ich verlor in dieser Zeit meinen mir so wohlwollenden Regimentskommandeur, den Oberst v. Bosse, der das unangenehme Schicksal hatte, als Kommandeur eines in Spanien stehenden Regiments dorthin geschickt zu werden. Diese Versetzung ließ sich nur als die Folge einer Kabale erklären, denn es war weder Auszeichnung noch Beförderung damit verbunden. Es war damals ganz gewöhnlich, daß höhere Offiziere, die Konnexionen hatten, sich aus Spanien zurückrufen ließen, denn die Dinge dort standen schlecht und die westfälischen Truppen hatten schon entsetzlich gelitten. Das Ministerium schickte dann

Im Herbst des Jahres 1811 bezog das Regiment abermals ein größeres Uebungslager in der Nähe von Kassel bei dem Lustschlosse Wilhelmsthal (jetzt Katharinenthal genannt). Dies Lager übertraf das vorjährige bei weitem an Größe und Zweckmäßigkeit. Die Truppen wurden noch mehr als im vorigen Jahre durch den Dienst und Uebungen jeder Art angestrengt, denn man versetzte sie so nahe wie möglich an die Wirklichkeit des Krieges und es war nichts Ungewöhnliches, das Lager mit Tagesanbruch zu verlassen und erst nach 24 Stunden zurückzukehren. Ich erkrankte infolge der Anstrengungen, wie viele andere, am kalten Fieber, an dem ich bereits im Frühjahr gelitten hatte, und mußte mehrere Wochen im Hospital zubringen, wo ich vorzügliche Pflege genoß und, wie ich hoffte, geheilt Ende Oktober nach Rothenburg zurückkehrte.

Schon Ausgang des Jahres 1811 galt der Krieg gegen Rußland für eine ausgemachte Sache, Anfang 1812 ward er zur Gewißheit und die Rüstungen wurden mit dem größten Eifer betrieben.

Im Februar 1812 ward ich, als mein Regiment mit seinen Vorbereitungen für den bevorstehenden Feldzug bereits fertig war, unerwartet aus demselben genommen und als Kapitän in die Adjutantur der Armee versetzt. Ich erhielt die Nachricht, ich sei zu einem der Aides de camp des Divisionsgenerals v. Ochs ernannt und solle mich unverzüglich zu ihm nach Kassel begeben. So ehrenvoll diese Ernennung für mich war, so ungern trennte ich mich von meinem Regiment, in welchem ich mir gute Kameraden und einige Freunde erworben hatte. Doch war nicht zu verkennen, daß ich durch meine neue Bestimmung die Aussicht erlangte, den bevorstehenden Feldzug mit ungleich mehr Nutzen und Annehmlichkeit, wie es bei dem Regiment möglich gewesen wäre, mitzumachen. Was mich aber besonders erfreute, war, daß mein General nicht Franzose sondern Deutscher war. General v. Ochs war von Geburt

ein Hesse und der Sohn eines Landpredigers. Er hatte in der hessischen Armee von unten auf gedient, bereits den Krieg in Amerika mitgemacht und durch Talente und Verdienste sich so weit emporgeschwungen, daß er 1806 bei Auflösung der hessischen Truppen Oberst und Chef des Generalstabes gewesen war. Als solcher soll er, wie man sagte, die rechte Hand des Kurfürsten in allen Militärangelegenheiten gewesen sein und viel gegolten haben; der Kurfürst hatte es ihm deshalb sehr übel ausgelegt, daß er in westfälische Dienste getreten war. Anfangs schien es, als ob die westfälische Regierung ihm nicht traute; sie stellte ihn nicht im aktiven Dienst, sondern als Inspecteur aux revues an, und erst später kam er in den Generalstab und ging als Oberst 1809 mit nach Spanien. Vor Gerona, nachdem die höheren Befehlshaber zurückberufen und die Truppen sehr geschmolzen waren, wurde er General und erhielt das Kommando. Als er 1811 mit den Resten der westfälischen Division aus Spanien nach Kassel zurückkehrte, hatte man seinen Werth erkannt, er wurde Divisionsgeneral und war nunmehr bestimmt, eine der westfälischen Divisionen nach Rußland zu führen. Er war unstreitig derjenige unter den westfälischen Generalen, welcher Truppen sowohl im Kriege wie im Frieden am besten zu führen verstand und die meisten Kenntnisse besaß. Seinen Charakter kennen zu lernen, fand ich später hinreichend Gelegenheit und konnte ihn als Menschen nicht besonders schätzen. Er war gegen Alles, was Franzose hieß, kriechend höflich, ohne ein Freund der Franzosen zu sein. Die ihm untergebenen Generale respektirten ihn nicht, weil er aus Furcht, sie könnten ihm schaden, nicht mit genug Kraft und Würde gegen sie auftrat, ihnen nicht imponirte und seinen Rang nicht genügend wahrte. Er war geizig und habsüchtig und betrachtete den Krieg als ein Mittel, sich zu bereichern, so daß er das französische Requisitionssystem nur zu gern benutzte und sich mit Verleugnung alles deutschen Gefühls vom Tage

des Ausmarsches aus Kassel an, sogar im eigenen Lande und in den deutschen Landstrichen, die wir durchzogen, auf Kosten der Wirthe oder der Ortschaften verpflegen und die geringsten Bedürfnisse reichen ließ. Mir war es oft ein Gräuel, solche Aufträge für ihn ausführen zu müssen; ich überließ dergleichen gern meinen beiden Kollegen, deren einer ein Franzose war und als solcher mehr Gewandtheit dazu besaß, als ich.

Ich war im Herzen, sowohl als Soldat wie als Mensch, nicht eben sehr kriegslustig für den bevorstehenden Feldzug, folgte aber meinem Berufe und meldete mich Ende Februar in Kassel bei dem General. Nicht die Lage meiner Privatverhältnisse war es, die mir den Krieg unlieb machte, sondern die Sache selbst, für welche ich fechten und in ein entlegenes, unwirthbares Land ziehen sollte, um der Freiheit Europas den letzten Stoß geben und die schreckliche Politik Napoleons befestigen zu helfen. — Doch der Krieg war ja noch nicht entschieden. Noch lag es in der Möglichkeit, daß die Sache mit einem Marsche an die Weichsel abgethan sein konnte. Was man wünscht, hofft man nur zu gern. Aber auch mein Verstand konnte es nicht fassen, daß Napoleon, noch in Spanien beschäftigt, die Absicht haben konnte, nach Rußland zu gehen, um dieses mächtige Reich zu bekriegen. Mir drängte sich ein anderer schmerzlicher Gedanke auf, nämlich, daß seine Absichten auf Preußen, mein angestammtes, unglückliches Vaterland, gerichtet sein könnten. Wer vermochte in die Zukunft zu blicken, wer konnte die Ereignisse des Jahres 1812 ahnen?

III.

Der Krieg gegen Rußland 1812.

In den ersten Tagen des März setzte sich das zur Vereinigung mit der großen französischen Armee bestimmte westfälische Korps von Kassel, woselbst die Truppen sich zuvor vereinigt hatten, nach der Gegend von Dessau in Marsch. Zwei Regimenter, das 1. und 8., waren schon im Frühjahr 1811 nach Danzig marschirt; das 1. Linien-Regiment stieß später zum X. Armeekorps unter Macdonald und machte den Feldzug in Kurland mit, das 8., welches nach Rußland nachgeschickt wurde, erreichte das Korps erst während des Rückzuges und ging gleich den anderen Truppen zu Grunde. Das 4. Linien-Regiment blieb vorläufig im Lande, ging später ebenfalls nach, traf erst, als der Rückzug bis Wilna gekommen war, bei der Armee ein und ward hier gleichfalls vernichtet.

Das westfälische Korps bestand aus zwei Divisionen; die 1. oder 23. der großen Armee kommandirte General v. Ochs, die 2. (24.) General Tharreau. Später tauschten die beiden Generale mit ihren Divisionen, und als General Tharreau bei Borodino gefallen war, führte General v. Ochs alle westfälischen Truppen. Die Artillerie befehligte Divisionsgeneral Allix. Die Brigadegenerale waren bei der Infanterie: Damas (1. Brigade der 23. Division), von zur Westen

(2. Brigade der 23. Division), Graf Wellingerode (1. Brigade der 24. Division), Danloup-Verdun (kam erst in Moschaisk zum Korps): bei der Kavallerie: Wolf (Garde-Brigade), v. Hammerstein (Leichte Brigade), v. Lepel (Schwere Brigade). Das Korps (das VIII. der großen Armee) stand anfangs unter Befehl des Generals Vandamme und besaß folgende Stärke:

Infanterie:

Garde-Grenadiere . . .	1 Bataillon zu 6 Kompagnien	=	840 Mann
Garde-Jäger	1 " " 6 "	=	840 "
Garde-Jäger-Karabiniers	1 " " 4 "	=	428 "
(gelernte Jäger mit Büchsen bewaffnet)			
2. Linien-Regiment . .	3 Bataillone		
3. " " . .	2 "		
5. " " . .	2 "	jedes Bataillon 840 Mann stark	= 10 080 "
6. " " . .	2 "		
7. " " . .	3 "		
1. leichtes Bataillon			
2. " "	jedes Bataillon 840 Mann stark	=	2 520 "
3. " "			
Summa der Infanterie:	18 Bataillone	=	14 707 Mann

Kavallerie:

Gardes du Corps . .	1 Eskadron zu 2 Kompagnien	=	200 Pferde
Garde-Chevaulegers . .	4 Eskadrons " 8 "	=	600 "
1. Husaren-Regiment .	4 " " 8 "	=	600 "
2. " " .	4 " " 8 "	=	600 "
1. Küraſſier-Regiment .	4 " " 8 "	=	600 "
2. " " .	4 " " 8 "	=	600 "
Summa der Kavallerie:	21 Eskadrons	=	3 200 Pferde

Artillerie:

1 reitende Batterie der Garde	zu 4 6pfündigen Kanonen und 2 7pfündig. Haubitzen	=	32 Geſchütze
1 " " " Linie			
2 Fuß-Batterien der Linie			
Regiments-Artillerie der Linien-Regimenter (einſchließlich der des 1., 4. und 8.) bei jedem Regiment 2 Geſchütze		=	16 "
Summa der Geſchütze:			48 Geſchütze

Rechnet man den hier aufgeführten 18 Bataillonen mit 14 707 Mann die drei nicht beim Korps befindlichen Regimenter, die ebenfalls am Kriege theilnahmen, mit 5040 Mann hinzu, so kommt die Gesammtsumme der Infanterie auf 19 747 Mann. Von der Kavallerie gingen 3000 Mann (da die Gardes du Corps den König am 10. Juli wieder nach Kassel begleiteten), von der Artillerie und dem Train etwa 1000 Mann nach Rußland, was im Ganzen 23 747 Mann westfälischer Truppen ergiebt. Von diesen sind höchstens 3000 Mann aus Rußland zurückgekehrt.

Das dem General v. Ochs beigegebene Personal bestand außer mir noch aus zwei Adjutanten, den Kapitäns v. Saint-Paul und v. Baurmeister. Der Oberst Humbert, die Kapitäns v. Quernheimb, v. Bobers und Baaker van Leuen bildeten den ungewöhnlich starken Generalstab. Der General, der selbst ungemein thätig war und als Soldat wie als Geschäftsmann vortreffliche Eigenschaften besaß, fand es lächerlich und lästig, daß er eine so zahlreiche Umgebung erhalten hatte, deren er in der That nicht bedurfte. Hätte es von ihm abgehangen, so hätte wenigstens die Hälfte von uns zu Hause bleiben können; da er, obgleich ein vortrefflicher Soldat, ein mehr als guter Wirth war, welcher Nehmen mehr liebte als Geben, so erschien ihm sein starker Stab zu kostspielig und unbequem.

Unter den genannten Offizieren in des Generals Umgebung befanden sich außer mir drei, welche früher im preußischen Dienst gestanden hatten. Es waren Saint-Paul, Franzose von Geburt, aber in Deutschland gebildet, Quernheimb und Bobers. Baurmeister war Hesse, Baaker van Leuen, ein geborener Waldecker, aus dem holländischen, und Oberst Humbert, ein liebenswürdiger gewandter Franzose, aus französischem Dienst übergetreten. Nur Saint-Paul kehrte mit mir zusammen aus Rußland zurück, trat später in französische

Dienste; Quernheimb ward auf dem Rückzuge gefangen, kam indessen nach dem Friedensschluß zurück und wurde wieder preußischer Offizier. Baurmeister folgte der Armee, von Anbeginn krank, bis Moschaisk, ohne der Schlacht beizuwohnen. Er suchte dann die Erlaubniß nach, nach Deutschland zurückzukehren, und erhielt sie. General v. Ochs sagte scherzweise von ihm, er habe nun einmal keine Freude an der Stärke des Rosses, und ließ ihn in Frieden ziehen. Die übrigen Gefährten kamen um.

Mitte März standen wir in den Anhaltschen Fürstenthümern, das Divisionsquartier in Köthen, dann in Dessau. Hier trat das Korps unter Befehl des Generals Vandamme, der täglich erwartet wurde. Um ihn zu begrüßen und seine Befehle zu empfangen, sandte General v. Ochs mich nach Halle ihm entgegen. So erhielt ich Gelegenheit, meiner Mutter vor Antritt dieser großen Reise Lebewohl zu sagen. Während ich Vandamme vergeblich erwartete, der auf einem anderen Wege bereits in Dessau eingetroffen war, erkrankte ich am Wechselfieber. Ich hütete einige Tage das Bett, aber die Zeitumstände erlaubten nicht, krank zu sein, und so kehrte ich, noch nicht wiederhergestellt, nach Dessau zurück. Am 24. März ging das westfälische Korps über die Elbe und richtete seinen Marsch auf Glogau. Ich folgte, indem ich an Fiebertagen im Quartier blieb, an fieberfreien nachging. In kurzen Märschen, oft von mehrtägigem Stillstande unterbrochen, ging es über Glogau hinaus durch Rawicz (wo wir das polnische Gebiet betraten), Krotoschin, Kalisch, Petrikau, Bialla nach Warschau. Mit dem Eintritt in Polen hörte jeder Ueberfluß der Verpflegung auf und selbst die wohlbesetzten Tafeln der Generale verschwanden. Schon trat Mangel ein, weil nirgend Magazine vorhanden waren. Unordnung und Indisziplin begann bei den an strenge Mannszucht gewöhnten Truppen sich zu zeigen, die nach wie vor in den Quartieren an ihre Wirthe, arme polnische Bauern,

die nichts geben konnten, gewiesen waren. Kein Mensch vermochte den vielen einlaufenden Klagen abzuhelfen und schon jetzt begann ein gefährliches Requisitionssystem im Großen, indem ein Tagesbefehl die Truppen ermächtigte, sich außer ihrer laufenden Verpflegung mit Lebensmitteln und Vieh zum weiteren Marsch zu versehen. Nur mit trüben Blicken vermochte man unter solchen Umständen in die Zukunft zu schauen. Noch war der Krieg nicht erklärt und schon liefen wir Gefahr, zu verhungern. Die polnische Armee hatte bereits vor unserer Ankunft ihr eigenes armes Land so ausgesogen, daß für uns Nachfolgende fast nichts mehr vorhanden war und das wenige Vorhandene mit unerbittlicher Strenge genommen werden mußte. Doch wir wurden auf die Gegenden jenseits der Weichsel vertröstet, wo Ueberfluß wohne und der Mangel aufhören werde. Aber die Bande der Disziplin hielten noch zusammen; die gute Ordnung, die in den Truppen herrschte, verdoppelte Strenge und Anregung des Ehrgefühls, alles dies trug dazu bei, die bestehende Gefahr noch einmal zu beseitigen. Dazu kam das allgemeine felsenfeste Vertrauen auf die Größe des Feldherrn, durch dessen Anordnungen die augenblicklichen Schwierigkeiten wohl herbeigeführt waren, der aber für fähig gehalten wurde, noch viel größere mit Leichtigkeit zu überwinden. Ich selbst schleppte mich noch einige Wochen mit dem Fieber, aber nachdem ich große Mengen Chinin genommen und so der Krankheit und meiner Natur Trotz geboten hatte, war ich so glücklich, das Leiden weichen zu sehen, als wir Mitte Mai an der Weichsel ankamen. Die Division des Generals v. Ochs, zu welcher die Garden gehörten, rückte in Warschau ein, die übrigen Theile des Korps gingen am 15. Mai einige Stunden oberhalb bei Gora über den Strom und bezogen unweit der Hauptstadt ein Lager. In diesen Tagen traf König Jerome in Warschau ein und übernahm den Oberbefehl über sein eigenes Armeekorps und die Polen (V. Korps, Poniatowski), welche vereint die

Bestimmung erhielten, den rechten Flügel der großen Armee zu bilden.

Wir verbrachten in Warschau mehrere Wochen mit täglichem Exerziren, Musterungen und anderen Vorbereitungen. Die bisherigen Mühseligkeiten und Entbehrungen glichen sich jetzt etwas aus, denn wenn auch die Truppen, sowohl im Lager wie in der Stadt, nicht im Ueberflusse lebten, so fand doch regelmäßige Verpflegung statt und in Warschau konnte man für Geld sich manche Genüsse verschaffen. Hinsichtlich unserer Aufnahme fanden wir indessen keineswegs, wenigstens nicht für Gäste unserer Art, die gepriesene polnische Gastfreiheit bestätigt. Im Gegentheil erfuhren wir sogar in den Häusern angesehener polnischer Großen eine so schlechte Behandlung, daß die höheren Offiziere mitunter wegen des nöthigen Raumes in den Quartieren Schwierigkeiten begegneten, und mancher Offizier in dem Palaste eines Fürsten mit den leeren vier Wänden und einem Strohlager sich begnügen mußte. So erging es auch meinem General, der mit seinem Stabe in einem der Fürstin Czartoriski gehörenden Palais untergebracht war, woselbst wir nicht einmal das nöthige Mobiliar zu ein paar Zimmern für den General fanden. Fast Alles, was man zum einfachsten täglichen Leben braucht, fehlte, und erst halb mit Gewalt gelang es, einen alten Hausaufseher der Fürstin, welche selbst in der Stadt anwesend war, aber in einem anderen Hause wohnte, zur Herbeischaffung des Nothwendigsten zu bewegen. Wir Adjutanten mußten uns mit wahren Löchern begnügen und ich, der ich meiner noch immer schwankenden Gesundheit halber eines Bettes so sehr benöthigt war, konnte nur mit vieler Mühe eine erbärmliche Matratze zum Lager erhalten. Welch ein Gegensatz zu Deutschland! Dort fand man in dem kleinsten Ort, mochte er noch so sehr durch die Kreuz- und Querzüge der Franzosen gelitten haben, bei einiger Freundlichkeit und

Beſcheidenheit ſtets noch guten Willen und die nothwendigſten Bedürfniſſe in jedem Quartier.

Seine Majeſtät der König Jerome ließ es ſich in Warſchau recht wohl ſein und führte mit ſeiner zahlreichen Umgebung auf Koſten der Stadt, wie man behauptete, ein ganz vortreffliches Leben. Um ſich doch etwas mit den Truppen zu beſchäftigen und es ſich dabei ſo bequem wie möglich zu machen, ließ er faſt täglich eins oder das andere Bataillon ſeines in der Stadt ſtehenden Korps nach dem Garten des ſächſiſchen Palais, in welchem er wohnte, kommen. Hier mußten die Bataillone exerziren, kleine Manöver machen und ſich beſonders in der ſchnellen und gewandten Herſtellung verſchiedener Arten von Karrees üben, um Sicherheit gegen den Angriff der Koſaken, von denen man damals ſchon viel ſprach, zu erlangen. Häufig kommandirte der König ſelbſt, wies dies und jenes an, verſuchte zu belehren, benahm ſich hier und da ſehr herablaſſend gegen Offiziere und Soldaten, oder ließ auch ſeiner Unzufriedenheit freien Lauf, wenn es nicht gerade nach ſeinem Kopfe gehen wollte.

Wenngleich bis Mitte Juni die Kriegserklärung noch nicht zu unſerer Kenntniß gelangt war, ſprach man doch von der Eröffnung des Feldzuges als von einer ausgemachten Sache. Am 15. Mai brachen wir zuſammen mit dem polniſchen Armeekorps, welches dem unſerigen einen Marſch vorausging, von Warſchau auf, um uns mit dem Centrum der Linie der großen Armee in Verbindung und gegen den Niemen in Bewegung zu ſetzen. Wir gingen zunächſt bis Pultusk, biwakirten bei dieſer Stadt am 17. und 18., wandten uns dann rechts (nach Oſten) gegen Brok am Bug und richteten ſodann unſeren Marſch über Oſtrolenka auf Grodno am Niemen, wo die Avantgarde am 28. Juni, das Gros des Korps am 2. Juli eintraf. Die Märſche waren, wegen des Regenwetters und der moraſtigen faſt grundloſen Wege, namentlich in den unwirthbaren Gegenden

hinter Ostrolenka, höchst beschwerlich. Bei Grodno wechselte unsere Kavallerie die ersten Schüsse mit den Kosaken; beim Korps hatten wir noch keinen russischen Soldaten gesehen. Hier war es auch, wo uns der bekannte Erlaß Napoleons, in seinem Hauptquartier Wilkowiszki am 22. Mai gegeben, der gleichzeitig als Kriegserklärung diente, zur Kenntniß kam. Er ist der Erinnerung werth, darum lasse ich ihn hier folgen:

„Soldaten! Der zweite polnische Krieg hat begonnen! Der erste endete zu Friedland und Tilsit. In Tilsit schwur Rußland ewiges Bündniß mit Frankreich und Krieg mit England, heut bricht es seine Eide! Es will sich über sein sonderbares Betragen nicht früher erklären, als bis die französischen Adler über den Rhein zurück und unsere Bundesgenossen daher in seiner Willkür sein werden. Ein unvermeidliches Geschick reißt Rußland mit sich fort, es kann seinem Schicksal nicht entrinnen. Sollte es wohl glauben, wir wären ausgeartet? Sollten wir nicht mehr die Soldaten von Austerlitz sein? Es stellt uns zwischen Entehrung und Krieg; die Wahl kann nicht zweifelhaft sein. Vorwärts also! Vorwärts über den Niemen, tragen wir den Krieg auf sein Gebiet! Der zweite polnische Krieg wird für Frankreichs Waffen ruhmreich wie der erste sein; aber der Friede, den wir schließen werden, wird seine Bürgschaft mit sich führen und dem hochmüthigen Einfluß, den Rußland seit 50 Jahren auf die europäischen Angelegenheiten ausübte, ein Ziel setzen."

Was ich und jeder Deutsche, der nicht ganz verblendet oder ein eingefleischter Franzosenfreund war, von diesem Aufruf dachte und im Herzen fühlte, will ich verschweigen. Im Allgemeinen hat der deutsche Soldat keinen Sinn für Reden solcher Art, es ist daher sicher, daß diese gar keinen Eindruck auf den Geist unseres gemeinen Mannes machte. Derselbe folgte der eisernen Nothwendigkeit, wohin man ihn auch geführt hätte,

und unter den Tausenden, welche die Konskription bei den französischen Fahnen gesammelt hatte, waren wohl nur sehr Wenige, die mit Lust und Liebe in diesen Krieg zogen. Die rechtlich denkenden Offiziere kannten, wie die meisten Gebildeten der Nation, seit Jahren das politische System und die hochtrabenden Proklamationen und Verheißungen Napoleons genau und wußten, was davon zu halten war. Der Aufruf vermochte sie weder zu täuschen noch für die Sache Napoleons zu begeistern. Sie folgten gleichfalls ihrem Beruf mit mehr oder weniger Hingebung, und so traurig es auch war, für eine ungerechte Sache, für ein Hirngespinnst fechten zu müssen, so mußte man sich mit dem Gedanken beruhigen, daß man nur nach dem Gesetz der Soldatenpflicht und Ehre zu handeln hätte und daß es eine Vorsehung gäbe, durch deren Willen schon manches Unerhörte geschehen war. Als ein Werkzeug der Vorsehung mußte man sich also betrachten, eine Bestimmung, die vielen Tausenden zufiel, die aber so hart war, daß ein solches Loos vielleicht nie wieder Sterblichen zugetheilt werden wird. Ich kann es hier nicht unberührt lassen, daß ein Gedanke mich ganz besonders mit Muth und Ergebung erfüllte und mich veranlaßte, noch fester an eine höhere Bestimmung der Vorsehung zu glauben, der Gedanke nämlich, daß Preußen, das von Napoleon so tief gebeugte, unter dessen Kriegern wohl kein einziger war, dessen Herz für den fränkischen Kaiser schlug, daß dies Preußen als Alliirter mit in den ewig denkwürdigen Kampf zog.

In Grodno war es, wo König Jerome dem General Vandamme das Kommando über seine Truppen entzog, weil zwischen Beiden Streitigkeiten wegen der inneren Organisation der Armee, besonders wegen der Bespannung der Artillerie, vorgefallen waren. Der älteste Divisionsgeneral Tharreau, erst vor Ausbruch des Krieges in westfälische Dienste getreten, übernahm vorläufig den Befehl. Diese Gewalthandlung nahm

Napoleon seinem Herrn Bruder sehr übel, und wenn er ihm auch soviel Gerechtigkeit widerfahren ließ, Vandamme nach Hause zu schicken, so war doch dieser Zwist der erste Grund zu der bald eintretenden Unzufriedenheit des Kaisers mit dem Könige, welcher letztere kaum zwei Wochen darauf den Oberbefehl niederlegte und nach Deutschland zurückging. Der Herzog von Abrantes (Junot) übernahm demnächst den Befehl über die Westfalen; das polnische Armeekorps führte Prinz Poniatowski jetzt unabhängig, bis später Napoleon dem Marschall Davoust den ganzen rechten Flügel der großen Armee unterstellte.

Am 5. Juli überschritten wir auf einer Pontonbrücke den bei Grodno nicht sehr breiten Niemen. Der Vormarsch hätte den Berechnungen des Kaisers nach schon am 29. Mai beginnen sollen, denn er selbst war bereits am 24. und 25. mit dem I. und III. Korps und der Reserve-Kavallerie des Königs von Neapel bei Kowno übergegangen und rückte in der Richtung auf Wilna vor. Unser Korps erhielt die Bestimmung, mit den Polen zusammen den russischen linken Flügel unter dem Fürsten Bagration, welcher sich zurückzog und mit dem russischen Hauptheer vereinigen wollte, zu verfolgen, während das I. Armeekorps auf Minsk vorrückte, um Bagration den Weg nach dem Dnjepr zu verlegen. Dieser, der von Wolkowisk zunächst nordöstlich auf Minsk zurückgewichen war, schlug plötzlich von Nowogrodok aus einen ganz anderen südöstlichen Weg ein und wendete sich über Mir und Neswisch nach Bobruisk. Unsere Armee folgte diesen Bewegungen von Grodno auf Lida, Nowogrodok, Mir und Neswisch.*) Da die Russen ohnehin einige Märsche voraushatten und durch ihre plötzliche Seiten-

*) In der Rechtschreibung der russischen und polnischen Ortsnamen ist der Herausgeber der Stielerschen Karte von Ost-Europa in 6 Blättern (Nr. 50—55 des Handatlasses) gefolgt.

bewegung einen noch größeren Vorsprung gewannen, so mußten wir in den ersten Tagen des Juli bei großer Hitze und unzulänglicher Verpflegung mit der größten Anstrengung marschiren, ohne daß es dem Könige Jerome gelang, mit dem Gros den Feind zu erreichen. Nur die polnische Avantgarden-Kavallerie traf bei Korelitschi auf den Nachtrab unter dem Hetman Platow, griff an und wurde mit großem Verlust zurückgeschlagen. Am darauffolgenden Tage kam es bei Mir zu einem für die Polen noch unglücklicheren Gefecht, in dem sie ganz entsetzlich zusammengehauen wurden; dasselbe geschah ihnen zum dritten Male am 14. Juli bei Romanow. Am 15. Juli kamen wir bei Neswisch an und nun hörte die weitere Verfolgung Bagrations auf, der mit seiner Armee bei Bobruisk über die Beresina ging und sich nördlich gegen Mohilew wendete, um abermals die Vereinigung mit der russischen Hauptarmee zu versuchen.

Der König Jerome zerfiel gänzlich mit Napoleon, weil ihm die Lösung der ihm ertheilten Aufgabe, Bagration abzuschneiden und zu vernichten, nicht gelungen war. Er legte am 16. Juli zu Neswisch den Oberbefehl nieder und reiste nach Westfalen zurück. Die Garden, welchen er befohlen hatte, ihm zu folgen, mußten auf Napoleons Anordnung, nachdem sie einige Märsche gemacht, wieder zur Armee zurückkehren; nur die Gardes du Corps durften Jerome begleiten. Wir marschirten von Neswisch nach Borisow, wo wir die später so furchtbar und verderblich gewordene Beresina überschritten, die gewiß Mancher, ohne Ahnung von dem späteren Unheil, kaum eines Blickes gewürdigt hat, weil sie ein recht unbedeutender Fluß ist. Mir selbst machte sich nichts als die morastig schwarzen Ufer und der angelegte Brückenkopf bemerkbar. Die polnische Division Dombrowski blieb bei Borisow zurück. Wir gingen auf der großen Straße nach Smolensk bis Orscha und nahmen dort diesseits des Dnjepr am 27. Juli eine vortheil-

hafte Lagerstellung, in der wir längere Zeit verblieben und wo auch die Garden wieder zu uns stießen.

Seit unserem Abmarsch von der Weichsel waren fast sechs Wochen vergangen. Noch hatten wir, mit Ausnahme von wenigen Kosaken, keinen russischen Soldaten gesehen und doch befand sich das Korps bei der Ankunft am Dnjepr infolge der anstrengenden Märsche zur Verfolgung Bagrations und der schlechten Verpflegung, zu deren Regelung es ebensosehr an Fürsorge wie an Zeit gefehlt hatte, in höchst bedenklichem Zustande, denn die Bataillone waren auf die Hälfte der Stärke zusammengeschmolzen. Viele Soldaten waren, weniger wegen Krankheit als aus Ermattung, zurückgeblieben; nun wurden Offiziere nach rückwärts geschickt, um sie zu sammeln, was auch soviel nutzte, daß nach einiger Zeit die Kopfstärken bedeutend zunahmen. Da es den anderen Armeekorps nicht besser gegangen war und sich gewiß alle aufgelöst hätten, wenn die Bewegungen noch weiter fortgesetzt worden wären, so ließ Napoleon einen allgemeinen Stillstand des Vormarsches eintreten. Ein Tagesbefehl ordnete an, daß die Korps sich sammeln, die Verluste an Material, Munition und Pferden ersetzen und mit Lebensmitteln sich versehen sollten. Dieser Befehl tönte aus hundert Kehlen und Federn wieder, aber kein Mensch bekümmerte sich um seine Ausführung, weil diese einfach unmöglich war. Mein General wurde von den Kommandeuren täglich und stündlich mit Anfragen bestürmt, wo sie dies und jenes hernehmen, wie sie dies und jenes anfangen sollten, um den Befehlen nachzukommen. Er selbst fragte wiederum bei den höheren Befehlshabern an, jagte uns Adjutanten halbtodt, erhielt aber nie eine befriedigende Antwort und konnte so auch den Truppen keine geben und ihnen ebensowenig helfen. So standen wir der kommenden Dinge harrend bei Orscha. In den letzten Julitagen fiel ein anhaltender Regen und der voraufgegangenen Hitze folgte eine so rauhe Witterung, daß die Soldaten vor Frost fast erstarrten

und dazu in dem weichen Boden des Lagers beinahe umkamen. Um Lebensmittel herbeizuschaffen, wurden aus allen Waffen zusammengesetzte Abtheilungen vier bis fünf Meilen weit in die Umgegend geschickt, die oft einige Tage ausblieben. Gelang es diesen Kommandos auch, Lebensmittel aufzutreiben, so verzehrten die ausgehungerten Soldaten unterwegs schon einen bedeutenden Theil derselben, ehe sie ins Lager zurückkamen, ihre Führer vergaßen nicht, für sich selbst zu sorgen, denn schon erzeugte die Noth den verderblichsten Egoismus; so war das, was für die Truppen wirklich eingebracht wurde, nicht der Rede werth. Mangel an Beförderungsmitteln erschwerte die Fouragirungen nicht wenig, denn wo sie hinkamen, fanden sie keinen Menschen, die Russen waren in der Regel schon dagewesen und hatten entweder das Vorhandene verzehrt und verheert, oder, wenn noch etwas sich fand, fehlten Pferde und Wagen zum Fortschaffen. So oft derartige Unternehmungen stattfanden, blieb doch die Ausbeute unzulänglich und so nahm, statt sich zu bessern, die innere Ordnung der Truppen mehr und mehr ab; das durch die Noth entstandene Requisitionssystem artete dort, wo Menschen fehlten, von denen man requiriren konnte, in Plünderung und Zerstörung aus. Auch der Flecken Orscha war von seinen Bewohnern, außer einigen Judenfamilien, verlassen. Die Generale mit ihren Stäben, die Verwaltungsbeamten und Alles, was mit oder ohne Recht sich meist im Lager aufhielt, quartierte sich in dem elenden Neste und einigen benachbarten gleichfalls verlassenen Klöstern ein. Wer das Glück hatte, einen Wirth, der dann kein Anderer als ein Jude war, zu finden, der war geborgen und in einer beneidenswerthen Lage. Auch uns, dem General v. Ochs mit seinen Adjutanten, gelang es, in einem solchen Judenhause unterzukommen. Der Wirth, gewiß einer der ehrlichsten und besten seiner Nation, schaffte, wenn auch nicht ganz ohne Eigennutz, doch wirklich mehr aus Furcht und Gutmüthigkeit, als aus Habsucht, so lange Rath zu unserem

Napoleon seinem Herrn Bruder sehr übel, und wenn er ihm auch soviel Gerechtigkeit widerfahren ließ, Vandamme nach Hause zu schicken, so war doch dieser Zwist der erste Grund zu der bald eintretenden Unzufriedenheit des Kaisers mit dem Könige, welcher letztere kaum zwei Wochen darauf den Oberbefehl niederlegte und nach Deutschland zurückging. Der Herzog von Abrantes (Junot) übernahm demnächst den Befehl über die Westfalen; das polnische Armeekorps führte Prinz Poniatowski jetzt unabhängig, bis später Napoleon dem Marschall Davoust den ganzen rechten Flügel der großen Armee unterstellte.

Am 5. Juli überschritten wir auf einer Pontonbrücke den bei Grodno nicht sehr breiten Niemen. Der Vormarsch hätte den Berechnungen des Kaisers nach schon am 29. Mai beginnen sollen, denn er selbst war bereits am 24. und 25. mit dem I. und III. Korps und der Reserve-Kavallerie des Königs von Neapel bei Kowno übergegangen und rückte in der Richtung auf Wilna vor. Unser Korps erhielt die Bestimmung, mit den Polen zusammen den russischen linken Flügel unter dem Fürsten Bagration, welcher sich zurückzog und mit dem russischen Hauptheer vereinigen wollte, zu verfolgen, während das I. Armeekorps auf Minsk vorrückte, um Bagration den Weg nach dem Dnjepr zu verlegen. Dieser, der von Wolkowisk zunächst nordöstlich auf Minsk zurückgewichen war, schlug plötzlich von Nowogrodok aus einen ganz anderen südöstlichen Weg ein und wendete sich über Mir und Neswisch nach Bobruisk. Unsere Armee folgte diesen Bewegungen von Grodno auf Lida, Nowogrodok, Mir und Neswisch.*) Da die Russen ohnehin einige Märsche voraushatten und durch ihre plötzliche Seiten-

*) In der Rechtschreibung der russischen und polnischen Ortsnamen ist der Herausgeber der Stielerschen Karte von Ost-Europa in 6 Blättern (Nr. 50—55 des Handatlasses) gefolgt.

bewegung einen noch größeren Vorsprung gewannen, so mußten wir in den ersten Tagen des Juli bei großer Hitze und unzulänglicher Verpflegung mit der größten Anstrengung marschiren, ohne daß es dem Könige Jerome gelang, mit dem Gros den Feind zu erreichen. Nur die polnische Avantgarden-Kavallerie traf bei Korelitschi auf den Nachtrab unter dem Hetman Platow, griff an und wurde mit großem Verlust zurückgeschlagen. Am darauffolgenden Tage kam es bei Mir zu einem für die Polen noch unglücklicheren Gefecht, in dem sie ganz entsetzlich zusammengehauen wurden; dasselbe geschah ihnen zum dritten Male am 14. Juli bei Romanow. Am 15. Juli kamen wir bei Neswisch an und nun hörte die weitere Verfolgung Bagrations auf, der mit seiner Armee bei Bobruisk über die Beresina ging und sich nördlich gegen Mohilew wendete, um abermals die Vereinigung mit der russischen Hauptarmee zu versuchen.

Der König Jerome zerfiel gänzlich mit Napoleon, weil ihm die Lösung der ihm ertheilten Aufgabe, Bagration abzuschneiden und zu vernichten, nicht gelungen war. Er legte am 16. Juli zu Neswisch den Oberbefehl nieder und reiste nach Westfalen zurück. Die Garden, welchen er befohlen hatte, ihm zu folgen, mußten auf Napoleons Anordnung, nachdem sie einige Märsche gemacht, wieder zur Armee zurückkehren; nur die Gardes du Corps durften Jerome begleiten. Wir marschirten von Neswisch nach Borisow, wo wir die später so furchtbar und verderblich gewordene Beresina überschritten, die gewiß Mancher, ohne Ahnung von dem späteren Unheil, kaum eines Blickes gewürdigt hat, weil sie ein recht unbedeutender Fluß ist. Mir selbst machte sich nichts als die morastig schwarzen Ufer und der angelegte Brückenkopf bemerkbar. Die polnische Division Dombrowski blieb bei Borisow zurück. Wir gingen auf der großen Straße nach Smolensk bis Orscha und nahmen dort diesseits des Dnjepr am 27. Juli eine vortheil-

hafte Lagerstellung, in der wir längere Zeit verblieben und wo auch die Garden wieder zu uns stießen.

Seit unserem Abmarsch von der Weichsel waren fast sechs Wochen vergangen. Noch hatten wir, mit Ausnahme von wenigen Kosaken, keinen russischen Soldaten gesehen und doch befand sich das Korps bei der Ankunft am Dnjepr infolge der anstrengenden Märsche zur Verfolgung Bagrations und der schlechten Verpflegung, zu deren Regelung es ebensosehr an Fürsorge wie an Zeit gefehlt hatte, in höchst bedenklichem Zustande, denn die Bataillone waren auf die Hälfte der Stärke zusammengeschmolzen. Viele Soldaten waren, weniger wegen Krankheit als aus Ermattung, zurückgeblieben; nun wurden Offiziere nach rückwärts geschickt, um sie zu sammeln, was auch soviel nutzte, daß nach einiger Zeit die Kopfstärken bedeutend zunahmen. Da es den anderen Armeekorps nicht besser gegangen war und sich gewiß alle aufgelöst hätten, wenn die Bewegungen noch weiter fortgesetzt worden wären, so ließ Napoleon einen allgemeinen Stillstand des Vormarsches eintreten. Ein Tagesbefehl ordnete an, daß die Korps sich sammeln, die Verluste an Material, Munition und Pferden ersetzen und mit Lebensmitteln sich versehen sollten. Dieser Befehl tönte aus hundert Kehlen und Federn wieder, aber kein Mensch bekümmerte sich um seine Ausführung, weil diese einfach unmöglich war. Mein General wurde von den Kommandeuren täglich und stündlich mit Anfragen bestürmt, wo sie dies und jenes hernehmen, wie sie dies und jenes anfangen sollten, um den Befehlen nachzukommen. Er selbst fragte wiederum bei den höheren Befehlshabern an, jagte uns Adjutanten halbtodt, erhielt aber nie eine befriedigende Antwort und konnte so auch den Truppen keine geben und ihnen ebensowenig helfen. So standen wir der kommenden Dinge harrend bei Orscha. In den letzten Julitagen fiel ein anhaltender Regen und der voraufgegangenen Hitze folgte eine so rauhe Witterung, daß die Soldaten vor Frost fast erstarrten

und dazu in dem weichen Boden des Lagers beinahe umkamen. Um Lebensmittel herbeizuschaffen, wurden aus allen Waffen zusammengesetzte Abtheilungen vier bis fünf Meilen weit in die Umgegend geschickt, die oft einige Tage ausblieben. Gelang es diesen Kommandos auch, Lebensmittel aufzutreiben, so verzehrten die ausgehungerten Soldaten unterwegs schon einen bedeutenden Theil derselben, ehe sie ins Lager zurückkamen, ihre Führer vergaßen nicht, für sich selbst zu sorgen, denn schon erzeugte die Noth den verderblichsten Egoismus; so war das, was für die Truppen wirklich eingebracht wurde, nicht der Rede werth. Mangel an Beförderungsmitteln erschwerte die Fouragirungen nicht wenig, denn wo sie hinkamen, fanden sie keinen Menschen, die Russen waren in der Regel schon dagewesen und hatten entweder das Vorhandene verzehrt und verheert, oder, wenn noch etwas sich fand, fehlten Pferde und Wagen zum Fortschaffen. So oft derartige Unternehmungen stattfanden, blieb doch die Ausbeute unzulänglich und so nahm, statt sich zu bessern, die innere Ordnung der Truppen mehr und mehr ab; das durch die Noth entstandene Requisitionssystem artete dort, wo Menschen fehlten, von denen man requiriren konnte, in Plünderung und Zerstörung aus. Auch der Flecken Orscha war von seinen Bewohnern, außer einigen Judenfamilien, verlassen. Die Generale mit ihren Stäben, die Verwaltungsbeamten und Alles, was mit oder ohne Recht sich meist im Lager aufhielt, quartierte sich in dem elenden Neste und einigen benachbarten gleichfalls verlassenen Klöstern ein. Wer das Glück hatte, einen Wirth, der dann kein Anderer als ein Jude war, zu finden, der war geborgen und in einer beneidenswerthen Lage. Auch uns, dem General v. Ochs mit seinen Adjutanten, gelang es, in einem solchen Judenhause unterzukommen. Der Wirth, gewiß einer der ehrlichsten und besten seiner Nation, schaffte, wenn auch nicht ganz ohne Eigennutz, doch wirklich mehr aus Furcht und Gutmüthigkeit, als aus Habsucht, so lange Rath zu unserem

Unterhalt, als es nur irgend möglich und etwas aufzutreiben war. Er gab, was er hatte und wir lernten während des ganzen Aufenthalts den wahren Mangel nicht kennen; des Generals Tafel war durch die Bemühungen des Wirthes, durch die von Grodno mitgenommenen Lebensmittel und durch diejenigen, welche die Truppen herbeischafften, immer noch gut besetzt. Als ganz zuletzt aber auch dem General der Mangel fühlbarer wurde und der Jude nichts mehr geben wollte oder konnte, da wurde dieser arme Teufel, der bis dahin mit uns in Frieden gelebt hatte, etwas hart behandelt, seine versteckten Vorräthe wurden ihm mit Gewalt genommen und die Leute des Generals peinigten ihn so, daß er mir in der Seele leid that, weil er offenbar unser Wohlthäter war.

Der Mangel an ausreichender und ordnungsmäßiger Verpflegung der großen Armee, welcher mit dem Ueberschreiten der Weichsel begonnen, seitdem immer sichtbarer geworden und am Dnjepr bereits bis zum allgemeinen Elend gestiegen war, legte jedem Denkenden die Ansicht nahe, daß in diesem Kriege kein Heil zu erwarten sei. In mir stand dieser Gedanke schon damals fest und mehrere meiner Freunde, mit denen ich darüber sprach, theilten ihn ebenso wie General v. Ochs. Viele Franzosen haben sicherlich ebenso gedacht, denn wenn sie auch das größte Vertrauen in Napoleons Führereigenschaften setzten und gewohnt waren, alle seine Unternehmungen gelingen zu sehen, so mußten sie doch zugeben, daß Dinge vorgingen, welche der Kaiser nicht vorausberechnet und vorhergesehen haben konnte, denn es wäre sonst nicht möglich gewesen, daß der Krieg diese Gestalt angenommen hätte. Auch sie mußten sich sagen: Wie wird er dieses große Räthsel lösen?

Als der Stillstand bereits die dritte Woche dauerte und Jedem die Zeit lang wurde, spürte man endlich, daß wieder Leben in die große Maschine kam. Am 8. August rückte Marschall Davoust mit dem I. Korps durch Orscha, ging

über den Dnjepr und marschirte nach Dubrowna. Das Hauptquartier des Kaisers und die französischen Garden befanden sich am 8. noch in Witebsk. Junot, Herzog von Abrantes, dem der Oberbefehl über unser Korps zugefallen war, traf in diesen Tagen in Orscha ein. Er bekümmerte sich gar nicht um die Truppen, so daß man kaum wußte, ob er da war, und zeigte eine große Gleichgültigkeit, wenn nicht Geringschätzung, gegen das Armeekorps und das ihm übertragene Kommando.

Während unseres Aufenthalts in Orscha wurden wir mehrmals durch Kosaken alarmirt; niemals aber kam es zu Gefechten, denn so keck sich die Kosaken auch darin zeigten, daß sie die jenseits des Dnjepr aufgestellten Kavalleriepostен zurückwarfen und dicht an den Fluß herankamen, so machten sie sich doch eiligst davon, sobald unsere Husaren-Brigade hinüberging. Der Dnjepr ist hier nicht breit, hat flache Ufer und war so seicht, daß die Kavallerie hindurchreiten konnte.

Am 12. August brachen wir endlich von Orscha auf und bewegten uns auf der großen Straße über Dubrowna, Ljady und Krasnyi in der Richtung auf Smolensk vor. Wir marschirten wie im tiefsten Frieden und ohne etwas von den Russen zu sehen, aber mit dem Unterschiede, daß die Verheerung mit jedem Schritte vorwärts zunahm und die Einwohner in den Ortschaften immer seltener wurden, so daß nicht einmal die nothwendigsten Wegweiser zu erlangen waren. Was die russische Armee nicht zerstört hatte, was von den mit ihr geflüchteten Einwohnern nicht mitgenommen war, das wurde jetzt zum wilden Raub und zur Beute von uns nachziehenden Hungrigen. Hin und wieder zeigten sich schon die ersten Brandscenen. Durch die nächtlichen Biwaks in der Nähe der Ortschaften, das Feueranmachen in Häusern und Scheunen durch die nach Lebensmitteln suchenden umherschwärmenden Soldaten gingen stündlich einzelne Gebäude in Flammen auf.

Nicht Muthwillen oder Absicht waren die Ursachen, welche diese Schreckniſſe immer weiter verbreiteten und die bald zur Einäſcherung ganzer Dörfer und anſehnlicher Städte führten, ſondern die durch Mangel an Allem herbeigeführte Noth und die aus dieſer entſtehende gänzliche Ausartung der Kriegszucht. Oft waren kleine unter Bienenſtöcken, um die Bienen daraus zu vertreiben, oder zum Kochen angemachte Feuer, die man nach gemachtem Gebrauch ſorglos brennen ließ, oder ein überhitzter Backofen, in dem von gefundenem Mehl Brot gebacken war, der Grund, daß ganze Orte in Flammen aufgingen.

Die beiden ruſſiſchen Armeen, deren Vereinigung Napoleon bisher zu verhindern geſucht, hatten Anfang Auguſt bei Smolensk Fühlung gewonnen, und ſo nahm man denn an, daß es hier zur Schlacht kommen würde. Das weſtfäliſche Korps war mit dazu beſtimmt und hatte den Befehl, der auf der großen Straße gegen Smolensk vorgehenden Armee von Krasnyi aus die rechte Flanke zu decken. Als wir am 15. Auguſt dieſer Beſtimmung gemäß von Krasnyi abmarſchirten, hatte unſer Führer, der Herzog von Abrantes, das Unglück, einen falſchen Weg einzuſchlagen und das Korps während der ganzen Nacht vom 15. zum 16. ohne Weg und Steg in der Irre herumzuführen, ſo daß die Truppen höchſt erſchöpft und nach einem Umweg von 14 Stunden mehr rückwärts als vorwärts gekommen waren. Nachdem der Herzog ſeinen hauptſächlich durch eine Namensverwechſelung und den Mangel an einem zuverläſſigen Führer entſtandenen Irrthum entdeckt hatte, war ſeine Verlegenheit und Wuth, die er jeden ſich ihm Nähernden fühlen ließ, groß. Vorher hatte er verſchiedene höhere Offiziere und darunter den General v. Ochs, die ihn auf die offenbar falſche Richtung des Marſches aufmerkſam gemacht hatten, mit ſolcher Grobheit und Anmaßung abgefertigt, daß man ihn dann machen ließ, was er wollte. Uebrigens mochte es für ihn und jeden anderen Führer nicht

leicht sein, sich zurecht zu finden, nachdem einmal die gebahnte Landstraße verlassen war. Denn, wie gesagt, es war sehr schwer, einen Landeseinwohner aufzutreiben, der Auskunft zu geben vermochte, und dann weicht die Schreibart der russischen Ortsnamen auf der Karte sehr von der Aussprache derselben ab; es konnten also leicht Irrthümer entstehen, wenn auch keine von so grober Art, wie diesmal. Genug, das Ergebniß dieses Irrmarsches war, daß wir erst in der Nacht vom 17. zum 18., also nach der Schlacht, und wegen der vielen Nachzügler in fast aufgelöstem Zustande, bei Smolensk ankamen. Dies war der zweite Fall, in welchem der Führer des westfälischen Korps Napoleons Erwartungen hinsichtlich der befohlenen Bewegungen nicht entsprochen hatte. Ein dritter ähnlicher Fall trat infolge der schlechten Führung und Unentschlossenheit des Herzogs von Abrantes bald darauf ein.

Der Kanonendonner der Schlacht bei Smolensk war unserm Ohr auf dem Marsche nicht entgangen, schwieg aber bei unserem Eintreffen schon längst. Schon in der Entfernung von einigen Stunden sah man am ganzen Horizont eine wie vom hellsten Abendroth hervorgebrachte Beleuchtung. Mit jedem Schritte vorwärts ward der Schein heller und feuriger, bis sich immer deutlicher Rauchwolken, die in dicken schwarzen Wirbeln himmelan stiegen, Flammen von unermeßlichem Umfange und Tausende von einzelnen Feuern zeigten, die den Höllenschlund der brennenden Stadt in weitem Bogen umgaben. Als wir noch näher kamen, war die Beleuchtung der ganzen Scene noch deutlicher, und unzählige feurige Punkte bezeichneten die Biwaks der beiden Heere, die von der blutigen Arbeit des Tages ausruhten. Hin und wieder fielen noch einzelne Schüsse; scheinbar mitten in dem Feuermeer entspann sich dann und wann Tirailleurfeuer, das zunehmend bis zur größten Lebhaftigkeit stieg, nachließ, wieder heftiger entbrannte und dann in einzelnen Schüssen verhallte. Als die Spitze des Armeekorps endlich um

Mitternacht in der Nähe dieses unabsehbaren Feuermeers angekommen war, irrten wir ohne Führung lange aufs Ungewisse die Kreuz und Quer zwischen den biwakirenden Truppen umher, unseren Platz zu suchen, den uns endlich der Ruf des Herzogs und seiner Adjutanten: „8 Corps d'armée — Westfaliens — Général N. N. — passez ici — etc.“ anwies. Die im höchsten Grade ermüdeten und auseinander gekommenen Truppen folgten der Tete, die sich durch die Lagerplätze der Regimenter von allen Nationen durchwand, wobei man Gelegenheit hatte, die vielen verschiedenen Sprachen und Mundarten der hier vereinigten Menschenmasse zu hören. Endlich nahmen wir von unserem Platz, einem Kornfelde, auf dem kein Halm mehr stand, Besitz, während die Bataillone wie eine lange Schnur den Rest der Nacht hindurch dem Lagerplatz zuzogen. Ununterbrochen, im wunderbarsten Gemisch vereinigte sich bis zum Morgen mit dem Lärm auf den Lagerplätzen der Ruf der Kommenden, der laut durch die Luft ertönte, um die Spur der Spitze nicht zu verlieren, wenn der Faden zu dünn ward, oder um sich, von tausend Feuern geblendet, nicht in dem Chaos der Biwakirenden zu verirren. Ein neuer Anblick bot sich nach Sonnenaufgang dem Auge dar; man sah die Umrisse der brennenden Stadt und an verschiedenen Punkten neue Feuersäulen zum Himmel aufsteigen, während der Rauch die ganze Atmosphäre verdickte, bis endlich die kräftiger wirkende Sonne die grelle Beleuchtung nach und nach verwischte. Nun regte es sich immer lebhafter in den den Feuerpfuhl umlagernden Kriegermassen, Geschütz- und Gewehrfeuer begann an mehreren Stellen aufs Neue, Divisionen und Armeekorps ergriffen die Waffen und marschirten ab. Alles deutete darauf hin, daß die Russen Smolensk geräumt hatten, was ein Befehl des Kaisers bald bestätigte, der bei der ganzen Armee bekannt gemacht wurde. Noch am Morgen des 18. wurde die in Schutt und Trümmern liegende Stadt besetzt, doch mußten von den

Eingängen erst die dort haufenweise liegenden Leichname fortgeräumt werden. Die Stadtmauern, aus rothem Backstein und mit Thürmen alter Befestigungsart versehen, waren ziemlich unversehrt und hätten dem Angriff noch lange widerstehen können, allein die Russen hatten die Vertheidigung freiwillig aufgegeben. Die Polen hatten am Schlachttage eine Hauptrolle gespielt und entsetzlich viele Menschen verloren.

Der 18. ging unter kleinen Gefechten mit der feindlichen Arrieregarde längs des Dnjepr-Ufers hin; das russische Hauptheer setzte unaufgehalten seinen Rückzug auf der Straße nach Moskau fort. Unser Korps blieb auf seinem Platze stehen, schickte zum Fouragiren in die umliegende Gegend und beschäftigte sich damit, die Nachzügler heranzuziehen und sich zu ordnen. Mein Reitknecht, den ich schon nach der Ankunft auf dem Lagerplatz in der Nacht fortgeschickt hatte, kam gegen Mittag zurück und brachte einiges Futter für meine Pferde, welche seit einigen Tagen außer wenigen Halmen Gras und Stroh nichts gefressen hatten.

Am 19. Morgens, nachdem der größte Theil der Armee Tags zuvor und in der Nacht abmarschirt war, erhielt das westfälische Korps Befehl zum Aufbruch. Wir setzten uns in Marsch, ließen Smolensk links liegen und überschritten $1^1/_2$ bis 2 Stunden oberhalb der Stadt den Dnjepr auf einer hierzu geschlagenen Brücke bei Prudiscz. Der Flußübergang geschah ohne Schuß, da die Russen schon vor dem Brückenschlage vom jenseitigen Ufer vertrieben worden waren. Dem Korps war die Aufgabe zugefallen, lebhaft vorzudringen und sich zwischen das russische Heer und seinen Nachtrab zu werfen, während die Franzosen von Smolensk aus auf der großen Straße folgten. Wir marschirten bis gegen Mittag bis zu einer Anhöhe bei dem Dorfe Tschebenkowo, als unsere Avantgarde die feindlichen Kolonnen zu Gesicht bekam, welche sich so langsam bewegten, daß es nur vom Willen des kommandirenden

Generals abhing, sie zu erreichen und zum Gefecht zu zwingen. Die Truppen zeigten den besten Willen; war dies doch die erste Gelegenheit, sich zu schlagen. Selbst schlechte Truppen würden unter den obwaltenden Umständen von dem gleichen Gefühl beseelt gewesen sein, denn nachdem sie, ohne einen Schuß gethan zu haben, durch Anstrengungen und Noth schon so viel gelitten hatten, konnte sich ihre Lage durch Gefechte nicht mehr verschlimmern, wohl aber durften sie hoffen, dieselbe durch einen entscheidenden Schlag zu verbessern. Das Terrain war zwar nicht günstig für einen Angriff, aber bei der Stimmung der Truppen hätte der Herzog viel wagen können; doch er unternahm gar nichts, sondern ließ die Russen ruhig ziehen und zeigte in seinen Anordnungen so viel Unentschlossenheit und Schwanken, daß dies Niemandem entging. Das III. Armeekorps unter Marschall Ney, der König von Neapel mit der ganzen Reserve-Kavallerie und zuletzt das I. Armeekorps waren am 19. Morgens bei Smolensk über den Dnjepr gegangen und drängten die Russen auf der Moskauer Straße dergestalt vor sich her, daß wir fast jeden Schuß in unserer linken Flanke deutlich hörten. Das Gefecht kam uns immer näher, ward immer lebhafter, und wenn auch ein Wald auf unserer linken Seite einen Ueberblick über die dort vor sich gehenden Bewegungen verhinderte, so ließ sich doch aus dem Schall des Geschütz- und Gewehrfeuers deutlich entnehmen, daß die genannten Korps bereits bis zu gleicher Höhe mit uns vorgedrungen wären. Es war in den ersten Nachmittagsstunden; wir hatten Halt gemacht, mit Buschwerk dicht bewachsenes Gelände und ein tiefes Thal, das sogenannte „heilige Thal", lagen vor uns und trennten uns vom Feinde. Vor der Front unseres linken Flügels lag ein Wald, den die Russen gleichwie das ganze Thal mit einer großen Menge leichter Truppen besetzt hielten. So weit ich mich erinnere, befand sich in dem Thal nur ein einziger für unsere Kolonnen brauchbarer Ueber-

gang. Auf mehrmalige Vorstellungen des Generals v. Ochs schickte der Herzog endlich das Jäger-Karabinier-Bataillon in den Wald und ließ einige Geschütze auffahren, die ohne große Wirkung von der Höhe über das Thal feuerten. Das 2. leichte Infanterie-Bataillon und eine Kompagnie des 1. waren indessen in das Thal hinabgestiegen, um sich des Ueberganges zu bemächtigen, und so entspann sich auf unserer Front ein lebhaftes Tirailleurgefecht, während das Gros auf dem Plateau unbeweglich stillstand.

Die Division meines Generals stand mit ihrem linken Flügel dicht an dem Walde, welcher uns von Russen wie von Franzosen trennte und deren Bewegungen verbarg. Dabei kam das Feuer in unserer linken Flanke immer näher und machte den General um diese besorgt, weil er nicht wissen konnte, ob Freund oder Feind demnächst zum Vorschein kommen würde. Er befahl mir deshalb, in Begleitung einiger Ordonnanz-Husaren in den Wald hineinzureiten, mir über seine Bedenken Aufklärung zu verschaffen und, wenn möglich, die Verbindung mit den Franzosen aufzusuchen. Ich war nicht lange geritten, als ich einen Fahrweg und lichte Stellen fand, wo ich mich genau überzeugte, daß die Franzosen mit uns in gleicher Höhe, mit ihren Tirailleurschwärmen theilweise sogar schon über unsere Stellung hinaus waren. Ich jagte also mit der Meldung zurück, daß für unsere linke Flanke nichts zu befürchten sei. Kaum hatte ich dem Herzog selbst, der die Generale eben um sich versammelte, gemeldet, als plötzlich und in der That wie aus den Wolken der König von Neapel quer durch denselben Wald von der linken Seite herangesprengt kam und den Herzog mit den lebhaftesten Vorwürfen überschüttete, warum er nicht angreife und die schönste Gelegenheit vorübergehen lasse. Es entstand ein heftiger Wortwechsel zwischen den beiden Feldherren, der damit endete, daß der Herzog der Avantgarde befahl, vorzugehen. Der Angriff aber mißlang gänzlich. Zwar

glückte es einem Theil der Avantgarde, die Russen aus dem Thal zu vertreiben und sich jenseits desselben festzusetzen, doch der Herzog schickte keine Unterstützung nach, theils wegen der Terrainschwierigkeiten, theils weil er immer noch nichts wagen oder vielleicht seine Truppen nun nicht mehr aufs Spiel setzen wollte. So geschah es denn, daß das 2. leichte Infanterie-Bataillon, welches sich ohne Unterstützung zu weit vorgewagt hatte, trotz aller Bravour vor unseren Augen fast gänzlich vernichtet wurde. Bei dieser Gelegenheit trat ein in seiner Art vielleicht einziger Fall ein. Nachdem das Bataillon sich ganz verschossen hatte und die einzelnen in Knäuel formirten Kompagnien von der Kavallerie, größtentheils Kosaken, zusammengehauen und zersprengt waren, vertheidigte sich die Kompagnie des Hauptmanns v. Wurmb noch mit der größten Hartnäckigkeit. Da wurde dieselbe von einem Schwarm Kosaken, der abgesessen war und so die Lanzen in die Hand genommen hatte, angegriffen, gesprengt und fast bis auf den letzten Mann niedergemacht. Es versteht sich von selbst, daß weder der Hauptmann v. Wurmb noch ein anderer Offizier mit dem Leben davonkam. Dieses traurige Schauspiel und den unglücklichen Ausgang des ganzen Gefechts sah das Gros des Armeekorps von der Höhe aus seiner Stellung mit an, ohne etwas daran ändern zu können. Dies erste Gefecht der westfälischen Truppen stand mit dem Treffen, welches als das von Valutina bezeichnet wird, in Zusammenhang.[9])

Vom 20. August bis 6. September folgten wir den weiteren Bewegungen der Armee auf der großen Landstraße. Staub und übergroße Hitze machten diese Märsche höchst beschwerlich. Dabei waren die Nächte kühl, und täglich erkrankte eine Menge Menschen und blieb zurück, ohne daß man sich um sie kümmerte. Der Mangel an Lebensmitteln nahm mit jedem Tage zu, da die ganze russische Armee und sämmtliche französische Korps auf der einzigen großen Straße sich bewegten, wobei die West-

falen sich am weitesten rückwärts befanden. So konnte es denn nicht fehlen, daß wir nur wenig fanden und die Reihen unserer Bataillone immer dünner wurden. Die einzige Art, für Menschen und Pferde dürftigen Unterhalt zu schaffen, bestand in der Absendung von Detachements, die während des Marsches oder nach Ankunft im Biwak seitwärts der Straße auf viele Stunden Weges sich ausbreiteten, von denen aber stets ein Theil der ermüdeten Leute nicht wiederkehrte. Jeder General und Offizier, der mit seinen Pferden nicht verhungern wollte, mußte sich desselben Mittels bedienen und seine Leute gleichfalls zum Einholen schicken. So lebten Tausende auf das Kümmerlichste aus der Hand in den Mund, ohne zu wissen, woher am nächsten Tage etwas kommen würde. Brand und Verwüstung nahmen mehr und mehr zu. Die Zerstörungen, welche man beim Durchschreiten der an der Landstraße liegenden Städte und Dörfer erblickte, genügten, um das Herz mit Schauder und Abscheu zu erfüllen, während doch die schrecklichsten Greuel seitwärts des Weges verübt und die Landstriche zwischen Smolensk und Moskau in der Breite von mehreren Meilen durch Plünderung und Feuer gänzlich verheert wurden. Immer drückender wurde der Gedanke: Was soll hieraus werden, wie soll das enden?

Wir kamen durch die ziemlich bedeutenden Städte Dorogobusch (am 26.), Wjasma (am 30. August) und Gschatsk (am 4. und 5. September), die menschenleer, ausgeplündert und niedergebrannt waren, so daß wir uns nur mit Gefahr durch die Trümmer hindurchzuwinden vermochten. Bei Dorogobusch hatte ich einen Anblick, der sich meiner Erinnerung unauslöschlich eingeprägt hat. Die Stadt liegt ziemlich hoch auf dem rechten Dnjepr-Ufer; wir marschirten unten im Thale und sahen den Kaiser Napoleon mit seiner Umgebung auf einer Anhöhe stehen, wie es von unten aus erschien, mitten in den Flammen der lichterloh brennenden Stadt, während er mit

größter Seelenruhe die Truppen an sich vorbeiziehen ließ. Der gewöhnliche Ruf Vive l'Empereur, welcher bei solchen Gelegenheiten, also auch hier, angestimmt wurde, wollte bei dem Anblick des Mannes im Feuer und auf Trümmern aber nicht recht aus den Kehlen der Soldaten hinaus. Wir biwakirten an demselben Tage bei der Stadt, und ich begab mich in dieselbe hinein, theils um die Zerstörung näher zu betrachten, theils um mir etwas zum Leben zu verschaffen. Da begegnete mir einer unserer Soldaten und sagte, er hätte in einem Hause einen schwer verwundeten preußischen Husaren-offizier gefunden, welcher ihn gebeten, ihm zu seiner Hülfe irgend einen Offizier herbeizuschaffen. Ich begab mich in das Haus und fand den Offizier schlecht verbunden und an Allem Noth leidend. Sogleich ließ ich einen unserer Wundärzte herbeiholen und nahm mich nach Kräften des Kameraden an. Wie groß aber war meine Ueberraschung, als ich, mich nach seinem Namen erkundigend, den meinigen nennen hörte und vernahm, daß er ein Lieutenant v. Borcke, ein Verwandter von mir war. Er stand bei dem kombinirten preußischen Husaren-Regiment, welches sich bei der großen Armee befand, war bei einem Avantgardengefecht verwundet worden, verlor einen Fuß und lebt noch jetzt als Postmeister.[10])

Am 6. September Abends kamen wir auf dem Punkte an, von welchem aus wir am anderen Morgen zur Schlacht von Moschaisk oder Borodino vorgingen. Wir brachten die ungemein kühle Nacht zum 7. ruhig in zusammengedrängter Stellung dem russischen linken Flügel und den beiden bekannten großen Redouten gegenüber zu. Mit Tagesanbruch kam der Befehl, den Paradeanzug anzulegen und sich zur Schlacht vorzubereiten; alle Bagage wurde hinter einen eine Stunde rückwärts gelegenen Grund zurückgeschickt. Nachdem Offiziere und Soldaten mit erstarrten Händen in dem nebligen Morgen Toilette gemacht, so Mancher zum letzten Mal, ordneten sich

die Truppen und rückten aus ihren Biwaks einige Hundert Schritte vor. Bald nach dem schönen Sonnenaufgang erschien Kaiser Napoleon, vom linken Flügel kommend, und ritt die ganze Schlachtlinie hinunter; alsdann wurde der von ihm erlassene Aufruf bekannt gemacht. Der kommende Tag sah in seinem Verlauf jene so lange erwartete denkwürdige Schlacht, welche nach der Meinung aller Franzosen das Schicksal Rußlands endlich besiegeln und das eigene Elend aufheben sollte. Eine eingehende Beschreibung der Schlacht geben zu wollen, ist unmöglich und kann nicht meine Absicht sein. Ich beschränke mich vielmehr darauf, das niederzuschreiben, was den Antheil meiner Person und des westfälischen Korps anbetrifft. Vor Beginn des großen Trauerspiels waren die Westfalen unter den Oberbefehl des Marschalls Ney gestellt worden. Die Nachricht hiervon belebte Führer wie Soldaten ungemein, denn Niemand hatte Vertrauen und Achtung für den Herzog von Abrantes, welcher, wenigstens anfangs, noch zugegen blieb, aber eine stumme Rolle spielte.

Die Polen unter Poniatowski bildeten den rechten Flügel der Schlachtlinie, an sie schloß sich das III. Korps (Ney) mit dem unserigen an, und wir standen somit der großen Redoute und dem linken russischen Flügel, der sich an ein Gebüsch anlehnte, unmittelbar gegenüber. Das Neysche Korps begann den Kampf; wir folgten ihm zuerst, wendeten uns aber später, indem wir in die Schlachtlinie des ersten Treffens einrückten, mehr nach rechts gegen das Gebüsch und die linke Flügelredoute. Die beiden Schanzen wurden mit entsetzlichem Verlust genommen, von den Russen zurückerobert und von den Franzosen abermals erstürmt. Unsere 1. Division unter General Tharreau ward jetzt zum Angriff auf das Gebüsch vorgeschickt, welches der Feind sehr stark besetzt hielt, und von wo er die eroberten Schanzen in der Flanke beschoß. Das Festhalten derselben kostete, so lange die Russen nicht aus dem

Büsche vertrieben waren, viele Menschen, und ihr Besitz blieb ungewiß. Gleichzeitig ward die 2. Division unter General v. Ochs zur Deckung und Vertheidigung der Schanzen bestimmt. Die Russen behaupteten sich in dem Walde auf das Hartnäckigste, General Tharreau wurde verwundet, und beide Divisionen erlitten schwere Verluste. Deshalb erhielt gegen 4 Uhr Nachmittags der General v. Ochs den Befehl, mit dem ganzen Korps den Busch von den russischen Jägern zu säubern. Um diese Zeit war die Schlacht schon entschieden, und die Russen zogen sich in bester Ordnung zurück. Wir blieben auf dem Schlachtfelde stehen, nachdem uns das Waldgefecht noch fernere empfindliche Verluste verursacht hatte. General Damas war geblieben, ebenso General v. Lepel und die Obersten v. Hesberg und v. Gilsa, die Oberstlieutenants v. Cöln, v. Knorr, v. Stockhausen und v. Crammon; General Tharreau starb bald darauf, alle übrigen Generale, mit Ausnahme des Generals v. Ochs, waren verwundet, das ganze Armeekorps am Abend auf etwa 1500 Mann zusammengeschmolzen und in einem so zerrütteten Zustande, daß es von nun an eigentlich nur noch auf dem Papier stand. Napoleon mochte dies einsehen und ließ die Westfalen zur Deckung des Schlachtfeldes stehen, um die Unterbringung und Zurückbeförderung der ungeheuren Massen von Verwundeten zu besorgen, während die Franzosen gegen Moskau weiter verfolgten. Das, was für die unglücklichen Verwundeten geschehen konnte, war leider wenig, denn es gebrach an allen Anstalten zu ihrer Hülfeleistung. Gleich wie alles auf die Erhaltung der Armee Bezügliche bekanntlich von Hause aus gänzlich außer Augen gelassen war, ebenso schlecht war es auch mit dem Lazarethwesen bestellt. Die Wundärzte der Truppen und der fliegenden Feldlazarethe verbanden und amputirten zwar während der Schlacht wie in den folgenden Tagen eine große Menge Verwundeter, aber Tausende blieben ohne Verband liegen und starben. Es fehlte

an Beförderungsmitteln, sie fortzuschaffen, denn in den verheerten und verlassenen Ortschaften ließen sich Wagen nicht auftreiben; deshalb blieben auch die meisten derjenigen, welche bereits verbunden waren, liegen und kamen um. Die leicht Verwundeten und die, welche nur einigermaßen kriechen konnten, schleppten sich den Truppen nach oder gingen auf gut Glück zurück, bis sie irgendwo eine elende Hütte oder gleichfalls den Tod fanden. Viele suchten in den seitwärts des Schlachtfeldes liegenden oft meilenweit entfernten Ortschaften Unterkunft, wo sie später von den Einwohnern umgebracht oder den umherschwärmenden Kosaken ausgeliefert wurden.

Wir standen einige Tage, von Leichen und Sterbenden umgeben, auf dem Schlachtfelde, mußten aber des Geruchs wegen mehrmals den Platz wechseln. Die Scenen des Jammers und Elends, die sich hier auf Schritt und Tritt darboten, spotten jeder Beschreibung, das Aechzen und Stöhnen der Verstümmelten und Sterbenden, das uns selbst dann noch verfolgte, als wir uns etwas weiter entfernten, und das besonders bei Nacht schrecklich für das Ohr war, erfüllte das Herz mit Grausen. Ich habe gesehen, daß Soldaten solchen Unglücklichen, die weder leben noch sterben konnten, auf ihr Bitten mit abgewandtem Gesicht durch eine Kugel den Tod gaben. Bald betrachteten sie das als eine Pflicht des Mitleids und wurden von den Offizieren dazu angeregt, solche, die nicht mehr zu retten waren, aufzusuchen und von ihren Qualen zu befreien. Als ich am fünften Tage abermals das Schlachtfeld beritt, fand ich, mit Schaudern schreibe ich es nieder, Unglückliche neben Pferdekadavern liegen, an deren Fleisch sie nagten. Nachts sah man viele einzelne matte Flammen auf diesen Gefilden des Todes emporleuchten; sie rührten von Feuern her, die solche Unglücklichen, welche zusammengekrochen waren, angezündet hatten, um sich vor der Kälte der Nacht zu schützen oder ein Stück Pferdefleisch zu rösten.

größter Seelenruhe die Truppen an sich vorbeiziehen ließ. Der gewöhnliche Ruf Vive l'Empereur, welcher bei solchen Gelegenheiten, also auch hier, angestimmt wurde, wollte bei dem Anblick des Mannes im Feuer und auf Trümmern aber nicht recht aus den Kehlen der Soldaten hinaus. Wir biwakirten an demselben Tage bei der Stadt, und ich begab mich in dieselbe hinein, theils um die Zerstörung näher zu betrachten, theils um mir etwas zum Leben zu verschaffen. Da begegnete mir einer unserer Soldaten und sagte, er hätte in einem Hause einen schwer verwundeten preußischen Husaren-offizier gefunden, welcher ihn gebeten, ihm zu seiner Hülfe irgend einen Offizier herbeizuschaffen. Ich begab mich in das Haus und fand den Offizier schlecht verbunden und an Allem Noth leidend. Sogleich ließ ich einen unserer Wundärzte herbeiholen und nahm mich nach Kräften des Kameraden an. Wie groß aber war meine Ueberraschung, als ich, mich nach seinem Namen erkundigend, den meinigen nennen hörte und vernahm, daß er ein Lieutenant v. Borcke, ein Verwandter von mir war. Er stand bei dem kombinirten preußischen Husaren-Regiment, welches sich bei der großen Armee befand, war bei einem Avantgardengefecht verwundet worden, verlor einen Fuß und lebt noch jetzt als Postmeister.[10])

Am 6. September Abends kamen wir auf dem Punkte an, von welchem aus wir am anderen Morgen zur Schlacht von Moschaisk oder Borodino vorgingen. Wir brachten die ungemein kühle Nacht zum 7. ruhig in zusammengedrängter Stellung dem russischen linken Flügel und den beiden bekannten großen Redouten gegenüber zu. Mit Tagesanbruch kam der Befehl, den Paradeanzug anzulegen und sich zur Schlacht vorzubereiten; alle Bagage wurde hinter einen eine Stunde rückwärts gelegenen Grund zurückgeschickt. Nachdem Offiziere und Soldaten mit erstarrten Händen in dem nebligen Morgen Toilette gemacht, so Mancher zum letzten Mal, ordneten sich

die Truppen und rückten aus ihren Biwaks einige Hundert Schritte vor. Bald nach dem schönen Sonnenaufgang erschien Kaiser Napoleon, vom linken Flügel kommend, und ritt die ganze Schlachtlinie hinunter; alsdann wurde der von ihm erlassene Aufruf bekannt gemacht. Der kommende Tag sah in seinem Verlauf jene so lange erwartete denkwürdige Schlacht, welche nach der Meinung aller Franzosen das Schicksal Rußlands endlich besiegeln und das eigene Elend aufheben sollte. Eine eingehende Beschreibung der Schlacht geben zu wollen, ist unmöglich und kann nicht meine Absicht sein. Ich beschränke mich vielmehr darauf, das niederzuschreiben, was den Antheil meiner Person und des westfälischen Korps anbetrifft. Vor Beginn des großen Trauerspiels waren die Westfalen unter den Oberbefehl des Marschalls Ney gestellt worden. Die Nachricht hiervon belebte Führer wie Soldaten ungemein, denn Niemand hatte Vertrauen und Achtung für den Herzog von Abrantes, welcher, wenigstens anfangs, noch zugegen blieb, aber eine stumme Rolle spielte.

Die Polen unter Poniatowski bildeten den rechten Flügel der Schlachtlinie, an sie schloß sich das III. Korps (Ney) mit dem unserigen an, und wir standen somit der großen Redoute und dem linken russischen Flügel, der sich an ein Gebüsch anlehnte, unmittelbar gegenüber. Das Neysche Korps begann den Kampf; wir folgten ihm zuerst, wendeten uns aber später, indem wir in die Schlachtlinie des ersten Treffens einrückten, mehr nach rechts gegen das Gebüsch und die linke Flügelredoute. Die beiden Schanzen wurden mit entsetzlichem Verlust genommen, von den Russen zurückerobert und von den Franzosen abermals erstürmt. Unsere 1. Division unter General Tharreau ward jetzt zum Angriff auf das Gebüsch vorgeschickt, welches der Feind sehr stark besetzt hielt, und von wo er die eroberten Schanzen in der Flanke beschoß. Das Festhalten derselben kostete, so lange die Russen nicht aus dem

bis zum untersten Offizier schickte man unter der Hand seine Leute zur Einholung von Lebensbedürfnissen aus, wobei es nicht selten zu Mord und Todtschlag kam. So trug sich Jeder, den Hamstern gleich, möglichst viel Vorräthe für den nahenden Winter zusammen. Marketender und Spekulanten, ja Offiziere von hohem Range, begaben sich nach Moskau, um aus der allgemeinen Plünderung Nutzen zu ziehen und sich in den Besitz feinerer Bedürfnisse wie Kaffee, Zucker, Thee, Wein u. a. m. zu setzen. Sie kauften dort von den französischen Soldaten für wenig Geld diese Dinge und außerdem die größten Kostbarkeiten, wie Gold- und Silbergeschirre, Zobelpelze, ganze Equipagen, und brachten dies Alles nach Moschaisk zurück. Das bekannte System der Franzosen, die Truppen nach dem Verlassen des Vaterlandes nicht mehr zu löhnen, hatte das baare Geld sehr selten gemacht, denn seit sechs Monaten hatten wir keinen Sold empfangen; so läßt sich wohl verstehen, was für Wunder ein Fünffrankenstück oder gar ein Napoleonsdor that. Ganz unerklärlich war es, welche Vorräthe an Eßwaaren, feinen Genußmitteln und Luxusgegenständen aller Art trotz der Zerstörung von Moskau den Franzosen noch in die Hände gefallen waren und ihre Wirkung bis zu uns, bis in das acht Meilen entfernte Moschaisk, ausübten. Ich war so glücklich, durch einen Zufall in den Besitz meines ganzen rückständigen Gehalts zu gelangen, und verschaffte mir nun für wenige Franken einen solchen Vorrath von Kaffee, Thee und Zucker, daß ich während des ganzen Aufenthalts keinen Mangel litt, Anderen davon abgeben konnte und beim Abmarsch noch für einige Wochen genug hatte. Auch kaufte ich mir von einem Offizier für einen Napoleonsdor einen Zobelpelz, der vielleicht fünfzig werth war und der mich gegen den Winter schützen sollte. Leider sollte er seine Bestimmung nicht erfüllen, wie ich später berichten werde. So war während des ganzen Aufenthalts eigentlicher Mangel nicht zu spüren, nur das zur Ernährung

Nothwendigste, Fleisch und besonders Brot, war für die Masse der Soldaten keineswegs hinreichend vorhanden. Es waren vielleicht zehn Tage vergangen, als die Verbindung zwischen uns und Moskau sowie die nach Wjasma und Dorogobusch durch Kosaken und bewaffnete Bauern unterbrochen wurde, obgleich an verschiedenen Punkten Detachements zur Aufrechterhaltung derselben zurückgeblieben waren. Ordonnanzen blieben aus, es kamen keine Genesenen mehr an, die Nachrichten wurden immer seltener, und mehrere nach Lebensmitteln ausgeschickte Abtheilungen wurden ganz oder zum Theil aufgehoben. Unsere Lage erschien mit jedem Tage mißlicher, und die Sicherheit war zuletzt unmittelbar vor dem Orte so gefährdet, daß nur größere Abtheilungen ihn verlassen konnten. Auch einzelne Offiziere, die in der Nähe spazieren oder auf die Jagd gegangen waren, verschwanden. Als in der Nacht vom 9. zum 10. Oktober endlich ein ganzes Bataillon, welches als Seitenposten in Wereja stand, überfallen und niedergemacht oder gefangen worden war, mußten wir uns in Moschaisk selbst mit Wachen und Posten umgeben. Das gefangene Bataillon war das 1. des 6. Linien-Regiments; der Regimentskommandeur, Oberst Ruelle, hatte sich bei ihm befunden. Der Bataillonskommandeur, Oberstlieutenant v. Conrady, hat später das Glück gehabt, gesund aus der Gefangenschaft zurückzukehren; er trat in preußische Dienste und kommandirte eine Zeit lang ein Landwehr-Bataillon, ebenso kehrte ein Freund von mir, der Lieutenant v. Verschuer, der längst als todt gegolten hatte, glücklich heim.

In den letzten Tagen des September, als unsere Lage sich so bedenklich, wie oben geschildert, gestaltete, erhielt ich von meinem General den Befehl, auf der großen Straße bis zum Niemen und nach Umständen selbst bis zur Weichsel zurückzukehren und unterwegs die Hospitäler zu besuchen, um Nachrichten über die zurückgelassenen Kranken des Korps einzuziehen und die Genesenen den so sehr geschwächten Regimentern nach-

zusenden. Der General verband mit diesem Auftrage Nebenabsichten, die er mir zwar nicht mittheilte, die er aber deutlich durchblicken ließ. Wie jeder Unbefangene sah er voraus, daß unter den obwaltenden Umständen nicht lange mehr unseres Bleibens in der Nähe von Moskau sein könnte und daß der Armee eine rückgängige Bewegung bevorstände, und so wollte er seinen Sohn, der Lieutenant beim Garde-Chevaulegers-Regiment und in der Schlacht am 7. schwer verwundet war, mitsammt seiner ganzen Equipage bei dieser Gelegenheit durch mich zurück und in Sicherheit bringen lassen. Ich mußte mich deshalb mit allem Nöthigen zu dieser Reise versehen, und er ließ mir meinen rückständigen Sold dazu auszahlen. So setzte ich mich denn eines Morgens, trotz der Unsicherheit der Straßen, mit einer kleinen Karawane von Wagen und Leuten in Bewegung. Kaum aber hatte ich den Ort im Rücken, als ich hinter mir furchtbares Schreien und Rufen vernahm. Ein Adjutant des Herzogs v. Abrantes kam athemlos hinter mir hergelaufen und befahl mir im Auftrage seines Herzogs, sofort zurückzukehren. Natürlich mußte ich Folge leisten und als ich wieder am Eingange des Ortes war, empfing mich der Herzog mit einem Hagel wüthender Worte und Fragen, wo ich hinwolle, wer mir den Befehl zum Abmarsch gegeben, ob der General und ich toll seien, ob ich den Brigands in die Hände laufen wolle, und dergleichen mehr. Somit unterblieb, zu meinem Glück, die Reise, denn wahrscheinlich wäre ich „kosakirt" worden (von cosaquer, einem neu entstandenen Worte), das heißt, die Kosaken hätten der Beute wegen auf mich Jagd gemacht, und ich hätte bei dieser Gelegenheit einige Lanzenstiche gekostet. Die Sache hatte für mich das Gute, daß ich durch Erhebung meines Soldes mir, so lange das Geld noch Werth besaß, Manches, was Tausende entbehren mußten, verschaffen konnte. Ich bezahlte oft für ein Stück Brot, welches ich in einer einzigen Mahlzeit verzehrte, einen Napoleonsdor an die damit

furchtbar wuchernden französischen Marketender, erhielt mich so bei Kräften und rettete unzweifelhaft mein Leben.[11])

Wie bekannt, fanden am 19. Oktober die ersten Bewegungen der französischen Armee um Moskau statt, welche den Schlußakt des großen Trauerspiels eröffneten. Zwar ließ man den Gedanken an einen Rückzug nicht aufkommen, und am allerwenigsten die Meinung, daß derselbe auf derselben gänzlich verwüsteten Straße, die wir gekommen, möglich sei; vielmehr wurde noch immer von Vernichtung der Russen gesprochen und davon, daß der Kaiser sodann die Armee nach den reichen südlichen Provinzen in die Winterquartiere zu führen beabsichtige. Am 23. fand das für die Franzosen erfolglose blutige Treffen bei Malojaroslawez statt; am gleichen Tage wurde Moskau ganz geräumt und der Kreml in die Luft gesprengt. Als am 25. ein zweites erfolgloses Gefecht stattgefunden hatte, konnte es Niemandem mehr entgehen, daß der Rückzug beschlossen sei. In Moschaisk wurden Anstalten zum Abmarsch getroffen, obgleich beide Treffen uns mit pomphaften Redensarten als Siege Napoleons verkündigt worden waren; wir waren mehrere Tage stündlich zum Ausrücken bereit und sehnten uns danach, denn Niemandem fiel es auch nur im Traume ein, daß eine rückgängige Bewegung auf der zum Vormarsch benutzten Straße möglich wäre. Am 28. langte Napoleon mit seinen Garden, von Borowsk kommend, in Moschaisk an. Schon seit einigen Tagen hatten wir den Befehl, den Garden, wenn sie kämen, Platz zu machen, indessen konnten wir diese Bewegung nicht mit den soeben erfochtenen Siegen und der Verheißung, uns in die Winterquartiere nach den südlichen Provinzen zu führen, zusammenreimen.

Jedenfalls brach an demselben Tage, dem 28. Oktober, das westfälische Korps gegen Mittag von Moschaisk auf. Bis zum letzten Augenblick vor dem Abmarsch ließ man uns in Ungewißheit über den einzuschlagenden Weg, obgleich nunmehr

kein Zweifel mehr über die Richtung desſelben obwalten konnte. Ein Unglück ahnendes Gefühl bemächtigte ſich eines Jeden, als wir den Ort verließen und den wohlbekannten Weg über das Schlachtfeld nach dem Kloſter Kolotzkoje einſchlugen, wo das große Hoſpital geweſen war und mehrere Tauſend Verwundete und Kranke lagen. So betraten wir denn als Vortrab der Franzoſen wieder die unglückliche Straße, auf welcher wir vor zwei Monaten gekommen waren, auf der wir die gräßlichſten Spuren der Verheerung zurückgelaſſen und Elend und Entbehrungen aller Art ertragen hatten. Einige Tauſend unberittene Kavalleriſten aller Gattungen, in ein beſonderes Korps formirt, folgten uns unmittelbar, auf dieſe der Kaiſer Napoleon mit ſeinen Garden. Der Herzog von Abrantes hatte den Befehl erhalten, das Hoſpital im Kloſter Kolozkoje aufzuräumen, alle reiſefähigen Kranken mitzunehmen und in Ermangelung von aufzutreibenden Wagen ſich derjenigen des Korps zu bedienen, von denen jeder, ſelbſt die der Generale, eine beſtimmte Anzahl dieſer Unglücklichen aufnehmen ſollte. Dies geſchah nun zwar, ſoweit die Ausführung des Befehls überhaupt möglich war; doch die größere Zahl der Schwerverwundeten blieb liegen. Was von dieſen nur irgend kriechen oder ſich fortſchleppen konnte und keinen Platz fand, hängte ſich eine Zeit lang an Wagen und Geſchütze an, bis am Ende Alle ohne Ausnahme, der Eine früher, der Andere ſpäter, durch die zunehmende Noth, durch Hunger, Kälte und Entartung des Gefühls ihrer Kameraden im Stiche gelaſſen, umkamen oder den Ruſſen in die Hände fielen. Unſer Korps war beim Abmarſch noch etwa 5000 Mann ſtark; einige Detachements, welche ſchon während des Vorrückens von Dorogobuſch an zurückgelaſſen waren, ſchloſſen ſich jetzt wieder an.

Wenn der Winter auch heranrückte und ſchon in den letzten Tagen vor dem Ausmarſch etwas Schnee gefallen war, ſo blieb vorerſt das Wetter doch heiter und ſchön, ſo daß uns

selbst während der nächtlichen Biwaks die Kälte wenig belästigte. Unsere Leute waren noch ziemlich gut gekleidet, der lange Aufenthalt in Moschaisk hatte ihnen gut gethan, es herrschte volle Ordnung und Disziplin, so daß man das kleine Häuflein eine Achtung gebietende Truppe nennen konnte. Mich traf gleich nach dem Abmarsch ein empfindlicher Schlag. Kaum einige Stunden von Moschaisk verlor ich meinen Wagen, den ich mir während der Ruhezeit angeschafft und mit drei herrlichen russischen Pferden bespannt hatte. Es brach ein Rad, welches sich nicht ersetzen ließ. Obgleich die Landstraße breit genug war, kam der Wagen durch die große Menge der von Anbeginn an ohne Ordnung folgenden Fahrzeuge ins Gedränge, die Beutelustigen, welche Lebensmittel darin witterten, fielen darüber her und plünderten ihn so rein aus, daß der Mann, den ich dabei hatte, mit den leeren Pferden zu mir kam. Außer einem kleinen Mantelsack, welchen der mich begleitende Reitknecht auf dem Pferde trug, büßte ich alle meine Habseligkeiten ein, darunter auch den schönen Zobelpelz, den ich aus der Moskauer Plünderung für einen Spottpreis erstanden hatte; doch der Verlust der Lebensmittel erschien empfindlicher als alles Andere und brachte mich fast zur Verzweiflung, da ich das spätere unsagbare Elend nicht ahnen konnte. Aber schon nach wenig Tagen war der Kummer verschmerzt; denn als die Geschütze der Pferde bedurften, nahm man diese, wo man sie zunächst fand, und so verlor ich auch meine drei Wagenpferde; damals blieben unzählige Luxuswagen stehen, welche Marschällen und Generalen gehörten. Immer noch war ich glücklich daran, denn ich besaß noch drei Reitpferde und einen Mantelsack mit einiger Wäsche. Der verlorene Prachtpelz ward bald durch einen gewöhnlichen Bauernschafspelz ersetzt, welchen ich einem Franzosen abkaufte, und der mir vortreffliche Dienste leistete; so war ich in einer beneidenswerthen Lage.

Am 1. November kamen wir in Wjasma an. Bis dahin war der Marsch in ziemlicher Ordnung von statten gegangen, obgleich schon vor und hinter uns die Explosionen der nicht fortzuschaffenden Pulverwagen ertönten und eine Masse von vereinzelten Soldaten, Marketendern und Fuhrwerken aller Art sich zwischen die Kolonnen drängte und Unordnung verursachte. Todte und sterbende Menschen und Pferde, umgestürzte Geschütze und Wagen bezeichneten bereits den Weg, der stets neue Bilder des Jammers darbot und das Herz mit Schauder und trüben Ahnungen für die nächste Zukunft erfüllte. Trotzdem wir die am weitesten vorn Befindlichen waren, erkannten wir die Stellen kaum wieder, wo nahe der Landstraße Dörfer und Häuser gestanden hatten. Die Trümmer der Stadt Gschatsk, welche schon beim Vormarsch ein Raub der Flammen geworden war, rauchten von Neuem, Wjasmas Reste brannten, und mit vieler Mühe und Gefahr, der Pulverwagen halber, mußten wir uns durch die brennenden Trümmer hindurchwinden. Unsere Soldaten zehrten zuerst noch von den aus Moschaisk mitgenommenen geringen Vorräthen an Brot und Mehl und hielten sich so während des Tagemarsches selbst bei ihren Fahnen. Aber wenn derselbe vollbracht war und die Truppen sich zum Biwak einrichteten, verließen schon vom zweiten Tage ab außer den auf gut Glück zur Suche von Lebensmitteln ins Land hineingeschickten Abtheilungen viele Soldaten während der Nacht den Lagerplatz, um Nahrung zu suchen, wenngleich sie noch nicht gerade der Hunger, sondern mehr die Sorge um die Zukunft dazu zwang. Es konnte nicht fehlen, daß ein Theil sich verirrte und den überall lauernden Kosaken und Bauern in die Hände fiel; so fehlten denn Morgens beim Abmarsch täglich einige. Den Pferdebesitzern blieb gleichfalls nichts übrig, als ihre Leute zum Fouragiren fortzuschicken, wenn die Thiere nicht verhungern sollten; so kam es, daß mancher Offizier seinen treuesten Diener, oft seine einzige Hülfe, verlor.

Am 2. November erreichten die Russen den französischen Nachtrab bei Wjasma, und es kam dort an diesem Tage und am 3. zu heftigen Gefechten, infolge deren die französischen Korps den Rückzug mehr beeilten, das Drängen hinter uns her und damit die Unordnung größer wurde. Bis zum 3. war das Wetter schön gewesen, aber am 4. fiel starker Schnee, und die Kälte stieg von nun an mit jedem Tage so sehr, daß schon Verwundete und Kranke, die sich bis dahin mitgeschleppt hatten, durch den Frost umkamen. Auf den Biwaksplätzen lagen jeden Morgen Leichen; die Pferde, nur auf das wenige Futter, was ihnen vielleicht die Fouragirungen brachten, oder auf etwas Stroh von den Dächern angewiesen, widerstanden der Kälte noch weniger als die Menschen, die so lange, als noch etwas zu finden möglich war, dem Triebe der Selbsterhaltung nachgingen. Der Mangel an Beschlag trug viel zum massenhaften Eingehen der Pferde bei, denn sobald sich der Weg mit Glatteis bedeckte, raubte das Ersteigen der geringsten Anhöhen der stumpfen Eisen wegen ihnen die letzten Kräfte. Kanonen und Wagen wurden im Stiche gelassen, Pulverwagen in die Luft gesprengt; der Reiter wie der General ließ das Pferd, das er vielleicht schon Tage lang am Zügel hinter sich hergezogen hatte, endlich entkräftet mitten auf der Landstraße stehen. Beim Aufbruch aus den Biwaks lagen die Pferde der Kavallerie reihenweise, wie sie Abends gestanden hatten, steif gefroren da.

So ging der Zug, täglich mehr mit Hunger und Kälte kämpfend, bis Smolensk, wo als Vortrab der Franzosen die Westfalen am 9. ankamen. Sie hatten bis dahin mehr als den dritten Theil ihrer Mannschaft verloren. Mit Smolensk war das Ziel der verheißenen Winterquartiere erreicht, hier hoffte man auf Ruhe und Erholung, das bis dahin ertragene Elend schien beinahe vergessen; allein die Täuschung war von kurzer Dauer. Mein General hatte sich mit seiner Umgebung nach einem seitwärts der Stadt gelegenen kleinen Hause begeben,

in dem wir die Einwohner und ein Zimmer mit einem Ofen fanden. Hier blieben wir die Nacht, während die Truppen neben der Stadt an der großen Straße biwakirten, und warteten auf weitere Befehle. Napoleon kam am 10. mit den Garden in Smolensk an, überzeugte sich aber bald, daß hier keines Bleibens sei. Es fehlte zwar nicht an Lebensmitteln, und die Truppen erhielten Befehl, zum Empfang hineinzuschicken, aber die Vertheilung geschah ohne Ordnung. Die Masse der stets nachrückenden hungrigen Truppen und der stündlich sich mehrenden Nachzügler war zu groß, es traten Störungen in der Vertheilung ein, welche die Beamten veranlaßten, die Ausgabe zu unterbrechen, wahrscheinlich in der Hoffnung, daß sich die Ordnung wiederherstellen würde. Nur ein kleiner Theil der Truppen hatte so etwas Mehl, Branntwein und ein wenig Brot erhalten, die große Mehrzahl aber nichts. Die Folge war, daß in der Nacht vom 11. zum 12. die Magazine geplündert wurden.

Am 12. setzten die jetzt auf 1700 Mann zusammengeschmolzenen Westfalen den Rückmarsch nach Krasnyi fort. Wir kamen an diesem Tage, von vielen Tausend Unbewaffneten begleitet, bis Korytnia; Napoleon mit den Garden folgte uns am 13. Hinter Smolensk war eine Anhöhe zu überwinden, welche für Bagagewagen und Geschütze des Glatteises wegen sich als unersteigbar erwies. Die Pferde waren zu matt und zu schlecht beschlagen, um einer solchen Anstrengung noch fähig zu sein. Alles westfälische Geschütz und der größte Theil der Bagage ging hier verloren. Nur mit Schwierigkeit gelang es mir mit meinen Reitpferden und einem leichten Wagen des Generals die Höhe zu erklimmen, indem ich von der Straße abbog. Dieser einzige Wagen, welchen der General hier noch behielt, mußte außer den nothwendigsten Sachen noch seinen verwundeten, am Nervenfieber erkrankten Sohn aufnehmen; alle übrige Bagage und die ganze Habe des Generals aber

ging verloren. Ich selbst blieb, glücklich genug, noch im Besitz von drei Reitpferden und einem kleinen Mantelsack, doch traf mich gleich darauf das harte Loos, meinen braven Reitknecht nebst einem Pferde zu verlieren. Aus dem Biwak nach Fourage abgeschickt, kehrte er nicht wieder; er war wahrscheinlich gefangen oder von den Bauern erschlagen worden.

Wir kamen am 15. in Krasnyi an und brachten dort die Nacht mit einem Theil der nachgerückten Garden und mit vielen Vereinzelten und Dienstunfähigen, deren Menge sich stündlich vergrößerte, zu. Aus unseren Bataillonen waren schwache Kompagnien geworden; die beiden Husaren-Regimenter, die Garde-Chevaulegers zählten zusammen noch hundert Pferde. Der General v. Hammerstein führte diese Truppe und hielt sie dadurch einigermaßen zusammen und in guter Haltung, daß er sie durch Einschlagen von Seitenwegen dem Strudel des Rückzugs nach Möglichkeit entzog und die Nächte abseits der großen Straße zubrachte, wo sich auf Lebensmittel und Futter noch eher rechnen ließ. Kälte und Hunger machten nun täglich weitere gräßliche Fortschritte; auf dem Marsch sah man Soldaten, die anscheinend gesund in Reihe und Glied marschirten, plötzlich stehenbleiben, einige Augenblicke wie betrunken hin und her schwanken und dann erstarrt zusammenstürzen. Die Kranken und Verwundeten waren längst umgekommen oder in Gefangenschaftg erathen. Der Kamerad, der Freund beraubte im Augenblick des Todes den fallenden, erstarrten Freund, den er bis dahin mit sich fortgeschleppt hatte, um ein Kleidungsstück oder die wenigen Eßwaaren, die der Gestürzte etwa bei sich trug, zu erlangen. Bald sah man die Gräben der Landstraße mit nackten menschlichen Körpern ausgefüllt; selbst das Hemde, welches einer oder der andere dieser Unglücklichen noch an sich hatte, fand früher oder später einen Liebhaber; was aber die Plünderer der eigenen Armee etwa liegen ließen, das fiel sicherlich den den Kolonnen auf beiden Seiten des Weges

Am 1. November kamen wir in Wjasma an. Bis dahin war der Marsch in ziemlicher Ordnung von statten gegangen, obgleich schon vor und hinter uns die Explosionen der nicht fortzuschaffenden Pulverwagen ertönten und eine Masse von vereinzelten Soldaten, Marketendern und Fuhrwerken aller Art sich zwischen die Kolonnen drängte und Unordnung verursachte. Todte und sterbende Menschen und Pferde, umgestürzte Geschütze und Wagen bezeichneten bereits den Weg, der stets neue Bilder des Jammers darbot und das Herz mit Schauder und trüben Ahnungen für die nächste Zukunft erfüllte. Trotzdem wir die am weitesten vorn Befindlichen waren, erkannten wir die Stellen kaum wieder, wo nahe der Landstraße Dörfer und Häuser gestanden hatten. Die Trümmer der Stadt Gschatsk, welche schon beim Vormarsch ein Raub der Flammen geworden war, rauchten von Neuem, Wjasmas Reste brannten, und mit vieler Mühe und Gefahr, der Pulverwagen halber, mußten wir uns durch die brennenden Trümmer hindurchwinden. Unsere Soldaten zehrten zuerst noch von den aus Moschaisk mitgenommenen geringen Vorräthen an Brot und Mehl und hielten sich so während des Tagemarsches selbst bei ihren Fahnen. Aber wenn derselbe vollbracht war und die Truppen sich zum Biwak einrichteten, verließen schon vom zweiten Tage ab außer den auf gut Glück zur Suche von Lebensmitteln ins Land hineingeschickten Abtheilungen viele Soldaten während der Nacht den Lagerplatz, um Nahrung zu suchen, wenngleich sie noch nicht gerade der Hunger, sondern mehr die Sorge um die Zukunft dazu zwang. Es konnte nicht fehlen, daß ein Theil sich verirrte und den überall lauernden Kosaken und Bauern in die Hände fiel; so fehlten denn Morgens beim Abmarsch täglich einige. Den Pferdebesitzern blieb gleichfalls nichts übrig, als ihre Leute zum Fouragiren fortzuschicken, wenn die Thiere nicht verhungern sollten; so kam es, daß mancher Offizier seinen treuesten Diener, oft seine einzige Hülfe, verlor.

Am 2. November erreichten die Russen den französischen Nachtrab bei Wjasma, und es kam dort an diesem Tage und am 3. zu heftigen Gefechten, infolge deren die französischen Korps den Rückzug mehr beeilten, das Drängen hinter uns her und damit die Unordnung größer wurde. Bis zum 3. war das Wetter schön gewesen, aber am 4. fiel starker Schnee, und die Kälte stieg von nun an mit jedem Tage so sehr, daß schon Verwundete und Kranke, die sich bis dahin mitgeschleppt hatten, durch den Frost umkamen. Auf den Biwaksplätzen lagen jeden Morgen Leichen; die Pferde, nur auf das wenige Futter, was ihnen vielleicht die Fouragirungen brachten, oder auf etwas Stroh von den Dächern angewiesen, widerstanden der Kälte noch weniger als die Menschen, die so lange, als noch etwas zu finden möglich war, dem Triebe der Selbsterhaltung nachgingen. Der Mangel an Beschlag trug viel zum massenhaften Eingehen der Pferde bei, denn sobald sich der Weg mit Glatteis bedeckte, raubte das Ersteigen der geringsten Anhöhen der stumpfen Eisen wegen ihnen die letzten Kräfte. Kanonen und Wagen wurden im Stiche gelassen, Pulverwagen in die Luft gesprengt; der Reiter wie der General ließ das Pferd, das er vielleicht schon Tage lang am Zügel hinter sich hergezogen hatte, endlich entkräftet mitten auf der Landstraße stehen. Beim Aufbruch aus den Biwaks lagen die Pferde der Kavallerie reihenweise, wie sie Abends gestanden hatten, steif gefroren da.

So ging der Zug, täglich mehr mit Hunger und Kälte kämpfend, bis Smolensk, wo als Vortrab der Franzosen die Westfalen am 9. ankamen. Sie hatten bis dahin mehr als den dritten Theil ihrer Mannschaft verloren. Mit Smolensk war das Ziel der verheißenen Winterquartiere erreicht, hier hoffte man auf Ruhe und Erholung, das bis dahin ertragene Elend schien beinahe vergessen; allein die Täuschung war von kurzer Dauer. Mein General hatte sich mit seiner Umgebung nach einem seitwärts der Stadt gelegenen kleinen Hause begeben,

hatte.[13]) Man sieht hieraus, in welchem Zustande die französische Armee sich befinden mußte, wenn es möglich war, ihren Vor- und Nachtrab gleichzeitig anzugreifen. Nach den Verlusten bei Krasnyi war sie als aufgelöst zu betrachten, und nur ihre Trümmer eilten in einem immer wilder werdenden Chaos dem Dnjepr zu. Unbegreiflich bleibt es, daß nach diesen Ereignissen selbst diese Trümmer, der Schatten der großen Armee, die einst Europa erobert hatte, übrig blieben. Für die Russen wäre jetzt das Vorrücken in Massen hinlänglich gewesen, um das noch widerstandsfähige, auf wenige Tausend Mann zusammengeschmolzene Heer zu erdrücken. Allein sie wagten es nicht. Es schien, als ob die Anwesenheit Napoleons und der Anblick der Reste der alten Garde, die allein noch die große Armee bildeten, sie mit Ehrfurcht erfüllte; sie glaubten auch jetzt noch, zu viel zu wagen, wenn sie dies Häuflein antasteten. Dies Heer schien für sie und für ihre Führer immer noch etwas Uebernatürliches zu besitzen, weil sie es nur aus der Ferne anzugreifen und allein ihre Geschütze zu seiner Vernichtung anzuwenden versuchten. Der traurige, so ganz erschöpfte Zustand desselben konnte ihnen unmöglich verborgen sein, denn sie hatten ihm von Moskau bis hierher das Geleite gegeben, die täglich sich mehrenden Spuren der Zerrüttung gesehen und vermochten jedes einzelne Bajonett zu zählen. Die Geschichte wird einst dies Räthsel des Verhaltens der Russen lösen.

Ueber Ljadi und Dombrowna, wo wir, ein neues Schauspiel für uns, Einwohner in ihren Häusern fanden und die Grenzen des alten Rußlands endlich hinter uns ließen, gelangten wir am 19. bei Orscha an den Dnjepr. Unbeschreiblich war der Eindruck, der jeden, überhaupt noch solcher Empfindungen Fähigen, überkam, als das Auge, welches seit Monaten nur Ruinen gesehen, menschliche Behausungen erblickte, als der Fuß, der bis dahin nur über Brand, Trümmer und Leichen geschritten, jetzt auf litthauischem Boden stand, wo noch Menschen wohnten,

deren Sprache unserem Ohr Wohllaut und verständlich war. Waren doch diese Orte zumeist von Juden bewohnt, welche ohne Ausnahme Deutsch sprachen. Gleichzeitig ließ die Kälte nach, es trat Thauwetter ein und wenigstens Einzelnen gelang es, für Geld Lebensmittel zu kaufen. Bei Orscha waren zwei Brücken über den Dnjepr geschlagen; hier standen frisch angekommene Truppen, und die Brücken waren von Gensdarmen bewacht, welche die Ordnung beim Uebergang handhabten und beauftragt waren, einzelne Leute nicht hinüber zu lassen und sie zu nöthigen, sich zu ihren Fahnen zu begeben. Aber das dauerte nicht lange, denn es gab keine Fahnen und Adler mehr, und wo sie noch vorhanden waren, wurden sie als Unheil und Tod bringend geflohen, denn in ihrer Nähe wohnten Hunger und Elend. Bald vermochten die Gensdarmen das Heer verhungerter Menschen, welches in immer dichter nachdrängenden Haufen mit wahnsinnigen und verzweifelten Geberden die Brücken bestürmte, nicht mehr aufzuhalten. Sie wichen scheu und mit Entsetzen vor diesen Massen zurück, welche eher die Brücken zertrümmert und die sich ihnen Entgegenstellenden in den Staub getreten hätten, bevor sie sich hätten aufhalten lassen.

In Orscha gab es reiche Magazine, frische Truppen und bespannte Geschütze. So schien es, als ob mit einem Male der gräßliche Winter, das Elend und der Hunger, ja für einzelne, die so glücklich waren, in den Hütten des Ortes Unterkunft zu finden, die Biwaks aufhören sollten. Die Verfolgung ließ nach; wer noch gesund war, durfte den kühnen Gedanken fassen, es sei möglich, die Heimath wiederzusehen, den erduldeten Jammer zu vergessen. Aber das Alles war eine kurze Täuschung; noch war das Maß der Leiden nicht voll, Tausende von Denen, die sich bis hierher gerettet, sollten noch fallen und der Wuth der gräßlicher wiederkehrenden Kälte, dem Schwerte des Feindes und dem furchtbarer als bisher hereinbrechenden Elend erliegen;

nur Wenigen war beschieden, das Vaterland wiederzusehen. Ich suchte mit meinem General den Juden auf, dessen Hütte uns im August mehrere Wochen beherbergt hatte. Wenn dieser Mann wirklich nicht Ursache hatte, sich unseres Wiedersehens zu freuen, denn er war von dem General nicht eben gut behandelt worden, so hatte unser Unglück ihn doch das Vergangene vergessen gelehrt, und er und seine Familie konnten eine gewisse Freude nicht unterdrücken. Ich meinerseits empfand diese von ganzem Herzen; es war mir, als ob ich in diesen Menschen liebe Freunde wiedersah. Indessen konnten wir trotz seines guten Willens keine Aufnahme bei ihm finden, denn seine Hütte war bereits so überfüllt, daß er selbst nicht Herr eines Plätzchens war. Alles, was er leisten konnte, war, für Geld uns einige Lebensmittel zu verschaffen, und so schieden wir nach gegenseitiger gedrängter Erzählung der überstandenen Leiden von einander, um uns an einem abgelegenen Ort in einem Stalle ein Unterkommen für die Nacht zu suchen.

Der Rest der großen Armee, mit dem Napoleon in Orscha einrückte, mochte an Streitbaren noch 10 000 bis 12 000 Mann, größtentheils Garden, betragen. Von den Westfalen befanden sich vielleicht noch 400 Mann unter dem Gewehr. Einige 50 000 Unbewaffnete schleppten sich wie bisher mit der Armee fort, der Troß hatte sich sehr verringert, doch kam in Orscha neuer hinzu. Am 20. November verließen wir den Ort, um neuen Gefahren entgegenzugehen. Ein dunkles Gerücht hatte sich verbreitet, zwei neue feindliche Armeen bedrohten unsere Rückzugslinie, nachdem die unter Kutusow uns aus ihren Scheeren losgelassen und hinter dem Dnjepr Halt gemacht hatte. Ohne verfolgt zu werden, näherten wir uns der Beresina, aber auf dem Marsche gewannen die Gerüchte immer mehr Gestalt, und die Namen „Tschitschageff, Beresina“ gingen von Mund zu Munde. Beim Vormarsch vor vier Monaten war der Fluß Jedem sehr unscheinbar erschienen,

jetzt aber, wo es möglich schien, daß das Ueberschreiten desselben streitig gemacht werden könnte, erinnerte man sich der langen hölzernen Brücke bei Borisow und der schwarzen morastigen Ufer genau, und diese Erinnerungen genügten, um vor der Möglichkeit, hier gegen eine frische feindliche Armee den Uebergang erkämpfen zu müssen, zurückzuschaudern. Gewiß gab es, außer Napoleon und einigen seiner Marschälle, nur noch Wenige unter der Handvoll gesunder und bewaffneter Soldaten, welche jetzt die große französische Armee vorstellte, deren Geist so stark und von so übermenschlichem Muthe beseelt war, daß sie Hoffnung auf Rettung behalten konnten, wenn sich die Gerüchte bestätigten, die unseren Untergang zu besiegeln schienen. Selbst Napoleon mußte sein Unglück nun übersehen; alle Trugbilder, mit welchen er bis dahin sich etwa zu täuschen vermocht hatte, waren zerstört; sein Genie, seine Halsstarrigkeit und Ausdauer im Unglück, der Wahn, immer noch Sieger ohne Soldaten sein zu wollen, nachdem die Elemente ihn durch seine eigenen Fehler besiegt hatten, mußten ihn im Stiche lassen, wenn er einen Blick auf seine Armee warf.

Dumpf schweigend, mit zur Erde gesenktem Blick schritt dieser Haufe sterbender Menschen gleich einem Leichenzug von Orscha der Beresina zu. Nur mit sich beschäftigt, im geschwächten Körper den Todeskeim fühlend, allein durch den Erhaltungstrieb daran erinnert, daß man Mensch sei, war man keiner Unterhaltung, keiner Mittheilung gegen Kameraden und Freunde über das, was vorging, was der allgemeinen Theilnahme nahe lag, mehr fähig. Man hörte mit halbem Ohr, antwortete kurz oder gar nicht, man hoffte und fürchtete nichts mehr; Gleichgültigkeit gegen Alles, gegen den Tod, selbst wenn man ihm in demselben Augenblick entronnen war, beherrschte den gänzlich abgestumpften Geist: man war zum Thier hinabgesunken. Das war mein und meiner meisten Gefährten Zustand. Nur von Zeit zu Zeit ward diese Fühllosigkeit

unterbrochen; die Luft zum Leben flackerte auf, die Sehnsucht, die Heimath und die Lieben daheim wiederzusehen, erwachte, der Geist bekämpfte den geschwächten thierischen Körper und richtete sich neu empor, wenn man an Gott und die Vorsehung dachte und sich als Mensch nicht aufgab. Am 26. November Morgens näherten wir uns Borisow, und das schreckliche Gerücht verwirklichte sich: der Uebergang über die Beresina war nicht mehr frei, zudem auch Minsk bereits in den Händen des Feindes. Die russische, von dem türkischen Kriegsschauplatz herbergeeilte, Süd-Armee unter Admiral Tschitschageff hatte am 21. Borisow genommen und das schwache polnische Korps unter Dombrowski vertrieben. Auch wurde bekannt, daß die rechte Flanke unseres Rückzugs durch die Armee von Wittgenstein ernsthaft bedroht werde. Die einzige Hoffnung waren Victor und Oudinot, welche mit dem II. und IX. Korps gegen Wittgenstein und Tschitschageff standen, und schließlich die Oesterreicher als die drei Reserve-Korps, welche auf der einen oder anderen Seite der großen Armee Luft machen und ihr zum Uebergange über die Beresina die Hand bieten konnten. In der That ging die Nachricht ein, daß Victor und Oudinot vereint den gegen uns anrückenden Wittgenstein angegriffen und gegen die Düna geworfen hätten, was uns wieder mit Muth erfüllte und große Freude in der Armee verbreitete, denn wir konnten nun hoffen, beim Uebergange über die Beresina es nur mit einem Feinde zu thun zu haben. Auf die Mitwirkung der Oesterreicher zu unserer Rettung schienen die Franzosen wenig Vertrauen zu setzen; man sprach bereits laut von dem Abfall Schwarzenbergs, der Minsk durch Tschitschageff hatte erobern und diesen bis zur Beresina hatte vordringen lassen. Erwachende Hoffnungen wurden so durch widersprechende Gerüchte, durch Meinungsäußerungen hoher Generale niedergeschlagen. Am 26. Morgens kamen wir, wie bereits gesagt, vor Borisow an, wo wir das Victorsche Korps

in guter Ordnung fanden und erfuhren, daß dieser Marschall die Russen am 24. angegriffen und aus Borisow vertrieben habe; bei diesem Gefecht aber war die dortige Brücke in Flammen aufgegangen und dieser Uebergangspunkt für die Armee verloren.

Da General v. Ochs schon lange keine Truppen mehr unter seinem Befehl hatte, denn die wenigen Hundert Mann Infanterie, die noch vorhanden waren, führte der General Füllgraf, so hatte er und sein Stab keine Pflichten insbesondere. Wir waren daher gleich so Vielen nur auf unser persönliches Fortkommen bedacht und hielten uns während des Marsches gewöhnlich in der Nähe Napoleons und der Garden auf, an die sich überhaupt alle vereinzelten Generale und Offiziere, die noch gesund und marschfähig waren, anschlossen. Die Klugheit gebot dies, denn nur hier erfuhr man, was vorging, weil schon lange keine Befehle mehr an andere als die Gardetruppen ausgegeben wurden. Allerdings zwangen uns die Umstände zuweilen, Tage lang und besonders während der Nächte uns vom Hauptquartier zu entfernen, welches wir oft in dem Strudel von 40 bis 50 000 ungeordneten und führerlosen Menschen und den dazwischen sich drängenden Fuhrwerken unfreiwillig aus den Augen verloren. Auch war in der Nähe des Kaisers für die Nächte kein Unterkommen und für unsere ermatteten Pferde kein Futter zu finden; deshalb suchten wir in möglichster Nähe der Straße ein Dorf oder wenigstens ein wenngleich schon zerstörtes Haus, um Schutz vor der Kälte und Erholung zu finden, was dann freilich mit der Gefahr, aufgehoben zu werden, verbunden war. Das Suchen kam uns oft theuer zu stehen; wir irrten häufig bis in die früh anbrechende Nacht hinein Stunden lang von einem Orte zum anderen, weil wir jeden geeigneten Platz besetzt fanden. Hatten wir endlich einen Stall, eine Scheune oder einen ähnlichen kläglichen Schlupfwinkel gefunden, so wurden wir durch den

Ruf „Kosaken“ nicht selten wieder aufgeschreckt und mußten Hals über Kopf weiter. Uebrigens verlor dieser zur Gewohnheit gewordene Ruf, der täglich zu hören war, weil in der That Kosaken oder mit langen Stangen versehene Bauern uns überall umschwärmten, mit der Zeit seine Schrecken. Denn zumeist reichte beherztes Stehenbleiben, der Anblick einiger vielleicht ungeladener Gewehre oder ein einziger Schuß hin, die Bedränger zu verjagen und sich Ruhe zu verschaffen. Auch diente der Ruf nicht selten dazu, Furchtsame von ihren Plätzen, ihrem Feuer zu verjagen, wenn eine neu ankommende wilde Flüchtlingsrotte danach Verlangen trug; er war das sicherste Mittel, sich ein Obdach zu verschaffen. Böser und gefährlicher als die Kosaken war die Rohheit der durch Elend und Noth entarteten Menschen, denn Hunger und Selbsterhaltungstrieb hatten alle Bande der Ordnung und Mannszucht zerrissen, es gab keinen Gehorsam mehr, kein Rang und Dienstverhältniß galt noch, durch das Elend war der gemeine Soldat dem höchsten General gleich geworden; so konnten außer gräulichen Unordnungen auch Verbrechen nicht ausbleiben. Wie oft begegnete es uns und Tausenden, daß, wenn wir in einer Hütte Schutz gesucht hatten, Andere darüber herfielen, um trockenes Holz zum Feuer zu erhalten, zuerst die Dachsparren abrissen (das Stroh war gewöhnlich nicht mehr auf dem Dach, sondern zu Pferdefutter verwendet), und dann die Balken der Wände angriffen, bis gegen Morgen die Hütte verschwunden war und ihre Insassen entweder schon während der Nacht hatten weiter wandern müssen oder bei Tagesanbruch unter freiem Himmel liegend erwachten, wenn trotz allen durch das Abreißen verursachten Lärms ihr todtenähnlicher Schlaf nicht gestört worden war. Ebenso oft wurden wir durch Feuer vertrieben, welches vielleicht aus Nachlässigkeit entstand, wenn sich neben der Hütte Gruppen einrichteten und dicht an deren Wänden Feuer anmachten; ja die Ruchlosigkeit ging so weit, daß böse Rotten die

Hütte absichtlich ansteckten, um die drinnen befindlichen Glücklichen auszuräuchern. Mitten in Gebäuden, Ställen, ja in mit Getreide angefüllten Scheunen wurden große Feuer gemacht, um sich vor der Kälte der Nacht zu schützen und die in einer Suppe von gebrannten, in Schneewasser gekochten Roggenkörnern sowie in Pferdefleisch bestehende Nahrung zu kochen. Was während der Nacht in den von den Flüchtlingen angefüllten Ortschaften an Gebäuden übriggeblieben war, ging am Morgen des Abmarsches sicherlich in Flammen auf, denn Niemand dachte an das Auslöschen des Feuers, welches ihm das Leben erhalten hatte, oder es war keine Zeit dazu. Auf diese Weise wurden unzählige Dörfer bis auf die letzte Spur vertilgt. Die Kälte hatte bedeutend nachgelassen; als wir in Borisow anlangten, war schon seit einigen Tagen Thauwetter eingetreten. So hatten wir zwar einen Feind weniger zu bekämpfen, aber es schwand damit die Hoffnung, daß das Eis der etwa zugefrorenen Beresina noch zum Uebergange haltbar sein könnte. Der Fluß sollte, wie gesagt wurde, überhaupt schwer zufrieren und gerade in der Gegend von Borisow seeartig breit und mit Treibeis bedeckt sein. Wir bekamen den Fluß vorläufig nicht zu Gesicht, weil Borisow am linken Ufer derselben liegt und wir in einiger Entfernung von der Stadt Halt machten. Von den Russen sahen und hörten wir nichts, dagegen schien es, als ob in der Nähe des vorläufig noch unbekannten Uebergangspunktes einige Ordnung in das Chaos der Armee gebracht werden sollte. Niemand durfte in die Stadt, es wurde befohlen, daß alle bewaffneten Leute sich bei ihren Fahnen sammeln und die Unbewaffneten nach einem bestimmten Punkte rechts der Stadt begeben sollen. Alle Kavallerieoffiziere, die noch Pferde besaßen, hatten sich um den Kaiser zu sammeln, um ihm als eine Garde, die er die „heilige Schaar" nannte, zur Bedeckung zu dienen. Als Abzeichen mußte diese Schaar, bei der Divisionsgenerale als Rittmeister, Obersten und Stabs-

offiziere als Lieutenants eintraten, eine weiße Binde um den Arm anlegen. Die mit Karabinern oder Gewehren versehenen unberittenen Kavalleristen sollten in Bataillone formirt, alle unnützen Wagen verbrannt, die Pferde, selbst die des Kaisers nicht ausgenommen, an die Artillerie abgegeben werden. Die Artillerieoffiziere waren angewiesen, Pferde zu nehmen, wo immer sie dieselben fänden. Diese Befehle klangen kräftig und herrlich, und wenn zu ihrer Ausführung auch keine Zeit übrig blieb, so hoben sie doch den Muth, so sehr bei diesen versuchten äußersten Anstrengungen die Verzweiflung erkennbar war. Auch bei mir kehrte, so sehr ich mich in mein Schicksal ergeben hatte, Hoffnung und eine Art von Vertrauen zu dem Geiste Napoleons wieder; ich glaubte fest, daß er noch einmal das unmöglich Scheinende möglich machen und uns, wenn auch nicht ohne große Opfer, retten würde. Warum sollte ich nicht einer der Glücklichen sein? Der Himmel hatte mich so lange wunderbar erhalten; ich war gesund und ziemlich im Besitz meiner Kräfte, hatte keine erfrorenen Glieder, denn ein kleiner Frostschaden im Gesicht war nicht der Rede werth, ich war erträglich genährt und hatte durch stete Bewegung meinen Körper gewandt gehalten und vor dem Erfrieren bewahrt. Ich besaß noch zwei Pferde, setzte mich aber nur auf, wenn es die größte Ermattung gebot und auch dann nur so lange, als es gerade zur Erholung nöthig war und bis ich die Wirkung der Kälte auf den Körper, insbesondere auf die Füße spürte; dann war ich schnell wieder auf dem Boden. Viele verloren ihr Leben, weil sie wähnten, zur Schonung der Kräfte reiten zu müssen; sie hingen beständig auf dem Pferde, so lange sie noch gesund waren und ließen sich nicht zum Gehen bewegen; bald hatten sie erfrorene Füße und vermochten, als die Kälte mehr und mehr zunahm, nicht zu marschiren, so gern sie es jetzt gethan hätten. — In Warschau hatte ich einen kleinen polnischen Jungen zu meiner Bedienung angenommen. Derselbe leistete

mir ganz vortreffliche Dienste. Zwar stahl er wie ein Rabe, doch gerade dies Laster kam mir zu statten, indem er unermüdlich für meine Ernährung sorgte, nahm und anschaffte, wo durch List und Kunstgriffe nur irgend etwas zu haben war. Eine alte blecherne Kaffeekanne und einen Schafpelz, der im Biwak zu meiner Bekleidung diente, trug er und hütete diese Dinge wie Heiligthümer. Im Biwak angekommen, hatte er das erste Feuer, in wenigen Minuten versah er mich mit Kaffee, so lange ich noch solchen hatte (später diente Roggen als Ersatz), oder er erwärmte mich mit einer Mehlsuppe, oft nur mit einer Art Kleister von Roggen- oder Buchweizenmehl; einige Pferdezungen besaß er in seinem Quersack stets in Vorrath. Ich verlor diesen meinen Mitretter auf eine klägliche Art zwischen Wilna und dem Niemen, als hier die wiederkehrende Kälte den höchsten Grad erreichte. Er blieb mit erfrorenen, schon brandigen Füßen in einem Dorfe liegen, und wenn mir alle Schätze der Welt zu Gebote gestanden hätten, ich hätte den armen Jungen nicht retten können.

Es war allgemein bekannt, daß der Kaiser schon seit einigen Tagen Vorbereitungen zum Uebergange treffen ließ, ebenso wußte man, daß Borisow nicht der Uebergangspunkt sein würde, denn nicht allein war die Brücke so zerstört, daß an deren Wiederherstellung nicht zu denken war, sondern es war auch anzunehmen, daß die längs des jenseitigen Ufers stehende Armee Tschitschageffs diesen Ort genau beobachtete. Die Korps von Victor und Oudinot, die aus frischen Truppen bestanden und nicht mit in Moskau gewesen waren, hatten theils Borisow besetzt, theils manövrirten sie auf dem linken Ufer, um Wittgenstein aufzuhalten, der mehr und mehr gegen die rechte Flanke der aufgelösten großen Armee und gegen Borisow vordrang. Auf der großen Straße von Orscha her zeigten sich bereits wieder Kosaken der Hauptarmee unter Kutusow, welcher sich ohne Zweifel in Bewegung gesetzt hatte, um sich

mit Wittgenstein zu vereinigen. Somit schien der gefährlichste Augenblick gekommen zu sein. Napoleon zog am 26. Abends mit dem Reste der alten Garde, vielleicht noch 6000 Mann stark, von Borisow rechts abbiegend die Beresina aufwärts, während der Rest der Westfalen und die aus unberittenen Kavalleristen zusammengestellten Bataillone vor der Stadt stehen blieben, um die Russen glauben zu machen, hier sollte der Uebergang erzwungen werden. In gleicher Absicht marschirten andere Truppen von Borisow links flußabwärts. Das Gelände längs der Beresina war so beschaffen, daß die Russen von jenseits unsere Maßregeln und Bewegungen auf drei verschiedene Punkte zu sehen mußten, während sie durch die dichten Waldungen jenseits sich unseren Blicken entzogen. Längs des Flusses fielen von Zeit zu Zeit einzelne Gewehrschüsse; sonst war Alles ruhig. Ohne daß sich die Absicht Napoleons, welchen Punkt er zum Uebergange ausersehen, ergründen ließ, ging aus seinen Anstalten hervor, daß er es auf eine Täuschung seines Gegners abgesehen hatte.

Wir folgten dem Marsche Napoleons und seiner Garden am Abend nach und erreichten mitten in der Nacht ein fast ganz zerstörtes Dorf auf der Höhe des Flußufers. Wir hörten, daß dasselbe Studzianka hieß und daß der General Eblé in der Nähe an zwei Brücken arbeiten ließ, zu welchen die Häuser des genannten Dorfes das Bauholz hergeben mußten. Nachdem wir in einem Stalle uns ein Unterkommen verschafft hatten, während die Menge der Flüchtlinge zum Ufer hinabströmte, begab ich mich mit dem General auch dahin, um Erkundigungen über dies wichtige Werk einzuziehen. Aber es war nicht möglich, bis an den Flußrand vorzudringen; Menschen und Wagen hatten sich in verworrener Masse längs desselben ausgebreitet und hielten die Brückenstellen so belagert, daß man dieselben in der Dunkelheit nicht erkennen, noch weniger beurtheilen konnte, wie weit die Arbeiten fortgeschritten seien. Das Hinzu-

ſtrömen, der Lärm und das furchtbarſte Geſchrei der Kommenden dauerte die ganze Nacht fort. Jenſeits, auf den waldigen Höhen ſah man unzählige Biwaksfeuer der Ruſſen. Der Gedanke, daß hier das Ende unſeres Daſeins, daß es jetzt nicht mehr möglich ſei, dem Aeußerſten zu entgehen, bemächtigte ſich der Entſchloſſenſten; Napoleons Stern ſchien untergegangen, nur ein Wunder konnte Rettung bringen.

Mit Ungeduld erwarteten wir den entſcheidenden Tag. Er zeigte uns in der Frühe das Ufer und den Eingang der Brücken mit einem undurchdringlichen Chaos von Menſchen, Pferden und Wagen bedeckt. Der Gedanke, es ſei unmöglich, ſelbſt wenn die Brücken fertig und noch mehrere andere neben dieſe hingezaubert werden könnten, die unbeſchreibliche Verwirrung zu löſen und bis zum Eingange vorzudringen, ſchlug jede Hoffnung nieder. Viele theilten dieſen Gedanken, indem ſie aufwärts am Ufer hinzogen, um eine Uebergangsſtelle zu ſuchen; Andere gingen abwärts nach Boriſow zu, noch Andere ergaben ſich ſchon jetzt in ihr Schickſal, indem ſie in ſtummem Hinbrüten, theilnahmlos, ohne einen Verſuch zu ihrer Rettung zu machen, liegen blieben. Was mochte jetzt in Napoleons Seele vorgehen? Gab es Angſt für ihn, wie mußte ſie ihn in dieſem Augenblicke foltern! Die Feuer der Ruſſen am jenſeitigen Ufer wurden mit Tagesanbruch matter, aber ſie erloſchen nicht ganz. Napoleon, der ebenfalls in Studzianka die Nacht zugebracht hatte, erſchien auf der Höhe des Ufers, die Garden und Theile des Victorſchen Korps rückten heran, Batterien fuhren auf — der Augenblick der Entſcheidung war gekommen, Alles blickte unverwandt nach dem anderen Ufer, die Seele befand ſich in einem ſeltſamen Zuſtande!

Der Tag war endlich ganz da und, wer beſchreibt unſer Erſtaunen, wir ſahen die Ufer leer, die Höhen verlaſſen, kein Ruſſe war zu ſehen, und nur der Rauch der Feuer bezeichnete die Stelle ihres Lagers; durch Ferngläſer wollte man das

Ende einer den Fluß abwärts marſchirenden Kolonne erkennen. Einzelne kleine Koſakenſchwärme zeigten ſich ſpäter zwar wieder auf den Höhen, aber nur, um ſchnell zu verſchwinden. Wie war das möglich? Man wußte nicht, ob man ſeinen Augen trauen oder das Ganze für ein Trugbild der Sinne halten ſollte! Es ſchien, als wenn die Ruſſen uns abſichtlich den Uebergang überliefern wollten; es konnte gar nicht anders ſein! Denn unbegreiflich bleibt es, wie ſie ſich täuſchen laſſen, wie ſie die Arbeiten des Brückenbaus, von dem ſie jeden Schlag zu hören, jeden Arbeiter zu zählen vermochten, wie ſie die Anſammlungen der am Ufer wogenden Maſſen und das die ganze Nacht währende Geräuſch, wie ſie alles dies für Schein halten konnten. Doch es war kein Zweifel, aber noch lange nicht waren die Brücken fertig. Abtheilungen der alten Garde und der Eliten-Gensdarmen drangen durch die wirre Maſſe mit Gewalt gegen die Eingänge der Brücken vor. Sie bahnten ſich einen blutigen Weg; was nicht weichen wollte oder konnte, ward niedergerannt und zertreten, leichte Wagen, mit Verwundeten und Kranken, mit Sterbenden, mit Weibern und Kindern beladen, wurden umgeſtürzt, ſchwerere, die ſich ineinander verfahren hatten, angezündet und verbrannt. So lichtete ſich nach einigen Stunden die Verwirrung, und mancher Unglückliche, welcher unter den Erſten ſich zu retten gehofft, fand unter den Erſten den Tod.

Napoleon begab ſich nun nach dem Ufer und zu den Brücken. Er ermunterte die Pioniere, von denen ſchon mehrere beim Einſenken der Böcke in das mit Eisſchollen treibende Waſſer den Tod gefunden hatten, zur Arbeit und legte ſelbſt mit Hand an, wenn das auch nur zum Scheine und zur Weihe des großen Zwecks geſchah. Seine Umgebung folgte dieſem Beiſpiel, welches die Pioniere begeiſterte, ſo daß die Arbeiten mit übermenſchlicher Anſtrengung und freudiger Hingabe des Lebens fortgeſetzt wurden. Was kann der Menſch leiſten!

Welche Wunder können wenige Worte, eine unbedeutende Handlung eines großen Mannes in ſolchem Augenblicke hervorbringen! Welche Zauberkraft beſitzt die Ehre! Nur dieſe konnte es ſein, welche die heldenmüthigen Pioniere, die bis zum Halſe im Waſſer ſtanden, leitete und ihnen zur Ausdauer Kraft gab. Sie ſahen den Tod vor Augen, ihre Kameraden gingen unter, ihre Körper wurden von den Eisſchollen zerſchnitten, aber ſie arbeiteten weiter und mit um ſo größerer Anſtrengung. Während noch an den Brücken gearbeitet wurde, war es gelungen, einige Hundert Mann Kavallerie auf ſchwachen Flößen an das andere Ufer zu ſchaffen. Einige Wagehälſe unternahmen es, ſich zu Pferde in die Fluth zu ſtürzen, theils angefeuert durch den Ehrgeiz, der Erſte drüben zu ſein, theils um ſich zu retten. Wenige der erſteren, zumeiſt Polen und ſolche Reiter, die den Marſch von Moskau her nicht mitgemacht und deren Pferde noch Kräfte hatten, erreichten das Ufer im Angeſicht Napoleons und unter dem Beifalljauchzen der ſtaunenden Menge. Andere, beſonders die letzteren, fanden den Tod. An Stellen, wo das Treibeis ſich zuſammengeſchoben hatte und eine feſte haltbare Brücke zu bilden ſchien, machten Unglückliche zu Fuß und ſogar mit Wagen den Verſuch zur Rettung, indem ſie daran zweifeln mochten, jemals zu einer der Brücken zu gelangen. Das trügeriſche Waſſer verſchlang ſie, indem das Eis krachend unter ihren Füßen brach, oft erſt, wenn ſie dem erſehnten Ufer nahe waren.

Es war zwiſchen ein und zwei Uhr, als eine der Brücken fertiggeſtellt war. Eine Diviſion des Oudinotſchen Korps mit ihrer Artillerie, zwiſchen welche ſich eine Menge Iſolirter gedrängt hatte, ging zuerſt hinüber. Der Jubel der Menge begleitete ſie. Napoleon ſtand ununterbrochen am Eingange, ſah dies Schauſpiel mit an und ſeine Züge erheiterten ſich, als er die erſten Truppen und Geſchütze glücklich am anderen Ufer ſah. Dann näherte ſich die alte Garde und vollzog ebenfalls

ihren Uebergang. Es konnte nicht fehlen, daß ſchon bei dieſem erſten Uebergehen viele Menſchen verunglückten. Denn die zuerſt vollendete Brücke war eigentlich nur für Infanterie beſtimmt, während die zweite, mehr ſtromaufwärts gelegene, die erſt ſpäter benutzbar wurde, für Artillerie und Bagage dienen ſollte. Beide Brücken lagen dicht über dem Waſſerſpiegel, die erſte war bedeutend leichter gebaut. Das Drängen der von allen Seiten Hinzuſtrömenden, der Druck auf die vorn Befindlichen war zu groß, der Wuth Einzelner, die ſich mit Pferden und Wagen zwiſchen die Truppen drängten, war, trotz aller Bemühungen der Gensdarmen, nicht zu widerſtehen. Die Brücke war breit genug und ſchien ſo haltbar zu ſein, daß mit Ruhe und Ordnung die ganze Armee hätte darüber marſchiren können; aber die waren nicht herzuſtellen, und ſo verurſachten Kleinigkeiten, wie das Brechen einzelner Belagbohlen, Stockungen, das Gedränge, der Druck nach vorn und nach den Seiten ward immer größer, weil die Nachfolgenden nichts von dem weiter vorn entſtandenen Aufenthalt wußten. So ſtürzten Viele ins Waſſer, Manche fielen auf der Brücke nieder und wurden zertreten oder gerädert, Anderen brachten die moorigen Ufer den Untergang, indem ſie entweder den Zugang zur Brücke oder am anderen Ufer den Ausgang im Gedränge verfehlten und im Sumpfe umkamen.

Wir hatten von der Höhe des Ufers herab dies unglückſelige Treiben eine Zeit lang mitangeſehen, ohne Hoffnung, daß es uns noch gelingen würde, an dieſem Tage hinüberzugelangen. Doch hielten wir uns jeden Augenblick dazu bereit, allerdings ahnten wir nicht, daß der Augenblick der Rettung ſo nahe ſei. Wir Offiziere des Stabes hatten uns das Wort gegeben, unſer Schickſal gemeinſam zu theilen und den General, ſowie deſſen Sohn, der krank auf dem Wagen lag, nicht zu verlaſſen, auch, wenn irgend möglich, unſere Pferde mit hinüberzubringen. Es mochte $2^1/_2$ Uhr Nachmittags ſein, als das Gewühl vor der

Brücke ſich etwas theilte, ſo daß wir ohne Gefahr, von einander und von unſeren Pferden getrennt oder einzeln zertreten zu werden und umzukommen, uns derſelben bis auf etwa fünfzig Schritt nähern konnten. Die Ordnung des Ueberganges war einigermaßen hergeſtellt, vor uns überſchritt Alles raſchen Schrittes die Brücke, ſo daß wir, den Wagen des Generals in der Mitte, unſere Pferde an der Hand, mit jedem Augenblick mehr Raum vorwärts gewannen. Glücklicher Zufall! Der Zeitpunkt war gekommen, Napoleon war im Begriffe überzugehen; es wurde für ihn und ſein Gefolge Platz gemacht. Wir waren vielleicht noch fünfzehn Schritte von der Brücke entfernt und hatten die genaue Richtung auf den Eingang derſelben, ſo daß Napoleon und der Zug von Menſchen, Pferden und Wagen, der ihm folgte, dicht an unſerer rechten Seite vorüberkam. Es galt jetzt, den Augenblick zum Anſchluß abzupaſſen, und das gelang glücklich. Der General an der Spitze unſerer Karawane, glücklicherweiſe noch mit einigen äußeren Abzeichen ſeines Ranges verſehen, machte ſein ganzes Anſehen gegen die Gensdarmen und Garden aus Napoleons Gefolge geltend, die vor Allem den Wagen ſich nicht einſchieben laſſen wollten. Doch einmal dazwiſchen eingedrungen, theils mit Gewalt, theils mit Dreiſtigkeit und Liſt, indem wir ſchrieen, daß ein verwundeter General auf dem Wagen liege und wir zum Hauptquartier des Kaiſers gehörten, erreichten wir glücklich die Brücke und das rettende Ufer.

Ein ſchmerzlicher Eindruck, der meine eigene Rettung mich weniger froh empfinden ließ, ſteht mir noch immer mit ſchrecklicher Deutlichkeit vor Augen. Kurz bevor wir an die Brücke gelangten, hörte ich eine ſchwache, aber bekannte Stimme meinen Namen rufen. Ich entdeckte auf einem jämmerlichen Wagen einen meiner Freunde, den Oberſtlieutenant Jungkurth, der, kaum noch erkennbar, mit erfrorenen Gliedern und dem Tode nahe, die Hände nach mir ausſtreckte und mich um Beiſtand

und Rettung anflehte. Kaum konnte ich ihm einige Worte des Troſtes ſagen, als der Augenblick meiner eigenen Rettung eintrat und ich dem Unglücklichen den Rücken kehren mußte, der, wenn er auch das andere Ufer noch erreicht hat, dennoch dem Tode geweiht war.

Nachdem wir die dicht bewachſenen Höhen des Bereſina-Ufers mit vieler Anſtrengung erſtiegen hatten, folgten wir der Spur des Kaiſerlichen Hauptquartiers mitten durch die Waldungen bis zu einem kleinen Dorfe vielleicht eine Stunde vom Fluß. Die vor uns übergegangenen Abtheilungen des Oudinotſchen Korps und die Garden zogen ſich links, um die Straße nach Boriſow wieder zu erreichen. Man hörte in dieſer Richtung bald Gewehr- und Geſchützfeuer, woraus ſich ſchließen ließ, daß dem bis dahin getäuſchten Admiral die Augen hinſichtlich des bei Studzianka ſtattgefundenen Ueberganges geöffnet waren, und er nunmehr, von Boriſow zurückkehrend, Anſtalten traf, ſich demſelben zu widerſetzen und der Armee den weiteren Rückzug ſtreitig zu machen. Mit jedem Augenblick wurde das Feuer heftiger und nahm endlich den Charakter eines ſcharfen Gefechts an. Auch der Reſt des Oudinotſchen Korps, der nach uns übergegangen war, bog nach links ab, während die nachſtrömende Menge der Flüchtlinge in den dichten Waldungen nach allen Richtungen ohne Spur und Weg ſich zerſtreute. Es verbreitete ſich das Gerücht, daß die Oeſterreicher gegen Tſchitſchageff vorrückten und dieſen drängten, während Oudinot die linke Flanke der ſich zurückziehenden Reſte der großen Armee deckte und Victor, noch jenſeits der Bereſina, gegen den ſich nahenden Wittgenſtein aufgeſtellt, den weiteren Uebergang begünſtigte. Dieſe Nachrichten erſchienen uns nicht unwahrſcheinlich, da man im Unglück ſelbſt das, was die Grenzen der Möglichkeit überſchreitet, zu glauben geneigt iſt. So belebte denn einen Jeden, der noch zu denken vermochte, neuer Muth; alle Gefahren ſchienen vorüber zu ſein. Nun ließ ſich

das unbegreifliche Benehmen des Admirals erklären, welcher uns drei Stunden oberhalb Boriſow den Uebergang ruhig hatte vollziehen laſſen, während er ſich noch weitere drei Stunden abwärts begab und ſeinen letzten, Studzianka gegenüber ſtehenden Truppen in demſelben Augenblick abzuziehen und ihm zu folgen befahl, als die erſten Bewegungen zum Uebergange begannen. So waren es alſo keine Täuſchungen geweſen, die ihn zu ſeinen Maßregeln veranlaßt hatten, ſondern die Oeſterreicher, die ihm auf den Hals kamen. Das Geſchützfeuer, welches wir hörten, mußte zweifellos öſterreichiſches und Tſchitſchageff, auf ſeiner rechten Flanke und im Rücken von Schwarzenberg, auf ſeiner linken von Oudinot gedrängt und zwiſchen zwei Feuer gebracht, verloren ſein; ein glänzender Sieg, die Vernichtung der ruſſiſchen Süd-Armee, ſchien das gewaltige Trauerſpiel des Bereſina-Ueberganges verklären zu ſollen. Aber ach, dieſe Gedanken waren ein Strohhalm, an welchem die ſchiffbrüchige große Armee ſich anklammerte, eine kurze, klägliche Täuſchung. Es zeigte ſich bald, daß keine Zeit zu verlieren war, um die ſchützenden großen Wälder zu erreichen, denn die Nachdrängenden brachten ganz andere Nachrichten. Mit jedem Augenblick hatten die Schreckniſſe des Ueberganges ſich vermehrt, die eine der beiden Brücken war gebrochen und das Victorſche Korps ſchlug ſich noch jenſeits dicht bei Studzianka mit Wittgenſtein, welcher mit aller Macht vorwärts drang.

Wir brachten die Nacht zum 28. im Walde zu. Mit dem Morgengrauen des 28. erneuerte ſich das Gefecht auf dem rechten Ufer nach Boriſow zu; Tſchitſchageff griff Oudinot an, dem ſich Ney und Dombrowski mit ihren ſchwachen Korps angeſchloſſen hatten. Wir hörten, daß uns noch große Hinderniſſe bevorſtänden, ehe wir mit einiger Sicherheit unſere Flucht fortſetzen konnten und daß keine Zeit zu verlieren wäre. Die große Straße von Boriſow nach Wilna mußte wieder erreicht werden und Alles zog quer durch den Wald auf ſie zu.

erhalten, da ich, wie bekannt, zu den Glücklichen gehörte, welche die letzten Schreckniſſe nicht mit anſahen, aber ich gebe ſie der Vollſtändigkeit wegen wieder.

Viele Tauſend Unglückliche verſuchten in der höchſten Verzweiflung, in Angſt und Schrecken mit Aufbietung der letzten Kräfte ſich zu retten. Dieſe ungeheure Menge, vermiſcht mit Wagen und Pferden, drängte ſich am Ufer in der größten Verwirrung, welche durch das Einſchlagen der feindlichen Kugeln den Gipfelpunkt erreichte, zuſammen. Viele, welche ſich über Leichen und Trümmer den Weg bahnten, verfehlten den Zugang zu den Brücken, ſprangen ins Waſſer und verſuchten nun von den Seiten her die Brücken zu erklettern, doch wurden ſie von Andern wieder zurückgeſtoßen. Mitten in dieſem Kampf um Leben und Tod brach eine der Brücken unter furchtbarem Krachen zuſammen und nun ſtürzte Alles, was ſich darauf befand und nachdrängte, in den Schlund. Jetzt wendete ſich die Menge ausſchließlich der anderen Brücke zu, wodurch der Verzweiflungskampf immer hölliſcher wurde. Das Angſtgeſchrei der Weiber und Kinder, der Zertretenen und Geräderten, das Seufzen und Stöhnen der Verwundeten und Kranken, die gräßlichen Flüche der zu Tigern gewordenen Raſenden verhallten, wie im Sturme eines Ungewitters im Kanonendonner und Krachen der platzenden Granaten, ungehört, und die Fluthen der Bereſina verſchlangen unermeßliche Opfer. Es war am 29., Morgens 8½ Uhr, als General Eblé die Brücken in Brand ſtecken ließ. Viele Tauſend Menſchen und eine Menge Wagen blieben auf dem feindlichen Ufer zurück. Konnte der Jammer noch ein größeres Maß erreichen, ſo geſchah es nun, wo Weiber und Kinder mit herzzerreißendem Angſtgeſchrei am Ufer hin und her liefen und die Hände zum Himmel und nach der Richtung der Heimath ausſtreckten. Einige warfen ſich in das mit Leichen und Trümmern erfüllte Waſſer, Andere verſuchten wieder die treibenden Eisſchollen zu erklimmen oder ſtürzten ſich blindlings

in die Flammen der brennenden Brücke und ſtarben ſo einen doppelt gräßlichen Tod.

Während an der Bereſina das Maß des Unglücks voll zu ſein ſchien und Wittgenſtein auf den Höhen von Studzianka aufmarſchirte, bildeten auf dem rechten Ufer die Reſte der großen Armee eine formloſe Maſſe, aus welcher, als ſie nach Sembin vormarſchirte, kaum noch ein Nachtrab ſich bilden ließ. Die kurz vorher noch friſchen Armeekorps, das II. und IX., ſowie die Abtheilungen der alten Garde, welche bis zum 29. an der Brücke als Reſerve geſtanden hatten, lagen größtentheils an den Ufern der Bereſina begraben oder hatten ſich in dem Gewühl der Flüchtigen verloren, die ohne Führer und ohne Willen nach Wilna eilten. Napoleon ſoll ebenfalls erſt am 29. das Ufer des Fluſſes verlaſſen haben. Wir ſahen ihn, und zwar zum letzten Male in dieſem Feldzuge, nach einigen Tagen bei Molodetſchna. Von hier erließ er das berüchtigte neunundzwanzigſte Bülletin, die letzte Nachricht von ſeiner auf ſo ſchmähliche Art hingeopferten einſtigen großen Armee. In Smorgonyi verließ er das Heer von Flüchtlingen, das freilich nun ſeiner Führung nicht mehr bedurfte, machte ſich zu Schlitten aus dem Staube und eilte, ſeinem Verhängniß noch nicht verfallen, nach Paris. Der König von Neapel erhielt den Oberbefehl über den Schatten der Armee.

Nach dem Uebergange über die Bereſina kehrte der Winter mit größerer Strenge als je zuvor wieder. Es ſchien, als ob er alle Diejenigen verderben wollte, die ſeiner Wuth bisher entgangen waren. Der Kampf mit den Elementen, gleichwie der mit dem erbitterten ruſſiſchen Volke dauerte nicht nur fort, ſondern verdoppelte ſich. Die Moräſte von Sembin ſetzten der Verfolgung der nun vereinigten ruſſiſchen Armeen zwar vorläufig Grenzen und nöthigten ſie zu einem Umwege; wir bekamen einige Tage keinen Koſaken zu Geſicht und gewannen Vorſprung in der Richtung auf Wilna. Aber ſchon am

1. Dezember hatten die unermüdlichen Verfolger die Spitze der Kolonne wieder erreicht und begleiteten sie wie zuvor, brachen hier und dort, wo sie Lücken bemerkten und Beute witterten, ein, was man zwar nicht immer sah, aber an dem sich erhebenden Geschrei erkennen konnte. Mit Einbruch der Dunkelheit verschwanden sie und waren wenigstens so bescheiden und artig, uns während der Nacht hinter den Schneemauern ruhen zu lassen, die jetzt jede biwakirende Gruppe zum Schutze gegen den eisigen Wind aufthürmte. Wieder kennzeichneten sich die verlassenen Biwaks durch erfrorene Menschen und Pferde; täglich wurde die Zahl der Flüchtlinge und Wagen geringer. Ich ließ in diesen Tagen eins meiner beiden Pferde, welches keinen Fuß mehr vorwärts setzen konnte, mitten auf der Landstraße stehen. Vom 5. Dezember an stieg die Kälte auf eine gräßliche, übernatürliche und kaum noch zu ertragende Art, und auch ich glaubte, ihr unterliegen zu müssen. Unsere Gesichter, unsere langen Bärte waren ganz mit Eis überzogen, jede Bewegung der Gesichtsmuskeln verursachte Schmerz, es war kaum möglich, einen Augenblick stillzustehen, um ein Naturbedürfniß zu befriedigen. Manchem, der dazu genöthigt war, brachte dies den Tod. Es schien, als ob die Welt erstarrt und unbeweglich sei; kein Lüftchen bewegte sich, und die Schneeflocken fielen krystallhell senkrecht zur Erde, die Vögel taumelten erfroren aus der Luft nieder, Alles war stumm und man vernahm keinen menschlichen Laut mehr, nur das Knirschen der Tritte im Schnee und das Pfeifen der Wagenräder verkündeten noch Leben. Das Seufzen der Sterbenden ward nicht mehr gehört, ihr Fallen mit keinem Blick beachtet, es gab keine Freundschaft, keine Brüderschaft mehr, alle Bande der Natur waren gelöst. Das Uebermaß der Leiden hatte Viele so abgestumpft, daß sie nur noch thierischen Trieben folgten, und der verzehrende Hunger, die quälende Kälte trieb sie zu Handlungen, deren Erinnerung mich jetzt noch schaudern macht. Ein Sterbender hatte noch

nicht den letzten Athem ausgehaucht, so war er schon von Mehreren umringt, die ihn ausplünderten und vielleicht nach einem Stückchen Brot oder etwas Mehl bei ihm suchten; um ein frisch gefallenes Pferd schlugen sich Rasende, um wie Kannibalen das frische Blut zu trinken. Genug davon! —

Am 9. Dezember erreichten wir Wilna, um welches bereits die Kosaken schwärmten. Noch einen Tag länger unterwegs, und ich wäre erlegen. Die noch frische Division Loison und die Garnison von Wilna, beide fast nur aus deutschen Rheinbundstruppen, darunter unser 4. Linien-Regiment, bestehend, waren uns bis Smorgonyi zur Aufnahme entgegengegangen. General Wrede mit den Bayern hatte sich ebenfalls mit der Armee wieder vereinigt. Alle diese Truppen nahmen Stellung und versuchten den Rückzug aufs Neue zu decken. Noch hatten sie keinen Schuß gethan, als unser Anblick und die furchtbare Kälte auch auf sie auflösend einwirkte. Dicht vor Wilna begegneten wir einer überaus prächtig gekleideten und berittenen Truppe. Es war die neapolitanische Nobelgarde, aus den Söhnen der ersten Familien als Ehrenwache für Napoleon gebildet, die, erst kürzlich aus dem sonnigen Italien in dies furchtbare Klima versetzt, hier ihren Untergang fand.

Wilna war die erste bewohnte große Stadt, die wir seit dem Einrücken in Rußland antrafen. Die Wahrscheinlichkeit, hier entweder Erholung und Mittel zur Erhaltung des Lebens oder das Ende durch Gefangenschaft und Tod zu finden, gab Muth, die letzten Kräfte zusammenzuraffen. Es war bekannt, daß es hier wohlgefüllte reiche Magazine und Ueberfluß an Lebensmitteln gab. Bei unserer Ankunft hatte sich bereits ein Theil des Stromes der Flüchtlinge in die Stadt ergossen und die erschreckten Einwohner, die bis zum letzten Augenblick in Ungewißheit über das Unglück der Armee gelassen worden waren, mit Furcht und Schrecken erfüllt, so daß sie ihre Häuser und Läden, die Beamten aber die Magazine geschlossen hatten.

Dennoch gelang es uns, wenn auch mittelst Gewalt und förmlichen Einbruchs, in einem Hause Unterkommen zu finden. Es war keines der ersten und größten, und es ließ sich nicht vermeiden, daß beim Eindringen noch mehrere fremde Offiziere und Gott weiß was für Gestalten, die bisher nicht zu unserer Kolonne gehört hatten, sich anschlossen und so den Raum im Innern gänzlich anfüllten. Die Einwohner waren bald besänftigt und erholten sich von ihrer Angst, indem der General die strengste Ordnung und Schutz gegen weiteres Eindringen versprach. Wir verrammelten die Hausthür mit dem Entschlusse, wie es auch komme, wenigstens einmal eine einzige Nacht unter Dach und Fach zuzubringen, zu essen und zu trinken, einige Lebensmittel und die nothwendigen Kräfte zur weiteren Fortsetzung der unglückseligen Flucht zu sammeln oder hier zu enden. Die Bewohner hatten keine Wahl; sie mußten Alles an Lebensmitteln hergeben, was das Haus enthielt, und es reichte für den Tag hin, um einige dreißig verhungerte Gäste zu sättigen. Unserem gegebenen Versprechen und eigenen Willen entgegen vermehrte sich indessen diese Zahl, denn mehrere unglückliche Offiziere unserer eigenen Truppen fanden das Haus auf, in welchem ihr General sich befand, und da sie gerechten Anspruch darauf hatten, seine Herberge zu theilen, wurden sie eingelassen. Ich genoß die große Wohlthat, mich seit unendlich langer Zeit einmal reinigen zu können, ein frisches Hemd mit demjenigen zu vertauschen, welches ich seit Moschaisk auf dem Leibe getragen hatte, da ich, wie gesagt, noch im glücklichen Besitz eines kleinen Mantelsacks war, und mir den Bart abzuscheeren. Bei dieser Gelegenheit entsetzte ich mich vor mir selbst; mein ganzer Körper war von Ungeziefer zerfressen. Ich schlief darauf in einem warmen Zimmer auf einem Strohlager so süß, wie ich keine Nacht in meinem Leben geschlafen habe, und fühlte am andern Morgen nach dem Erwachen, daß ich wieder Mensch sei. Wir öffneten jetzt die Hausthür und gingen

auf Kundschaft aus, um zu sehen, wie es in der Stadt aussah, vor Allem aber, um aus Lebensmittel, namentlich Brot und Branntwein, zu verschaffen. Das Gewühl war fürchterlich; das Hereinströmen der Flüchtigen in die Stadt hatte an diesem Morgen des 9. wieder angefangen und dauerte den ganzen Tag fort. Die Kälte war dieselbe; viele Soldaten lagen erfroren in den Straßen, andere irrten nach Obdach und Lebensmitteln umher. Wüthend und voll Verzweiflung versuchten sie die Thüren und Fenster der Häuser einzuschlagen; es war ein herzzerreißender Anblick, zu sehen, wie Niemand öffnete und Alles sie zurückwies. Die Lazarethe und alle öffentlichen Gebäude waren bald überfüllt, und es fehlte auch da an Allem, so daß die Unglücklichen, welche sich dorthin geschleppt hatten, ebenfalls abgewiesen wurden. Man kann sich einen Begriff davon machen, welcher Jammer und welche Noth in Wilna herrschten, und in welche Bestürzung die Bewohner geriethen, wenn man bedenkt, daß plötzlich einige vierzigtausend verhungerte durch Frost und Wunden zur Verzweiflung gebrachte Menschen die Straßen der Stadt mit ihrem Geschrei und ihren Seufzern erfüllten. Mitten in dem entsetzlichen Lärm und Gewirr vernahm man den ungewohnten Ton der Trommeln, man sah wohlerhaltene Truppen durch die Stadt den Russen entgegenziehen; andere von der Division Loison kamen ohne Waffen und erfroren als Flüchtlinge, so wie wir es waren, zurück. Die Neapolitaner, am allerwenigsten fähig, diesem eisigen Klima Widerstand zu leisten, erschienen haufenweise ohne Pferde und Waffen auf den Straßen.

Im Laufe des Tages waren nun doch einige Magazine geöffnet worden und einige wenige Glückliche, die noch Kräfte genug hatten, sich nach den Vertheilungsorten durchzuschlagen oder den ganzen Tag davor zu liegen und zu warten, erhielten etwas Brot und Branntwein. Auch hatten einige Juden aus Habsucht und Gier nach Gewinn ihre Läden und Budiken

geöffnet, so daß man sich für Geld Lebensmittel anschaffen konnte. Nur Wenige setzten an diesem Tage ihren Marsch fort; Ruhe und Erholung war selbst den Kräftigsten zu sehr Bedürfniß, um sie trotz der augenscheinlichen Gefahr, daß die Russen die Stadt einschließen würden, zum Weitergehen zu veranlassen. Auch wir blieben am 9. in Wilna mit der Absicht, an unser 4. Regiment uns anzuschließen, um nicht länger als vereinzelte Flüchtlinge den schmachvollen Rückzug fortzusetzen.

Gegen Morgen des 10. hörten wir, nachdem wir in beständiger Spannung zugebracht hatten und schon zum Aufbruch vorbereitet waren, glücklicherweise den Generalmarsch schlagen. Eiligst verließen wir das Haus; die Straßen waren noch ziemlich leer, denn Wenige kehrten sich daran, indem sie vorzogen, ihr Leben gegen Hunger und Kälte zu schützen, anstatt es gegen den Feind zu vertheidigen. Nach und nach fanden sich einige bewaffnete Haufen zusammen; selbst die alte Garde, dieser Kern der einstigen großen Armee, war so zusammengeschmolzen, daß sie nur noch einige Züge bildete. Da erhob sich plötzlich das Geschrei: „Kosaken, Kosaken!“ Dies war das lange gewohnte Signal zum Beginn einer neuen wilden Flucht. Alles, auch wir, eilte zu dem nach Kowno führenden Thore hinaus; der König von Neapel befand sich unter den Flüchtlingen. Es war ganz dunkel, als wir das Thor hinter uns hatten, deshalb machten wir unter dem Schutze einiger bewaffneter Züge Halt, um das Weitere abzuwarten, aber kaum graute der Tag, so sahen wir, daß die aus dem Thore strömende Menge immer eilfertiger wurde und unsere Peiniger, die Kosaken, sich bereits der Kownoer Straße näherten. Man schlug sich auf verschiedenen Punkten jenseits und seitwärts der Stadt, über welche das Geschütz der Russen donnerte; der drohende Lärm und das Geschrei der Haufen von Unglücklichen, welche immer noch anlangten, erregte neue Verwirrung, und so

auf Kundschaft aus, um zu sehen, wie es in der Stadt aussah, vor Allem aber, um uns Lebensmittel, namentlich Brot und Branntwein, zu verschaffen. Das Gewühl war fürchterlich; das Hereinströmen der Flüchtigen in die Stadt hatte an diesem Morgen des 9. wieder angefangen und dauerte den ganzen Tag fort. Die Kälte war dieselbe; viele Soldaten lagen erfroren in den Straßen, andere irrten nach Obdach und Lebensmitteln umher. Wüthend und voll Verzweiflung versuchten sie die Thüren und Fenster der Häuser einzuschlagen; es war ein herzzerreißender Anblick, zu sehen, wie Niemand öffnete und Alles sie zurückwies. Die Lazarethe und alle öffentlichen Gebäude waren bald überfüllt, und es fehlte auch da an Allem, so daß die Unglücklichen, welche sich dorthin geschleppt hatten, ebenfalls abgewiesen wurden. Man kann sich einen Begriff davon machen, welcher Jammer und welche Noth in Wilna herrschten, und in welche Bestürzung die Bewohner geriethen, wenn man bedenkt, daß plötzlich einige vierzigtausend verhungerte durch Frost und Wunden zur Verzweiflung gebrachte Menschen die Straßen der Stadt mit ihrem Geschrei und ihren Seufzern erfüllten. Mitten in dem entsetzlichen Lärm und Gewirr vernahm man den ungewohnten Ton der Trommeln, man sah wohlerhaltene Truppen durch die Stadt den Russen entgegenziehen; andere von der Division Loison kamen ohne Waffen und erfroren als Flüchtlinge, so wie wir es waren, zurück. Die Neapolitaner, am allerwenigsten fähig, diesem eisigen Klima Widerstand zu leisten, erschienen haufenweise ohne Pferde und Waffen auf den Straßen.

Im Laufe des Tages waren nun doch einige Magazine geöffnet worden und einige wenige Glückliche, die noch Kräfte genug hatten, sich nach den Vertheilungsorten durchzuschlagen oder den ganzen Tag davor zu liegen und zu warten, erhielten etwas Brot und Branntwein. Auch hatten einige Juden aus Habsucht und Gier nach Gewinn ihre Läden und Budiken

geöffnet, so daß man sich für Geld Lebensmittel anschaffen konnte. Nur Wenige setzten an diesem Tage ihren Marsch fort; Ruhe und Erholung war selbst den Kräftigsten zu sehr Bedürfniß, um sie trotz der augenscheinlichen Gefahr, daß die Russen die Stadt einschließen würden, zum Weitergehen zu veranlassen. Auch wir blieben am 9. in Wilna mit der Absicht, an unser 4. Regiment uns anzuschließen, um nicht länger als vereinzelte Flüchtlinge den schmachvollen Rückzug fortzusetzen.

Gegen Morgen des 10. hörten wir, nachdem wir in beständiger Spannung zugebracht hatten und schon zum Aufbruch vorbereitet waren, glücklicherweise den Generalmarsch schlagen. Eiligst verließen wir das Haus; die Straßen waren noch ziemlich leer, denn Wenige kehrten sich daran, indem sie vorzogen, ihr Leben gegen Hunger und Kälte zu schützen, anstatt es gegen den Feind zu vertheidigen. Nach und nach fanden sich einige bewaffnete Haufen zusammen; selbst die alte Garde, dieser Kern der einstigen großen Armee, war so zusammengeschmolzen, daß sie nur noch einige Züge bildete. Da erhob sich plötzlich das Geschrei: „Kosaken, Kosaken!“ Dies war das lange gewohnte Signal zum Beginn einer neuen wilden Flucht. Alles, auch wir, eilte zu dem nach Kowno führenden Thore hinaus; der König von Neapel befand sich unter den Flüchtlingen. Es war ganz dunkel, als wir das Thor hinter uns hatten, deshalb machten wir unter dem Schutze einiger bewaffneter Züge Halt, um das Weitere abzuwarten, aber kaum graute der Tag, so sahen wir, daß die aus dem Thore strömende Menge immer eilfertiger wurde und unsere Peiniger, die Kosaken, sich bereits der Kownoer Straße näherten. Man schlug sich auf verschiedenen Punkten jenseits und seitwärts der Stadt, über welche das Geschütz der Russen donnerte; der drohende Lärm und das Geschrei der Haufen von Unglücklichen, welche immer noch anlangten, erregte neue Verwirrung, und so

riß die Flucht wiederum Alles in wildem Strome fort. Es war bei dieser Gelegenheit, wo eine Scene des Jammers mein Herz zerriß. Der Hauptmann v. Bobers vom Generalstabe der Division des Generals v. Ochs, ein junger Mann in der schönsten Blüthe des Lebens und, wie ich bereits berichtet, einer meiner Jugendbekannten aus dem preußischen Dienst, hatte mit erfrorenen Gliedern und schon lange höchst elend sich bis Wilna fortgeschleppt. An diesem unglücklichen Morgen, als wir uns schon im wilden Strudel der Flucht willenlos fortgerissen sahen und die Kosaken sich dicht hinter uns befanden, kam er, uns um Hülfe und Rettung anflehend, auf die jämmerlichste Art hinter uns hergelaufen. Seine Glieder waren schon so vom Froste ergriffen, daß er kaum noch kenntlich war. Eine Zeit lang gelang es ihm, sich an den Wagen des Generals anzuhängen und sich so fortschleppen zu lassen; an ein Haltmachen, um ihn aufzunehmen, war aber nicht zu denken, denn die nachströmende Masse würde sich sofort über den Wagen und ihn ergossen und beide vernichtet haben. So verließen den Aermsten denn bald die Kräfte; die Hände, schon vom Brande zerstört, versagten das längere krampfhafte Festhalten, er fiel, und mit Schaudern und Entsetzen hörten wir seine letzten Laute verhallen, indem wir ihm, dem Rettungslosen, den Rücken wenden mußten.

Die Stadt wurde sogleich von den Kosaken überschwemmt. Alle Kranken, Maroden, ein großer Theil der Nachzügler blieben darin zurück; ihre Zahl wurde auf 20 000 geschätzt. Viele gingen absichtlich nicht weiter, um sich Ruhe zu verschaffen und fernerem Elend zu entgehen. In Wilna ging nicht allein ein großer Theil der noch übrigen Armee verloren, sondern, da unsere Flucht wie ein Gewittersturm über die Stadt gekommen war und Niemand bei Zeiten Befehle für einen geordneten Rückzug gegeben hatte, fielen den Russen eine Menge der dort befindlichen Depots und Bagage, viel Artillerie, die Kriegskasse,

reiche mit Lebensmitteln wohlgefüllte Magazine und eine große Zahl Verwundeter in die Hände. Alles, was sich in diesem wilden Treiben nur noch bewegen konnte, wurde in der Richtung auf Kowno fortgetrieben, allein kaum eine Stunde von Wilna stieß man auf eine mit Glatteis überzogene Anhöhe, welche, so unbedeutend sie unter anderen Umständen auch sein mochte, der schwerfälligen und muthlosen Kolonne, den letzten Geschützen und Wagen ein unübersteigliches Hinderniß wurde. An dieser Eismauer zersplitterten die letzten Reste, hier ging Alles verloren und nur wenige Wagen entkamen, darunter der des Generals. Ich habe schon erzählt, daß auf demselben sein verwundeter am Nervenfieber erkrankter Sohn lag. General Allix, welcher sich zu uns gesellt hatte, trug hauptsächlich zur Rettung desselben bei.

Wenn auch schrecklichere Scenen, wie wir sie bereits durchgemacht hatten, nicht mehr eintreten konnten, so zeigten sich an dieser Anhöhe doch Dinge anderer Art, die selbst unter den entsetzlichen Unglücksfällen der französischen Armee der besonderen Erwähnung werth sind. An der Anhöhe hinter Wilna gingen die letzten Spuren der Armee, Ehre, Kräfte und Geld, verloren. Als nach stundenlangen vergeblichen Anstrengungen von Menschen und Pferden endlich der Berg mit zerbrochenen und umgeworfenen Wagen und Kanonen, mit gefallenen Menschen und Pferden nach allen Richtungen hin übersäet und nichts mehr zu retten war, da gab die Habsucht das Zeichen zur allgemeinen Plünderung. Die bis dahin geretteten Equipagewagen Napoleons und die der Generale und Offiziere wurden von ihren eigenen Führern und den Begleitmannschaften aufgeschlagen und der Plünderung preisgegeben, die kostbarsten Dinge wurden geraubt und umhergestreut, im bunten Gemisch, wie auf einem Jahrmarkt, lagen die Sachen unter einander; Jeder nahm, was ihm gefiel, und bot es schreiend den Vorübergehenden an. Die wenigen Soldaten, die noch mit Gewehren

versehen waren, warfen diese fort, um sich mit Gegenständen, die ihre Habsucht und Gier trotz ihres Elendes reizten, zu beladen und erlagen oft unter der Last nach wenig Hundert Schritten oder wurden von der Kälte gezwungen, ihre Beute wieder wegzuwerfen, zu der sich dann immer wieder andere Liebhaber fanden. Ein durch Zufall aufgegangener Wagen von Napoleons Schatz vollendete diese empörenden Auftritte; nun, als das verlockende Metall einmal umhergestreut war und durch seinen Anblick die Hinzuströmenden zu immer wilderer Gier reizte, wurden mehrere solche Wagen erbrochen. Ich sah, wie Soldaten in den Geldwagen standen und die Säcke mit goldenen und silbernen Francsstücken in den Schnee warfen, indem sie schrieen: „Wer will Geld!“ Viele überluden sich mit diesen Säcken über ihre geschwächten Kräfte hinaus und entledigten sich dieser Last, die ihnen das Leben nicht zu erhalten vermochte, sondern todbringend für sie war, bald darauf wieder. Später sollen sich sogar Kosaken unter die Plünderer gemischt haben, ohne daß man sich gegenseitig bemerkte; die Habsucht hatte für einige Zeit eine Art Waffenstillstand hervorgebracht.

Wir erreichten den Niemen und Kowno am 12. und fanden dort wiederum einige frische Truppen, lauter Deutsche aus den Staaten des Rheinbundes. Marschall Ney, dieser eiserne Mann, ein Feldherr und Soldat, wie vielleicht nie wieder die Welt und der Krieg einen ähnlichen hervorbringen werden, deckte noch mit einigen Hundert Mann der Division Loison und einigen Bayern freiwillig und aus eigenem Antriebe den Rückzug, wie er das beinahe von den ersten Tagen an gethan hatte; er selbst stets und so auch jetzt bis zum letzten Augenblick der Letzte bei der Arrieregarde. Außer einigen Hundert Grenadieren der alten Garde, die sich bei dem Könige von Neapel zur Deckung seines Hauptquartiers befanden und sich mit diesem so schnell wie möglich voraus begaben, waren die Truppen unter Ney der letzte Rest der Armee; zu ihnen kam

die Garnison von Kowno, diese wenigen Hundert unglücklichen Deutschen, die nun auch dem Verhängniß verfielen und in den allgemeinen Untergang verwickelt wurden.

In Kowno befanden wir uns an der Grenze des russischen Reichs; noch einige Schritte, dann hatten wir die Brücke überschritten und standen auf preußischem Boden. Aber waren wir darum gerettet, hörten Verfolgung, Ungemach und Kälte auf?

Am 25. Mai dieses denkwürdigen Jahres war Napoleon an demselben Orte an der Spitze einer Armee, wie die neuere Zeit noch keine gesehen, über den Niemen gegangen und hatte die Fackel dieses furchtbaren Krieges entzündet. Noch waren nicht sechs Monate vergangen, und dieser Fluß sah einen Haufen jämmerlicher Flüchtlinge, gejagt von einigen Kosaken, den Rest von 400 000 Menschen, zu Schatten abgezehrt an seinen Ufern. Dies war der Boden, auf dem vor wenig Monaten die von Hoffnungen, Stolz und Verblendung erfüllten, so oft siegreichen Heere gestanden hatten, um auf den Wink eines Einzigen Tod und Vernichtung jeglicher Gestalt bis nach Moskau hinzutragen und dann als beispielloses Opfer selbst zu Grunde zu gehen. Aus den russischen Steppen, die sie unter einer glühenden Sonne betreten hatten, und die nun zu Eiswüsten geworden waren, kehrten vielleicht noch tausend bewaffnete Soldaten und an zwanzigtausend mit Lumpen bedeckte Jammergestalten zurück. Mit bleichen, erdfarbenen Gesichtern, erloschenen Augen, brandigen und verstümmelten Gliedern wankten sie dahin, viele trugen den Keim des Todes in sich, der sie nur bis jetzt verschont zu haben schien, um Deutschland und ihrem eigenen Vaterlande ein Bild dieser Zerstörung zu zeigen. Die wenigen übrig Gebliebenen flohen einzeln mit der größten Eile über die Brücke; sie hofften, nun alle Leiden und den schrecklichen Winter hinter sich zu lassen. Aber wenn auch dieser Verbündete des Feindes den Verfolgern Stillstand geboten und auch sie der Auflösung nahe gebracht hatte, so reichten immer noch

einige Kosaken hin, um den Schrecken unter den Flüchtlingshaufen rege zu erhalten und der Grenzfluß setzte den Verfolgungen kein Ziel. Denn der Niemen war als Strom verschwunden, der Winter hatte auch ihn erstarren gemacht, und wenngleich die wild in einander geschobenen Eisschollen den Uebergang unsicher und beschwerlich machten, so brachen die eilfertigen Flüchtlinge, denen der enge Weg auf der Brücke nicht genügte, sich bald Bahnen und zeigten so den Russen den Weg zur Verfolgung. So flohen denn Könige, Prinzen, Marschälle, Generale, Offiziere, oft ohne jede Begleitung zu Fuß einzeln oder ein letztes halbverhungertes Pferd mit Mühe hinter sich herziehend, neben einigen Hundert Bewaffneten über den Fluß, um sich in den Wäldern von Preußisch-Litthauen zu verlieren.

Am 13. Morgens verließen wir Kowno. Es war die höchste Zeit, denn die Soldaten waren in die Branntwein-Magazine gedrungen und Unzählige lagen starr und todt auf dem Markt und der engen Straße, welche nach dem Thore führt, so daß der Weg beinahe ganz versperrt war und wie gewöhnlich die tollste Unordnung herrschte. Der Marschall Ney hatte sich an die Spitze der vorgefundenen schwachen Truppen gestellt und vertheidigte Stadt und Brücke, wodurch er die Kosaken einige Zeit im Zaume hielt. Jedem, der den Zustand der Armee kannte, mußte dies Unternehmen als eine Tollkühnheit erscheinen und man kann dem unerschütterlichen beispiellosen Heldenmuth des Mannes nur die größte Bewunderung zollen, welcher allein, als Alles floh oder dem Tode erlegen war, noch an Vertheidigung dachte. Auch bleibt es unbegreiflich, daß die physischen Kräfte dieses Helden nicht endlich versagten.

Der König von Neapel hatte Tilsit zum allgemeinen Sammelpunkt bestimmt. Dorthin wendeten auch wir uns, aber kurz hinter Kowno theilte sich die Straße in der Richtung auf Tilsit und Gumbinnen. Wir schlugen den Weg nach

Gumbinnen ein und erfuhren später, daß Murat seinen Befehl geändert und sich selbst nach Gumbinnen begeben hatte, wo Alles sich sammeln sollte. Unweit Kowno trafen wir abermals eine mit Glatteis bedeckte verhängnißvolle Höhe an, bei der sich die Scenen wiederholten, die wir vor drei Tagen bei Wilna erlebt hatten. Hier fiel mein letztes Pferd, welches ich mit vielen Anstrengungen und Mühen mir bis jetzt erhalten, das so brav ausgehalten hatte und das ich bereits gerettet glaubte. Auch der leichte Wagen des Generals ging zu Grunde und mit Mühe gelang es uns, seinen kranken Sohn auf einem Pferde zu retten. Wir selbst, nun aller Sorgen um irgend ein Eigenthum entledigt, längst Flüchtlinge, nun ganz Bettler, erklommen mit vieler Mühe die Höhe, indem wir die Eisbahn im Gebüsch umgingen. Die geschäftigen Kosaken hatten bald den Niemen auf der natürlichen Brücke überschritten und machten hier die letzte bedeutende Beute. Wir irrten nunmehr so lange quer durch den Wald im tiefsten Schnee fort, bis wir die Straße wieder erreichten. Gegen Abend zwang uns die Noth, dieselbe wieder zu verlassen, um ein Dorf aufzusuchen, was wir glücklich fanden.

Die Verfolgung durch die Russen hörte, nachdem wir den preußischen Boden betreten hatten, nach und nach auf. Sie hatten Kowno angegriffen, die letzten wenigen Hundert Mann unter Ney geworfen und zerstreut und somit die letzte Stadt ihres Gebiets zurückerobert, so daß am 14. Dezember kein bewaffneter Mann der französischen Armee, mit Ausnahme des Macdonaldschen Korps in Kurland, jenseits des Niemens, war. So konnten auch wir unseren ferneren Weg nach Gumbinnen mit Ruhe und sogar mit einiger Bequemlichkeit fortsetzen. In einem Dorfe verschafften wir uns einen einspännigen Schlitten, auf welchem der Sohn des Generals fortgebracht wurde. Einer Zigeunerbande gleich zogen wir von Dorf zu Dorf durch tiefen Schnee und erreichten am 16. Schirwind, die erste preußische

Stadt. In diesem Orte hatte ich im Kriege 1807 einige Zeit gestanden und fand einige bekannte Menschen wieder. Ich begab mich nach dem Rathhause und bat um Unterkunft, die bereitwilligst gewährt wurde, weil der General als Deutscher und ich als ehemaliger preußischer Offizier viel Theilnahme erregten. Wir erhielten in einem der besten Häuser, bei der Wittwe eines preußischen Offiziers, der Frau Majorin v. Gerhard, Quartier angewiesen. Diese Dame sah uns mit großen Augen an, als wir ihr Haus betraten, und als sie hörte, daß ein General mit seinen Adjutanten, durch kein äußeres Abzeichen erkennbar, sondern in Schafpelze und Lumpen gehüllt, voller Schmutz, vom Rauch der Biwaks geschwärzt, mit langen von Eis starrenden Bärten, mit erfrorenen Gliedern, ihre Gäste sein sollten. Sie wußte nicht, ob sie davonlaufen oder bleiben sollte, wir waren in unserem Aufzuge nicht minder befangen, und so war die Verlegenheit groß, bevor wir uns einigermaßen verständigten und in das reinliche, wohlgeordnete Haus, in das freundliche Zimmer einzutreten wagten — hatten wir doch seit sieben Monaten keine mit den Bequemlichkeiten des Lebens versehene menschliche Wohnung erblickt. Endlich, nachdem die ersten beiderseitigen Eindrücke überwunden waren, bot unsere Wirthin Alles auf, um durch Sorgfalt und Aufmerksamkeit unsere Lage so viel wie möglich zu verbessern, und nahm uns mit wahrer Theilnahme und Herzensgüte auf.

Es ist nicht möglich, den Eindruck zu schildern, welchen der Aufenthalt in einer reinlichen menschlichen Wohnung auf uns machte. Das Wiederfinden von Menschen, die unsere Sprache redeten, ihre Gastfreundschaft, ihre Theilnahme, die Befriedigung so mancher lange entbehrten Bedürfnisse und Annehmlichkeiten des Lebens, der Genuß des ersten regelmäßigen Abendessens, der Gebrauch einer Serviette und von Löffel, Messer und Gabel, erweckten Gefühle, die sich nicht beschreiben lassen. Aber der Uebergang zu einem ganz neuen

Leben, dazu das plötzliche Fallen der entsetzlichen Kälte, wirkte so nachtheilig selbst auf einen noch gesunden Körper, daß man sich nicht lange bei dieser grellen Veränderung behaglich und wohl fühlen konnte. So war es z. B. mir nicht möglich, auch nur eine halbe Stunde in dem ersten Bette, welches sich mir darbot, auszuhalten. Meine Frostwunden an Händen, Füßen und im Gesicht begannen nun erst zu schmerzen und mein Blut kam in eine solche gährende Wallung, daß ich Linderung und Schlaf nur außerhalb des Bettes auf der nackten Erde finden konnte. Der Keim einer Krankheit schien in meinem Körper zu liegen, und nur die größte Vorsicht, ganz allmälige Gewöhnung an eine geregelte Lebensart, das Vermeiden des Aufenthalts in geheizten Zimmern und von Betten konnte sie einigermaßen abwenden. Wir machten in Schirwind Ruhetag und setzten unseren Weg, aber durch den Aufenthalt mit allen seinen Wohlthaten keineswegs gestärkt sondern im höchsten Grade ermattet, nach Gumbinnen fort. Da wir noch mit einigem Gelde versehen waren, nahm unser Zug nun einigermaßen die Gestalt einer Reise an; wir mietheten Bauernwagen oder Schlitten und gelangten auf diese Weise bis zur Weichsel nach Thorn.

In Gumbinnen hörten wir, daß für die verschiedenen ehemaligen Armeekorps Sammelplätze in Orten an der Weichsel bestimmt waren; für die Westfalen war es Thorn. Wir fanden in Gumbinnen den König von Neapel, den Vizekönig von Italien und ziemlich alle die bekannten Marschälle und Großen der französischen Armee, die Reste der alten Garde, kurz Alles, was sich aus Rußland gerettet hatte. Gumbinnen war deshalb mit Menschen überfüllt, und nur mit großer Mühe gelang es uns, Unterkommen in einem entlegenen, aber anständigen Hause der Vorstadt zu finden. Keineswegs ward uns hier indessen die gute Aufnahme wie in Schirwind zu Theil. Die Nachricht von dem Unglück der Franzosen, dieser

verhaßten Feinde Preußens, hatte sich schon im Lande verbreitet, und es war nicht mehr möglich, den Einwohnern den wahren Zustand der Armee zu verbergen, so stark die Franzosen in solchen Dingen waren und so sehr sie durch allerhand Mittel versuchten, es zu thun. Die Hiobsposten waren unseren Schritten vorausgeeilt, und so begannen sich Hoffnungen in den Gemüthern der tiefgebeugten Einwohner zu regen, wenn es jetzt auch nur die ersten schwachen Strahlen des Morgenroths künftiger Befreiung waren. Wohin wir kamen, wurden wir mit scheelen Augen angesehen; die Einwohner steckten die Köpfe zusammen und konnten trotz alles Elends, welches sie sahen, das, was sich in ihnen regte, nicht verbergen, wenn sie es auch nur durch Mangel an Theilnahme, Liebloſigkeit und stellenweise harte Behandlung besonders der Franzosen auszudrücken wagten. Diese Stimmung zeigte sich bereits in Gumbinnen; später sah man, wie das Gefühl der Rache auch bei den Einwohnern des platten Landes erwachte; die Bauern begannen Gewaltthätigkeiten an den Franzosen, die durch ihre Dörfer zogen, zu verüben. Ich selbst glaubte in Gumbinnen mein Ende zu finden, denn während der Nacht hatte mich ein heftiges Fieber befallen, und als ich mich am Morgen vom Lager erheben wollte, war ich am ganzen Körper gelähmt und bei den heftigsten Schmerzen unfähig, ein Glied zu bewegen. Auch der General und meine übrigen Gefährten befanden sich in einem ähnlichen nur nicht ganz so üblen Zustande. Das seit einigen Tagen eingetretene Thauwetter, der unvermittelte Uebergang zu einer der seit langer Zeit geführten ganz entgegengesetzten Lebensweise, die Wärme des Zimmers und des Bettes, die ungewohnte Nahrung, alles dies zusammen hatte den Krankheitszustand hervorgebracht. Wir konnten sämmtlich nicht weiter, und so hatte unser Wirth plötzlich ein Lazareth in seinem Hause. Das Mitleid unserer Wirthsleute regte sich nun, man holte einen Arzt, und die Frau des Hauses, die uns kurz zuvor besonders

lieblos behandelt hatte, bot Alles auf, uns Hülfe und Beistand zu verschaffen und pflegte uns mit der größten Aufmerksamkeit. Die vom Arzt verordneten Mittel und meine gute Natur hatten schon nach vierundzwanzig Stunden die Krankheit überwunden, ich war fast schmerzlos und konnte meine Glieder wieder bewegen, so daß ich mein Lager zu verlassen und mit den Uebrigen, die sich gleichfalls erholt hatten, die Reise nach Thorn fortzusetzen vermochte. Es war dazu die höchste Zeit; das Hauptquartier und Alles, was noch beweglich war, hatte Gumbinnen bereits verlassen, und es ließ sich voraussehen, daß die Kosaken unsere Spur nicht ganz aus den Augen verlieren und demnächst wieder erscheinen würden. So langten wir denn am 2. Januar 1813 zwar noch angegriffen sonst aber wohlbehalten in Thorn an, nachdem wir von Moschaisk 65 Tage unterwegs gewesen waren. Welche Zeit! Welche Anstrengungen, Leiden und Erfahrungen! —

Mit der Ankunft in Thorn konnten wir uns als aus dem großen Schiffbruch gerettet betrachten, aber ein tückischer Feind bedrohte noch immer unser Leben. Epidemische Krankheiten brachen in Thorn und in allen Orten an der Weichsel aus, wohin die Trümmer der Armee kamen. Die Lazarethe waren überfüllt, kein Haus ohne Kranke, und der Tod hielt eine furchtbare Nachlese. Man sah in den Straßen der Stadt zwar wenig Leichenzüge, aber die Todtenkarren waren stündlich beschäftigt, die Opfer der Weichsel zuzuführen, und Tag und Nacht vernahm man das dumpfe Rollen dieser Karren. Ein Nervenfieber ergriff gleich in den ersten Tagen den General v. Ochs, so daß wir an seinem Aufkommen zweifelten. Sein Sohn dagegen, der den ganzen Rückzug verwundet und mit derselben Krankheit behaftet mitgemacht hatte, erholte sich wunderbarerweise von Tag zu Tage mehr, so daß er jetzt mit uns gemeinsam die Pflichten der Pflege bei dem General versehen konnte. Mich selbst bewahrte und erhielt

der Himmel ferner; meine kräftige Natur schützte mich vor ernster Krankheit.

Alles, was sich von den Truppen des westfälischen Korps in Thorn sammelte, bestand aus kaum noch 1500 Mann aller Waffengattungen; das waren die Ueberbleibsel von 24000 Mann. Aus diesen Resten wurde ein Infanterie-Regiment formirt, welches, da es sich täglich durch zahlreiche Todesfälle verringerte, unter Befehl des Generals Füllgraf bald nach Cüstrin abmarschirte. Alles, was gesund und ohne eine andere Bestimmung erhalten zu haben, in Thorn zurückgeblieben war, sollte nun nach einem Tagesbefehl des Kommandanten bewaffnet und zur Vertheidigung der Festung verwendet werden. Den Offizieren wurde bei Verlust der Ehre und Androhung der Todesstrafe auferlegt, sich vom Zeughause Waffen zu holen und als Gemeine einzutreten, da ihre Zahl im Verhältniß zu der der Soldaten zu groß war, um sie ihrem Range nach anzustellen. Wir Adjutanten des Generals v. Ochs fühlten keinen Beruf, dieser heroischen Maßregel Folge zu geben und die Muskete zu ergreifen. Obgleich uns unser Dienstverhältniß hätte schützen sollen, drang der Kommandant doch darauf, uns zu bewaffnen und einzustellen. Nur mit Mühe entgingen wir der Ausführung dieses Befehls, indem wir, dem Willen des Generals zufolge, der sich ebenso wenig wie wir in Thorn einsperren lassen wollte, ihn sozusagen sterbend in einen Wagen packten und im letzten Augenblick, kurz bevor die Verbindung nach außen gänzlich abgesperrt wurde, die Stadt verließen, um den Weg nach der Oder und zwar nach Krossen einzuschlagen. Wir hatten zum Glück in Thorn einen Zahlmeister unseres Armeekorps gefunden, der uns reichlich mit Geld versah, wodurch ich in den Stand gesetzt wurde, gemeinschaftlich mit dem Kapitän v. Saint-Paul einen gewöhnlichen polnischen Wagen und zwei Pferde zum weiteren Fortkommen zu kaufen. Für den General hatten wir gleichfalls einen Wagen besorgt, und

so traten wir, gerade als die Krisis in der Krankheit desselben eingetreten war, die Reise nach Krossen an. In Posen ruhten wir einige Tage und sorgten dafür, daß unserem General ärztliche Hülfe zu Theil wurde, so daß sich sein Zustand wenigstens nicht verschlimmerte, wenn wir auch immer noch an seiner Erhaltung zweifelten. In Posen herrschte eine außergewöhnliche kriegerische Thätigkeit und viel Leben. Napoleon hatte das polnische Volk, als er die Armee verließ und nach Paris eilte, nochmals für die Vertheidigung seines Landes und seiner Freiheit zu begeistern gewußt. Die unglückliche Nation, infolge der Opfer, welche sie bereits ihrem „Befreier" gebracht, bis zur Ohnmacht geschwächt, raffte ihre letzten Kräfte zusammen. Alle noch kampffähige Mannschaft, unter Anführung der Edelleute, war aufgeboten, und die Errichtung polnischer Kosakenkorps war theils schon vollendet theils im Werke. Die Russen drangen übrigens dennoch ohne Weiteres in Polen ein und die Hauptstadt fiel in ihre Hände, so daß die vergeblichen Rüstungsmaßregeln nur dazu gedient hatten, das Land vollends zu erschöpfen.

So gelangten wir nach Krossen als demjenigen Ort an der Oder, der den Trümmern des westfälischen Korps nach Abzug der nach Cüstrin geschickten zum zweiten Sammelpunkt angewiesen war. Nur der Rest der Kavallerie unter General v. Hammerstein fand sich außer uns hier ein, setzte aber ohne Aufenthalt den Marsch nach Kassel fort, während wir mit dem General bis zu seiner Genesung zurückblieben und nachdem wir in seinem Namen dem Kriegsministerium angezeigt, daß er krank hier angekommen, den weiteren Befehl zur Rückkehr nach Kassel erwarteten. Während meines Aufenthalts in Krossen war ich Zeuge der geistigen Bewegung, welche der denkwürdigen Erhebung Preußens voranging. Die Konvention des Generals York, oder dessen verrätherischer Abfall, wie es die Franzosen nannten, wurde in dieser Zeit bekannt und erfüllte

die Bewohner mit Hoffnungen und einem Gefühl der Freude, das sie, noch an den Druck durch die Franzosen gewöhnt, zwar verbargen, aber nicht ganz unterdrücken konnten. In dem Gasthause, in welchem wir wohnten und speisten, fand ich Gelegenheit, mehrere inaktive preußische Offiziere täglich zu sehen und näher kennen zu lernen. Ebenso fanden sich unter den im Gasthause absteigenden Fremden häufig Offiziere, darunter ehemalige Kameraden und Freunde, sogar einer von meinem alten Regiment. Die alte Anhänglichkeit an meine ehemaligen Waffenbrüder, die Liebe zu meinem wahren unglücklichen Vaterland bewirkten mit der Zeit einen vertraulichen Umgang, der aber nicht ohne Peinlichkeit für beide Theile war. Jene erkannten in mir zwar einen ehemaligen Kameraden und Landsmann, den nur das Schicksal von der guten Sache getrennt hatte; sie nannten mich aber doch im Herzen einen Abtrünnigen, wenn sie auch mit mir vor Kurzem unter dem Befehl Napoleons, der noch immer Preußens Verbündeter war, für eine und dieselbe Sache gefochten hatten. Dazu kam, daß ich ihre sich mehr und mehr erwärmenden Gefühle des Hasses und der Verachtung gegen alle Franzosen und deren Anhänger nicht öffentlich theilen und in ihre Aeußerungen nicht laut einstimmen durfte. Diese Lage wurde noch unangenehmer, als Ende Januar die Reste des preußischen Ulanen-Regiments, welches den Zug nach Moskau mitgemacht hatte, von Königsberg kommend, wo sie sich durch eine Marsch-Eskadron verstärkt hatten, durch Krossen nach Schlesien marschirten. Der Anblick dieser ersten preußischen Truppen, denen bald darauf die Garden, das Kadettenkorps, viele Offiziere und Beamten folgten, die alle zum Könige nach Schlesien gingen, erfüllte die Einwohner der Stadt mit lautem Jubel, wie ihn nur ein unterdrücktes Volk im Gefühl der nahen Rettung zu äußern vermag. Wir befanden uns von diesem Augenblick an sozusagen unter Feinden vereinzelt in einer Stadt, deren Einwohner nach Gefallen uns jeden Augen-

blick zum mindesten als Gefangene behandeln konnten. Doch dergleichen geschah nicht; man ließ uns, die wir unseres kranken Generals wegen wider Willen unseren Aufenthalt verlängern mußten, gänzlich unbehelligt, und wenn auch die Herren, mit denen ich verkehrte, zurückhaltender wurden, bis sie endlich abreisten um zur Armee zu gehen, so muß ich anerkennen, daß uns überall die größte Rücksicht entgegentrat. In dieser Zeit war es, daß ein Jugendfreund und ehemaliger Kamerad von mir, der Major v. Hüser vom Kadettenkorps, durch Kroffen kam und mich für die gute Sache, wie man damals sagte, zu gewinnen suchte. Ich gestehe, daß es mir unter den damaligen Umständen herzlich schwer wurde, der allgemeinen Stimmung, die sich für die Abschüttelung des verhaßten französischen Joches begeisterte, der Liebe zu meinem Geburtslande und den Aufforderungen eines alten Freundes zu widerstehen. Ich mußte meine Neigungen, meine wahren Gefühle unterdrücken, aber ich war bald mit mir einig, daß es sich mit meinen wenn auch traurigen Pflichten nicht vertrug, diesen Aufforderungen Gehör zu geben und meinen Posten, ohne von meinem Eide entbunden zu sein, zu verlassen. Wir schieden daher, nachdem ich meine Ansichten auseinandergesetzt, ziemlich kalt von einander, und ich wäre glücklich gewesen, wenn dieser und mancher andere Eindruck mir erspart geblieben wäre.

Nach einem Aufenthalt von mehr als vier Wochen, während welcher Zeit General v. Ochs genesen und der Befehl zur Rückkehr eingetroffen war, reisten wir nach Kassel und langten am 20. Februar 1813 daselbst an. Einige Tage später mußte ich mich von dem General trennen. Derselbe wurde, um seine Gesundheit ganz herstellen zu können, nicht aktiv verwendet, aber später als Kommandant des Elb-Departements nach Halberstadt geschickt, wo ihn Czernitschef gefangen nahm und nach Rußland bringen ließ; er erlitt so ein Schicksal, dem er sechs Monate zuvor durch eine wunderbar glückliche Rettung ent-

gangen war. Der König verlieh mir für den Feldzug in Rußland den Orden der weſtfäliſchen Krone und ernannte mich zum Adjutanten des Generals Danloup-Verdun, eines ſeiner General-Adjutanten, welcher mit der bereits wieder eifrig betriebenen Aufſtellung neuer Truppen betraut war, ſo daß ich gleich wieder in die lebhafteſte Thätigkeit verſetzt wurde.

IV.

Der Feldzug 1813.

Ich glaube mit Recht ſagen zu können, daß ich und Jeder, der mit heiler Haut aus dem ruſſiſchen Feldzuge zurückkehrte, gleichſam zum zweiten Male geboren wurde. Ich fühlte zwar einige Froſtſchäden und ſonſtige leichte Nachwehen der erduldeten Anſtrengungen, aber ich überwand ſie bald, gewöhnte mich nach und nach wieder an eine geordnete Lebensweiſe und zu meiner Verwunderung erfuhr ich an mir, daß ich weit wohler und kräftiger wurde, als ich es vor dieſem Feldzuge geweſen war. Meine neue Stellung als Adjutant des Generals Danloup-Verdun trat ich mit gemiſchten Gefühlen an, denn als Deutſcher und Preuße verſpürte ich keine große Neigung, in ein ſo nahes Verhältniß zu einem Franzoſen zu treten. Sonderbarerweiſe ſchien der General aber für die Preußen eine beſondere Zuneigung zu beſitzen, denn ſein in Rußland gebliebener Adjutant, ein Graf d'Ales, ein Emigrant, hatte ebenfalls früher in preußiſchen Dienſten geſtanden und, wie ich vernahm, hatte der General meine Perſon ſich als Erſatz ausgebeten. Ich mußte alſo einen gewiſſen Werth auf dieſe Anſtellung legen, und inſoweit ein Franzoſe mir wohlwollen, ich dagegen ihn achten und ihm zugethan ſein konnte, geſtaltete ſich unſer Verhältniß recht erträglich. General Danloup war ohne hervorſtechende geiſtige und ganz ohne wiſſenſchaftliche Bildung; er war einer

der vielen Franzosen, die seit der Revolution, nachdem sie von der Pike auf gedient, sich durch persönliche Tüchtigkeit und gute Soldateneigenschaften auszuzeichnen hatten. Er war lebhaft, thätig, rasch, kannte den praktischen Dienst von den Pflichten des Korporals an bis zu denen des Kompagnieführers gründlich, viel weiter aber nicht, galt für einen guten Truppenorganisator, wozu ihn der König häufig gebrauchte, war streng aber gerecht gegen seine Untergebenen und übrigens von Herzen gutmüthig. Die seinem Range entsprechende weltmännische Bildung ging ihm indessen ganz ab: er gehörte, obgleich Adjutant des Königs, nicht zu den Gebildeten, sondern zeigte im Dienste, wie im Umgange und häuslichen Leben rauhe, mitunter massive Formen, wodurch er Denen, welche ihn nicht näher kannten und besonders den Deutschen, die sich so leicht durch einen Franzosen einschüchtern ließen, imponirte und sich einen gefürchteten Ruf in der Armee erworben hatte. Von dieser Seite kannte ich den General von früher, deshalb war es erklärlich, wenn ich mit einiger Besorgniß meine neue Stellung antrat, obgleich ich schon an den Umgang mit Franzosen gewöhnt auch ihrer Sprache mächtig war und mir soviel Lebensklugheit, Welt- und Menschenkenntniß angeeignet hatte, um mich so ziemlich in Alles zu finden. So ging die Sache ganz gut, und die Art, wie der General mich im Dienst behandelte, bewies, daß auch er zufrieden mit mir war. Dagegen trug die Gewohnheit aller französischen Generale, die er ebenfalls angenommen hatte, ihren Adjutanten als zu ihrem Privatdienst gehörig, als Kammerherrn oder ersten Kammerdiener zu betrachten, dazu bei, daß ich bald erkannte, in welcher falschen Stellung ich mich befand, und daß ich in manche peinliche Lage gerieth. Ich mußte in seinem Hause wohnen und täglich bei ihm speisen, ward fast als Familienglied angesehen und auch Madame, eine nicht sehr junge und nicht besonders liebenswürdige Pariserin, zeigte sich gnädig gegen Monsieur l'Adjudant: meinen barbarischen deut-

schen Namen lernte sie nie aussprechen oder wollte es nicht. Trotzdem konnte ich es nicht dahin bringen, dies Wohlwollen durch wahres Vertrauen, näheren Anschluß und Privatdienstleistungen zu vergelten, zumal da von mir verlangt wurde, als Adjutant auch diplomatischer Spion zu sein, ein Ansinnen, welches in dieser Zeit, wo die Herrschaft der Franzosen in Deutschland mit starken Schritten sich ihrem Ende näherte, mehrfach hervortrat. Der General verlangte von mir, ich sollte ihm über den öffentlichen Geist in Kassel, die Stimmung der Truppen, über Stadtneuigkeiten berichten, damit er, wie er sagte, Stoff für seine Unterhaltungen mit dem Könige hätte. Dazu war ich nun nicht gemacht; ich hätte, selbst wenn ich es gewollt, wichtige Dinge überhaupt nicht auszukundschaften vermocht, stellte mich aber auch für Kleinigkeiten der Art so hölzern an, daß ich Vorwürfe zu hören bekam, ich sei nicht intelligent und ihm nicht anhänglich genug. Bei solchen Gelegenheiten las ich deutlich auf seinem Gesicht die beliebte Phrase: „Bête allemande“. Indessen störte dies das gute Einvernehmen nicht, und wenn ich auch nicht das leistete, was er beanspruchte, so behandelte er mich doch stets mit Rücksicht. Wirklich peinlich wurde meine Stellung, als Preußen an Napoleon den Krieg erklärte. Der Gedanke, vielleicht gegen mein geliebtes wirkliches Vaterland fechten zu müssen, erfüllte mich mit Grauen. Was sollte ich thun? Meineidig werden und bei Nacht und Nebel fortgehen oder, was auch kommen mochte, aushalten? Den Abschied zu erhalten, daran war nicht zu denken, so lange Westfalen als Bundesgenosse Frankreichs sich im Kriege gegen Preußen befand. So hieß es denn aushalten, denn meinen Eid wollte ich nicht brechen. Als Preuße und Deutscher begrüßte ich im Herzen die denkwürdigen Begebenheiten und Erfolge des ruhmreichen Jahres 1813 mit Jubel, als Soldat mußte ich ihnen feindlich gegenüberstehen. So ist das schöne Jahr 1813 das kummervollste meines Lebens geworden!

Der König von Westfalen strengte seinen ausgesogenen Staat aufs Aeußerste an, um die durch den russischen Feldzug erlittenen Verluste an Menschen und die noch empfindlicheren an Material zu ersetzen und auf Befehl Napoleons eine neue Armee zu schaffen. Die wenigen zurückgekehrten Offiziere wurden für ihre Verluste reichlich entschädigt und mit Gnaden überhäuft. Auch mir wurde, wie ich bereits berichtet, die Ehre zu Theil, zum Ritter des Ordens der Krone ernannt zu werden. Bei dieser Gelegenheit fehlte es nicht an Verheißungen fernerer Bevorzugung und einer schnellen Laufbahn, die vielleicht bei weiterem Bestehen des Staates in Erfüllung gegangen wären, denn an tüchtigen Offizieren fehlte es sehr und in die unteren Grade waren Kreti und Pleti ernannt worden. Als der General mir den Orden übergab, sagte er mir einige Worte, welche mir Aufschluß über meine bisherige Stellung und das mir früher zugefügte Unrecht gaben. Es hieß, der König rechne nach dieser Anerkennung, die er meinem Wohlverhalten zu Theil werden lasse, ganz auf meine Treue, die er aus Gründen, und weil ich preußischer Offizier gewesen, früher in Zweifel gezogen habe. So wußte ich denn, wie man von mir und meinen Landsleuten gedacht hatte. Im Ganzen war das kein Wunder; Preußen war trotz seiner Ohnmacht stets von Napoleon gefürchtet und von Jerome mit Eifersucht betrachtet worden; an dem Dörnbergschen Aufstand waren mehrere frühere preußische Offiziere betheiligt, der Abfall des Yorkschen Korps und der Uebergang westfälischer früher preußischer Offiziere nach dem russischen Feldzug konnte immerhin Besorgnisse hervorrufen. Die ehemals hessischen, hannoverschen und braunschweigischen Offiziere wurden, weil ihre Landesherren entfernt waren, für zuverlässiger gehalten, und dennoch zeigte es sich jetzt und später, als der König mehr und mehr ins Gedränge kam und die Auflösung des Staates näherrückte, daß auch sie meineidig wurden und selbst an der Spitze ihrer Truppen die Sache Westfalens verließen — eine

Handlung, die nie zu rechtfertigen ist —, während ich und einige andere Preußen bis zuletzt aushielten.

Die Reorganisation der westfälischen Armee ging im Frühjahr 1813 mit Eifer und großer Thätigkeit vor sich, so daß bereits im März ein verhältnißmäßig großer Theil derselben wieder auf den Beinen stand. Trotz aller Anstrengungen und Kosten fehlte der neuen Armee aber der gute Wille und Geist, die Uebung und die Schlagfertigkeit. Es wurden zwar die bewährtesten Mittel ergriffen, um in möglichst kurzer Zeit Soldaten zu bilden, indem man die jungen Truppen, sobald die Einkleidung, Bewaffnung und Einzelausbildung vollendet war, in ein bei Kassel eingerichtetes Lager schickte, sie hier an das Feldleben gewöhnte und in allen Zweigen des Dienstes praktisch unterrichtete, aber es blieb Alles Stückwerk. Derselbe Einfluß, welcher Napoleon verhinderte, Truppen, wie die in Spanien und Rußland verbrauchten, neu zu schaffen, wirkte auch hier und es erwies sich noch weit schwieriger, den Deutschen, obgleich sie bis dahin überall brav gefochten, den Geist einzuimpfen, der 1813 noch immer auch die neuen französischen Regimenter beseelte, welche vom Rhein nach der Elbe marschirten und die wir in theilweise bedauernswerthem Zustande, von allem Nothwendigen entblößt, durch Kassel ziehen sahen. Bei uns war die Desertion an der Tagesordnung, kaum konnten die Reihen voll erhalten und die Schaaren der Entlaufenen vom Lande ersetzt werden. Die Behörden hatten die größte Noth, die Gendarmerie und Polizei wendeten ihre ganze Thätigkeit auf, die Ausgerissenen zu erspähen und die widerspenstigen Neukonskribirten zu den Fahnen zu führen; die Kriegsgerichte traten in Wirksamkeit und die Bürger von Kassel wie die Truppen im Lager hatten nur zu häufig das Schauspiel, wiederergriffene Fahnenflüchtige nach kurzem Prozeß erschießen zu sehen.

Schon im März hatten Streifkorps der Verbündeten die Elbe überschritten und beunruhigten die Grenzen des Staats;

ja, sie schienen damals nicht übel Lust zu haben, dem König in Kassel einen Besuch zu machen. Sie wurden immer kühner und trieben ihr Wesen bereits im Harz und im Eichsfelde, wo ihnen manche Unternehmung gelang. Es mußte ihnen etwas entgegengesetzt werden, um die Hauptstadt vor einer Ueberraschung zu sichern. Zu diesem Zwecke brach am 1. April ein kleines, soeben mit knapper Noth fertig gewordenes Korps von 6 Bataillonen, 8 Eskadrons und 2 Batterien unter Befehl des Generals v. Hammerstein nach dem Harz auf. Dem General Dauloup fiel das Kommando der Infanterie zu und ich als sein Adjutant hatte das Vergnügen, ihm zu folgen. So sah ich mich nach kurzer Ruhe, die eigentlich keine gewesen war, denn ich hatte mich größtentheils im Lager bei Kassel aufgehalten, in neue Kriegsthätigkeit versetzt. Unser Korps bewegte sich einige Wochen in der Gegend zwischen Nordhausen und Heiligenstadt umher. Bei Bleicherode kam es zu einem Gefecht unserer Vortruppen mit dem Feinde, welches nicht sehr glänzend ausfiel, denn eine ganze Eskadron des Garde-Chevaulegers-Regiments unter dem Rittmeister v. G. (einem früher preußischen Offizier) ging verloren. G. selbst, der bisher im Rufe eines tüchtigen Offiziers gestanden hatte, wurde gefangen, und es scheint, daß der ihm gemachte Vorwurf, er habe sich absichtlich überfallen lassen, nicht ganz ohne Grund gewesen ist. Sein Benehmen wurde auch vom Feinde getadelt und er ist von seinen ehemaligen Landsleuten nicht mit besonderer Achtung aufgenommen worden, was daraus hervorgeht, daß er in der preußischen Armee die gewünschte Anstellung als Offizier nicht fand und deshalb als Freiwilliger eintrat, ohne wieder emporkommen zu können. So war aber damals bereits der allgemeine Geist der westfälischen Truppen; das Herz neigte dem Feinde zu, in welchem Offizier und Soldat den Befreier von einem verhaßten Joche erblickten. Obgleich das Korps des Generals v. Hammerstein den heimathlichen Boden vertheidigen

sollte, zeigte doch Niemand große Neigung dazu und die Desertion blieb ebenso stark wie vorher. Jeder durch Pflicht und Ehre festgehaltene Offizier war somit in einer höchst drückenden Lage, aber in einer noch bedauernswertheren befanden sich diejenigen, welche, von Patriotismus hingerissen, ihre Pflicht vergaßen und übergingen.

Im Mai ging, wie bekannt, Napoleon mit seiner gesammelten Hauptmacht zum Angriff über. Alle verfügbaren Truppen folgten dieser Bewegung, und so setzte sich Ende April auch unser Korps gegen die Elbe in Bewegung, nachdem die leichten Truppen der Verbündeten über diesen Fluß zurückgewichen waren. Am 2. Mai, dem Tage der Schlacht bei Groß-Görschen, traf General v. Hammerstein mit seinem Korps gegen Mittag bei Eckardsberge ein und blieb, auf weitere Befehle wartend, hier halten. Ob wir zur Theilnahme an der Schlacht bestimmt gewesen sind, habe ich nicht erfahren, jedenfalls waren wir, wenngleich der Kanonendonner deutlich zu uns herüberschallte, zu weit entfernt, um noch rechtzeitig einzugreifen. Ich muß gestehen, ich war sehr zufrieden, die Ehre des Antheils an der Schlacht nicht zu genießen und ähnliche Empfindungen, wie die meinen, las ich auf manchem Gesicht. Meine ernsten Gedanken wurden plötzlich auf eine überraschende freudige Art unterbrochen. Ein beim General v. Hammerstein eintreffender Kurier brachte meinem General den Befehl mit, unverzüglich nach Kassel zurückzukehren. Nach einer halben Stunde schon saßen wir im Wagen und entfernten uns, während der Kanonendonner uns das Geleite gab, aus der Nähe des Kriegsschauplatzes, der General, obgleich Franzose, so gut wie ich mit dem Gefühl der Befriedigung, denn nur der kleinste Theil der Franzosen war damals noch kriegslustig. Erst in Kassel erfuhren wir den Ausgang der Schlacht, die nebst der bald folgenden bei Bautzen Napoleons Glücksstern wieder heller strahlen ließ und seiner Sache eine überraschend glück-

liche Wendung gab. Wieder sah ihn die Welt zu ihrem Schrecken auf der gewohnten Bahn des Sieges fortschreiten und Niemand vermochte damals zu ahnen, wie bald sich das Alles ändern sollte. Auch in Kassel erhob sich manches bis dahin nachdenklich gebeugte Haupt, manche kleinlaut gewordene Stimme wieder.

Napoleon wußte schon damals genau, was er von der Treue der deutschen Truppen und vornehmlich von der der Westfalen zu halten hatte. Er hatte deshalb befohlen, daß die Westfalen kein besonderes Armeekorps mehr bilden, sondern brigadeweise mit den Franzosen vermischt, oder kurz gesagt untergesteckt werden sollten. Die zuerst zur großen Armee abgesendete Division Hammerstein wurde gleich nach der Schlacht bei Görschen einigen französischen Divisionen zugetheilt und so wurden auch die später nachgeschickten Truppen zersplittert, indem sie alle nur ihre Brigadegenerale, meist Franzosen, behielten. Diese Maßregel war der Grund zur Zurückberufung des Generals Danloup gewesen, der wie General v. Hammerstein, welcher ebenfalls bald wieder in Kassel eintraf, Divisionsgeneral war. General v. Hammerstein wurde später arretirt und nach Frankreich gebracht, weil er im Verdacht stand, von der Absicht seines Bruders gewußt zu haben, welcher während des Waffenstillstandes mit den beiden Husaren-Regimentern zu den Oesterreichern überging, von denen er das eine, das andere der Oberst v. Pentz kommandirte.

Nach der Rückkehr gestalteten sich meine dienstlichen und anderen Verhältnisse wie zuvor. Der General war entweder bei Hofe oder betrieb die ihm wiederum übertragene Aufstellung neuer Truppen, und ich hatte im Lager und auf den Exerzirplätzen genug zu thun. Meine Dienstgeschäfte waren mir zwar nicht lästig, aber sie wurden mir täglich peinlicher. Der General überhäufte mich mit Vertrauen und Güte, die ich, wie ich fühlte, nicht verdiente. Es schien, die Franzosen sollten auch ferner

unsere Herren bleiben; vernünftigerweise mußte daher der Einzelne ihre Gunst als ein Glück schätzen. Oft beneidete ich damals den Knecht, den ärmsten Mann um die Freiheit, ein Joch, das ihm nicht gefällt, abschütteln zu können, dem Herrn, dessen Dienst ihm nicht zusagt, zu kündigen und mit dem Wanderstab in der Hand sich ein anderes Loos zu suchen. Das war mir nicht vergönnt. Mancher, den die Strahlen französischer Gunst nicht so beschienen wie mich, beneidete mich, während ich im heftigsten Kampfe zwischen Pflicht und Neigung und mit dem Wunsch, der Sache auf irgend eine Art ein Ende zu machen, mich durch den schwächlichen Trost zu beruhigen versuchte, daß bis jetzt mein Schicksal sich mir günstig erwiesen und die schreckliche Nothwendigkeit von mir abgewendet habe, unmittelbar gegen meine Landsleute zu fechten und vielleicht im Kampfe einem alten Freunde und Kameraden zu begegnen. Dieser Trost war freilich ein erbärmlicher, denn mittelbar half ich doch die Bolzen schmieden, welche jene treffen und vernichten sollten; übrigens konnte die nächste Stunde mich wieder auf den eigentlichen Kriegsschauplatz führen, was denn auch geschah.

Vermöge meiner Stellung vermochte ich das Leben und Treiben des Königs und des Hofes, und das in einer Zeit, wo man durch Napoleons Siege wieder obenauf war, in der Nähe genau zu beobachten, wenn das auch mit Verdruß und Widerwillen geschah. Nach der Etikette war ich als Kapitän nicht hoffähig, da dieses überschwengliche Vorrecht nur den Stabsoffizieren und den Kapitäns der Garden zustand, ich konnte also in die inneren Hofkreise nicht eindringen, aber da mein General als Königlicher Adjutant wochenweise Dienst hatte und dann im Schlosse wohnte oder mit dem Hofe sich auf Napoleonshöhe aufhielt, mußte ich mich täglich vor dem Lever, und wenn es sonst die Geschäfte mit sich brachten, bei ihm einfinden. Ich machte ihm die nöthigen Meldungen, empfing seine Dienstbefehle und Anordnungen für Haus und Stall, auch mitunter

Anweisung, was Madame thun und treiben sollte. Das Lästigste und mir Unangenehmste war stets, Unterhaltungsstoff und Neuigkeiten zu bringen oder solche von ihm über König, Hofleben und Stand der Dinge bei der Armee zu hören. Die Nachrichten von der Armee waren natürlich stets die glänzendsten. Die Franzosen sind bekanntlich Meister im Lügen und Prahlen, wenn es auf Verherrlichung ihrer Waffenthaten und Erfolge ankommt; sie verstehen es, die ihrer Gegner zu verdunkeln, Gerüchte zu ihrem Vortheil auszusprengen und offenkundige Thatsachen zu unterdrücken, zu verdrehen und abzuleugnen. Napoleon, der Klügste und Gewandteste von ihnen, hatte diese Kunst in ein System gebracht und sie waren seine gelehrigen Schüler gewesen. Auch mein General war so vollkommen von ihr durchdrungen, daß er mir bisweilen Dinge erzählte, die so frech aller Wahrheit Hohn sprachen, daß ich darüber erröthete, was er eigentlich hätte thun müssen. Das beste Mittel, Wahres von Falschem zu unterscheiden, war jedenfalls, das Gegentheil von dem, was man hörte, zu glauben. Uebrigens tappten wir in Kassel über das, was thatsächlich vorging, im Dunkeln; unparteiische Zeitungen gab es nicht und Briefwechsel war gefährlich, dafür sorgten die Polizei und das Postamt.

Czernitschefs am 30. Mai ausgeführter kühner Ueberfall von Halberstadt rüttelte König und Hof ein wenig aus ihrem süßen Schlummer auf. Aber auch diese Angelegenheit wurde bemäntelt und als unbedeutendes Ereigniß dargestellt, und in der That war sie von keinen großen Folgen begleitet. Indessen wurde es etwas hell dadurch und die Gesinnung der Einwohner wie die der Truppen erhielt eine der Regierung noch ungünstigere Richtung. Mancher, der seine Meinung unvorsichtig äußerte, wurde von der geheimen Polizei aufgehoben und ins Kastell in Kassel eingesperrt. In dieser mit Opfern ihrer politischen Ansicht und der Regierung Verdächtigen angefüllten Bastille

saß auch mein Freund und ehemaliger Regimentskamerad, der Herr v. Krosigk. Er war Besitzer schöner Güter in der Gegend von Halle, ein ausgezeichneter Mensch, aber etwas Sonderling und, obgleich westfälischer Unterthan, ganz Preuße. Ich weiß nicht, weshalb er verhaftet war, und nur soviel, daß ich mehrmals versuchte, ihn im Vorbeigehen hinter seinem vergitterten Fenster zu sehen, was mir aber nicht gelang, wahrscheinlich zu meinem Besten. Er war glücklich genug, noch zu rechter Zeit aus dem Kerker entlassen zu werden und ging, wohin es ihn zog. Er starb an der Spitze eines Landwehr-Bataillons bei Leipzig den Heldentod.

Der Abschluß des Waffenstillstandes setzte den Unternehmungen der feindlichen Parteigänger gegen das arme Königreich Westfalen einstweilen ein Ziel. Der König und der Hof athmeten auf, man lebte oder schien wenigstens sorglos zu leben, verdoppelte den Glanz und Pomp, während ein Fest das andere jagte. Der König zeigte sich viel öffentlich und bei den Truppen, deren Aufstellung und Ausrüstung mit größter Thätigkeit betrieben wurde, und Alles, d. h. die französische Partei, schmeichelte sich mit glänzenden Hoffnungen für die Zukunft.

Ende Juni war abermals eine Division für die große Armee verfügbar, und General Danloup-Verdun mußte, nicht sehr gern, den Befehl über dieselbe übernehmen. Zum zweiten Mal zogen wir also zur Armee ab und trafen Anfang Juli in Torgau ein, wo die Truppen bis auf Weiteres als Besatzung stehen blieben. Der Aufenthalt dort war abscheulich, die Stadt war durch den Krieg völlig verarmt, unter Bewohnern und Besatzung herrschten Typhus und Lazarethfieber, so daß ich mit Vergnügen in Begleitung des Sohnes meines Generals, welcher als Lieutenant bei dessen Division stand, eine kurze Reise nach Dresden unternahm. Dieser Ort war damals der Mittelpunkt, von welchem Napoleons Entwürfe zur Vernichtung seines Gegners ausgingen und in militärischer

Beziehung höchst sehenswerth. So erblickte ich mit eigenen Augen die ungeheuren in der Stadt und in Lagern versammelten Truppenmassen, die große Thätigkeit beim Bau der Feldbefestigungen, mit welchen die Stadt umgeben wurde, ich sah den König von Sachsen, Napoleons treuen und ebenso verblendeten wie unglücklichen Bundesgenossen und endlich den großen Mann selbst zum ersten Male seit den furchtbaren Ereignissen an der Beresina. Wenige Tage nach unserer Rückkehr nach Torgau kam der Befehl des Kaisers, daß die Truppen des Generals Danloup nach Dresden marschiren sollten, um dort, wie im Mai die Division Hammerstein, vertheilt und unter französischen Befehl gestellt zu werden. Der Brigadegeneral Bernard führte sie dorthin, und mein General war abermals ohne Kommando. Da über seine Person nicht verfügt war, begab er sich ebenfalls nach Dresden, um dort das Weitere zu erwarten, und so sah ich mich, als der Waffenstillstand ablief, als unthätiger Zuschauer mitten in die nächsten Ereignisse versetzt. Dresden nahm von Tag zu Tage mehr die Gestalt eines unermeßlichen Feldlagers an, täglich rückten neue Truppen ein, aber fast ausnahmslos Franzosen, unter denen die wenigen Deutschen sich verloren, so daß das Völkergemisch, welches während des Feldzuges in Rußland bestanden hatte, diesmal fehlte. Der Kaiser beritt eifrig die ganze Gegend, nahm alle Stellungen bis ins Einzelne selbst in Augenschein, bereiste die Elbe von Schandau bis Torgau, und an den überall entstandenen Befestigungen ließ sich erkennen, wie gut die Zeit des Waffenstillstandes benutzt worden war. Wir lebten in der Erwartung der neuen Ereignisse, bis die Kunde kam: der Kongreß zu Prag hat sich aufgelöst, Oesterreich ist der Koalition beigetreten, die Feindseligkeiten haben am 17. August begonnen. Bald darauf rückte der Kaiser mit der Hauptmasse der in Dresden stehenden Armee nach Osten ab. Als Besatzung blieb nur ein kleiner Theil derselben, darunter die Westfalen,

zurück, während die Haupt-Armee der Verbündeten von Böhmen her gegen die Stadt vordrang, um durch deren Wegnahme einen entscheidenden Schlag gegen Napoleon zu führen.

Bereits am 23. August bedrohten die feindlichen Vortruppen Dresden ganz unerwartet. Man hatte bisher in der größten Sorglosigkeit gelebt, überall war der Verkehr frei, die Thore und Barrieren der Altstadt waren geöffnet, und eine Menge Menschen, Einwohner wie Soldaten, befanden sich theils in Geschäften, theils zum Vergnügen stundenweit außerhalb der Stadt. Auch mein General und ich waren am Nachmittage nach Tharand geritten, wo Alles lustig und guter Dinge war. Als wir uns gegen Abend gemächlich auf dem Rückwege befanden, bemerkten wir plötzlich hinter uns und seitwärts eine ungewöhnliche Aufregung unter den zahlreichen Spaziergängern; Alles läuft, schreit und eilt bestürzt der Stadt zu. Bald entdecken wir einzelne Reiter, denen geschlossene Abtheilungen folgen. Sie breiten sich immer weiter aus, jagen die Menschen vor sich her und nach der Stadt zu; jetzt hören wir das Geschrei „Kosaken", lachen, bleiben halten und reiten in der Ueberzeugung, daß es französische Truppen sind, ihnen entgegen. Indessen, als wir in ihre Nähe kommen, wird uns die Sache doch bedenklich, wir bemerken, daß es keine Franzosen, aber auch nicht die bekannten Kosaken sind, wenden uns und setzen langsam den Weg nach der Stadt fort. In diesem Augenblick fallen einige Pistolen- oder Karabinerschüsse, wir sehen uns um und erkennen nun, daß wir Oesterreicher oder Preußen vor uns haben, geben also unseren Pferden die Sporen und jagen, von ihnen verfolgt, was die Gäule laufen können, der Barriere zu. Nur der Schnelligkeit unserer Pferde hatten wir es zu danken, daß wir auf unserem Spazierritt nicht im Angesicht von Dresden gefangen wurden. Während die Barriere hinter uns trotz der noch immer hineinströmenden Menschen, von denen ohne Zweifel viele außerhalb bleiben mußten, geschlossen wurde,

schickte die vor derselben liegende Schanze einige Kugeln den kecken Gästen zu und — Dresden war berannt.

Am nächsten Tage, dem 24. August, bekam die Sache eine ernstere Gestalt. Immer mehr feindliche Truppen langten an, und es wurde deutlich, daß wir es mit der ganzen böhmischen Armee zu thun haben würden. Einzelne Außenwerke wurden bereits beschossen und einige Bomben in die Stadt geworfen. Es herrschte zwar große Bestürzung, da der gewaltige Mann, der Dresden allein zu schützen vermochte, nicht da war; aber das Vertrauen, er würde zu rechter Zeit kommen, war doch allgemein. Am Abend des 25. hatte, nachdem Stadt und Werke den ganzen Tag über schwach beschossen worden waren, die ganze feindliche Armee sich vor Dresden versammelt. Man sah an dem durch ihre Lagerfeuer gerötheten Horizont, wie ihre Stellung im Halbkreis sich um die Stadt erstreckte. Mit großem Verlangen wurde der Kaiser erwartet, denn ohne ihn konnte Dresden nicht widerstehen und mit Recht mußte man für die nächsten Tage besorgt sein. Wenn er vom Feinde bei dem Versuch, zum Entsatz herbeizueilen, aufgehalten war, so war die Stadt unfehlbar verloren. Aber wundergleich löste der Gewaltige die für ihn so gefährliche Krisis und erschien zur rechten Zeit in der Nacht zum 26. August mit den Garden, während der übrige Theil der Armee ihm folgte, so daß um Mittag dieses Tages alle seine Kräfte in und um Dresden versammelt waren. Man kann sich denken, welchen Eindruck auf alle Gemüther die Nachricht: der Kaiser ist da, machte; das Bewußtsein allein, ihn innerhalb der Mauern zu wissen, wirkte schon elektrisirend und stärkte die Geängstigten. Als nun vollends die ganze Nacht und am nächsten Morgen Regiment auf Regiment einmarschirte, zweifelte Niemand mehr an dem günstigen Ausgange, wenn auch derselbe die Gefahr, die Dresden durch den erwarteten Angriff und das Bombardement lief, nicht abwendete.

Am 26. Morgens begann der Angriff auf die Umgebungen und äußeren Verschanzungen der Stadt, welche im Laufe des Tages durch Bomben beunruhigt wurde. Die Mißerfolge der Verbündeten an diesem und an dem folgenden, dem eigentlichen Schlachttage, sind bekannt, und ich will keinen Bericht darüber niederschreiben, sondern nur das erzählen, was ich selbst erlebt und gesehen habe. Obwohl der General Danloup, wie ich bereits berichtet, kein Kommando führte, hielt er sich doch für verpflichtet, bei den westfälischen Truppen, welche an der Vertheidigung Dresdens theilnahmen, als deren ältester General sich im Gefechte zu zeigen und ihre Gefahren zu theilen. Ich begleitete ihn, und so wenig mein Herz für die Sache, für die hier gekämpft wurde, schlug, so sehr wurde mein Geist durch das, was ich erlebte, angeregt. Es fügte sich, daß der General am Morgen des 26. sich dem Gefolge des Kaisers anschloß, als dieser während des Angriffs zu einer Rekognoszirung ausritt, um alle getroffenen Anordnungen hinsichtlich der Besetzung der einzelnen Vertheidigungspunkte im ganzen Umkreise in Augenschein zu nehmen. Wohl hatte ich den merkwürdigen Mann oft und nahe genug, selbst in großer Gefahr, so in dem großen Karree seiner Garde bei Krasnyi, gesehen, aber in seiner eigentlichen Thätigkeit als Feldherr, umgeben von seinem glänzenden Gefolge so vieler berühmter Persönlichkeiten ihn zu beobachten, war mir bisher nicht vergönnt gewesen, und ich muß eine seltene Gunst des Zufalls darin erkennen, daß ich dazu und zur Betrachtung seines ganzen Wesens und Benehmens bis in die geringsten Einzelheiten, Gelegenheit erhielt. Der Kaiser war bekleidet mit dem wohlbekannten unscheinbaren grauen Oberrock, unter welchem er die Garde-Chasseur-Uniform und weiße Beinkleider mit hohen sogenannten Ecuyer-Stiefeln trug. Auf dem Kopf hatte er den kleinen gestutzten Hut, wie bekannt, nach dem Muster Friedrichs des Großen, und ritt, ebenfalls nach diesem Muster, wie fast

immer, einen Schimmel. Seitwärts hinter ihm befand sich Berthier, so daß er, leicht gewendet, mit diesem sprechen konnte. Nun folgten viele Generale und Höflinge, alle in großer Uniform, und der ganze Zug bewegte sich im abgemessenen Spazierschritt um die äußeren Feldbefestigungen. Alle deckenden Gegenstände der Umgebung waren auf Schußweite von feindlichen leichten Truppen besetzt, deren Kugeln Napoleon und seinem Gefolge um die Ohren pfiffen, wie die aus den feindlichen Batterien nach den Werken und die von diesen auf die Batterien abgefeuerten Kanonenkugeln uns über die Köpfe flogen. Einzelne aus dem Gefolge wurden getroffen, was der Kaiser gar nicht bemerkte, aber für ihn war keine Kugel da, und er schien die Gefahr nicht zu ahnen. Auf seinem Marmorgesicht lag unveränderlich Gleichmuth, Ruhe und ein eigenthümlicher nur ihm eigener kalter und theilnahmloser Ernst, gleich als ob er von dem, was um ihn vorging, nichts höre und sehe; um ihn herrschte, trotz der ihn begleitenden Menschenmenge, eine so tiefe feierliche Stille, daß, wären die Tritte der Pferde und das durch die Kugeln hervorgebrachte Geräusch nicht gewesen, man ein Blatt vom Baume hätte fallen hören können. Nur er sprach, indem er sich leicht umwandte, zuweilen einige Worte, meist zu Berthier, welcher fast ununterbrochen den Hut in der Hand hielt, oder des Kaisers Worte galten einer Bemerkung, einem Befehl für einen anderen der Großen, der sich dann auf einen unmerklichen Wink, eine Bewegung, die jedem Anderen entging und die nur diese Leute zu verstehen schienen, den Hut in der Hand und mit Unterwürfigkeit nahte und, nachdem er abgefertigt war, entweder sein Pferd anhielt und auf seinen Platz zurückkehrte oder zur Ausführung eines Befehls abritt und dann aus Gewohnheit und wahrem Sklavensinn oft noch Minuten lang unbedeckten Hauptes blieb. Ich benutzte jeden Augenblick dieser denkwürdigen Gelegenheit mit Eifer, und da ich zwar von Bewunderung für

diesen merkwürdigsten aller Menschen, aber nicht von der vergötternden Anbetung, die der größte Theil seiner Begleiter empfand, erfüllt war, ließ ich mir kein Wort, keinen Blick entgehen und vergaß mich selbst so weit, daß ich ihm und seinem Strahlenkreis zu nahe kam, wodurch ich mir die vernichtenden Blicke seiner Satrapen zuzog. Im Anschauen konnte ich mich des Gedankens nicht erwehren, er sei nicht Mensch, wenn meine Einbildungskraft auch keinen Gott, sondern ein anderes noch nicht dagewesenes unbegreifliches Wesen in ihm zu sehen glaubte. Denn wenn auch Sprache und Bewegung, vor Allem sein Auge und der aus diesem strömende Geistesblitz, die Körperlichkeit bekundete, so zog mich jeder neue Blick, den ich in das von eigenthümlicher Färbung übergossene Gesicht that, der Umriß des Kopfes und des ganzen fleischigen, wohlbeleibten Körpers zu dem Gedanken hin, dies Alles müsse nothwendig Marmor und Napoleon, von anderem Stoff wie die übrigen Sterblichen geformt, ursprünglich Statue und von einer göttlichen Macht belebt worden sein. Es schien mir, daß der Kaiser anderen Naturgesetzen unterworfen sei, wenn ich die Gefahr erwog, in welcher er sich in diesem Augenblick befand, wie er sich hundertmal bereits in größeren befunden hatte; nie hatte eine Kugel ihn getroffen und wenn es Kugelfestigkeit gab, mußte er sie besitzen. So deuchte er mir ein eigenthümliches Wesen, von der Vorsehung zu einem ganz besonderen Zweck geschaffen und von ihr bis zu einem gewissen Ziel erhalten.

Der Ritt des Kaisers war beendet, und während die Vorbereitungen zum Angriff durch Beschießung der Werke und der Stadt fortdauerten, begab er sich nach dem Schlosse zu seinem treuen Königlichen Anhänger zurück, wahrscheinlich, um diesem den ersehnten Trost über den Stand der Dinge zu bringen. Auch wir ritten in die Stadt zurück, nahmen unter der Musik der einschlagenden Bomben unser Frühstück ein und begaben uns am Nachmittag, als die Verbündeten Sturm-

versuche auf die Schanzen und Stadtbarrieren unternahmen, hinaus zu unseren im Gefecht stehenden Truppen. Hier fügte es sich, daß wir in einer von unserer Artillerie besetzten vor dem Falkenschlage gelegenen Schanze, welche unter Befehl des Oberst v. Pfuel stand, eine Zeit lang blockirt wurden. Die Schanze hatte sieben Geschütze, war im Grundriß einer Flesche mit Flanken gebaut und lag 300 bis 400 Schritt von dem sogenannten Feldschlößchen, einem hohen sehr massiven Gebäude, entfernt, welches die Oesterreicher besetzt hatten, die von hier aus die Schanze mit zahlreichem Geschütz empfindlich beschossen. Wir hatten starkes Granatfeuer und einen kräftigen Sturm auszuhalten, der aber durch die Tapferkeit und Thatkraft des genannten Obersten, wenn auch unter schwerem Verlust, ebenso glücklich wie alle Versuche des Feindes, die Eingänge der Stadt zu gewinnen, abgeschlagen wurde. Napoleon schien von fern den erfolgreich abgewiesenen Angriff beobachtet zu haben, denn bald darauf erschien er bei der Schanze, ließ sich vom Oberst v. Pfuel Bericht erstatten und machte ihm und den Truppen wegen ihres Benehmens große Lobeserhebungen. Er rügte, daß das Feldschlößchen nicht zerstört worden war, was dann noch geschah. Dieser Oberst v. Pfuel, ehedem preußischer Artillerieoffizier, war ein ebenso ausgezeichneter Mann in seinem Fache wie begeisterter Anhänger Napoleons; er hatte bereits für Auszeichnung in Rußland das Kreuz der Ehrenlegion erworben und erhielt jetzt das Offizierkreuz, während der König von Westfalen ihn zum Reichsbaron mit einer Dotation erhob. Dadurch wurde er ein noch treuerer Anhänger der Napoleonischen Sache und des Königs und war einer der wenigen Deutschen, welche nach Auflösung des Reichs Jerome nach Frankreich folgten, in dessen Gunst er sich viele Jahre lang zu erhalten gewußt hat.

In Dresden war die Freude über die verunglückten Versuche der Verbündeten groß. Es fehlte bei den Franzosen nicht

an dem gewöhnlichen Uebermuth, den prahlenden und übertreibenden Gerüchten, der Verlust der Verbündeten wurde ins Fabelhafte vergrößert; es schien, als ob zum Mindesten die Oesterreicher für immer abgefertigt seien. Der Tod Moreaus wurde als der höchste Triumph und offenbarer Fingerzeig der Vorsehung, welche die Bestrafung dieses „traître“ übernommen, gefeiert. Man mußte eben Franzose sein, um diese Empfindungen zu theilen, aber ich muß gestehen, daß die ungeheueren Verluste, welche die Verbündeten am 27., dem eigentlichen Schlachttage, erlitten, ein gewisses Recht zu diesen Prahlereien gaben. Ich selbst habe diese Schlacht nicht mitgemacht, sondern blieb am 27. in Dresden. Es ist bekannt, daß an diesem Tage der Regen in Strömen floß, so daß der Boden völlig aufgeweicht war und die Gewehre der Infanterie nicht losgingen. Napoleon benutzte diesen Umstand zur Vervollständigung seines Sieges, indem er eine große Kavalleriemasse während des Rückzuges der Verbündeten auf der Freiburger Straße gegen den linken Flügel, der von Reiterei entblößt war, warf, was der Sache den Ausschlag gab. Eine ganze österreichische Infanterie-Division wurde umzingelt und streckte das Gewehr. Ich sah eine ungeheuere Menge von Gefangenen in die Stadt einziehen, die ich auf mindestens 15 000 Mann schätzte. Vollständige Regimenter dieser Division mit Ober- und Unteroffizieren, darunter das Regiment Beaulieu, bei welchem ich einige Bekannte fand, ganze bespannte, unangetastete Batterien der Oesterreicher mit der Bedienungsmannschaft wurden eingebracht, die Kanonen vor dem Königlichen Schloß aufgefahren, die Gefangenen aber in den Kirchen eingesperrt, welche sie kaum zu fassen vermochten.

So standen die Dinge nach der Niederlage der böhmischen Armee. In Dresden lauter Triumph, denn Niemand ahnte die Schläge, die Napoleon demnächst treffen und seiner Macht den Todesstoß versetzen sollten; Dresden war sein letzter Sieg,

deſſen Palme ihm faſt gleichzeitig wieder entriſſen wurde. Nun war er es, der dem Geſchick verfallen war. Schon in den nächſten Tagen verbreiteten ſich Gerüchte von kleinen Unfällen, welche einzelne Korps in Schleſien und Böhmen erlitten haben ſollten. Es waren die Niederlagen, welche Blücher an der Katzbach, Kleiſt und Oſtermann bei Nollendorf ihren Gegnern einige Tage nach der Schlacht von Dresden beigebracht hatten, Niederlagen, wie ſie bisher noch keinem, nur an Siege gewöhnten, franzöſiſchen Korps wiederfahren waren. Nun traf den Kaiſer ein Unglück nach dem andern, mit Rieſenſchritten ging er ſeinem Verhängniß entgegen, welches ſich bis jetzt nur an ſeinen Feinden erfüllt hatte. Alle dieſe Unfälle wurden in Dresden zuerſt nach Möglichkeit verheimlicht, dann bemäntelt, und als ſich nichts mehr verbergen ließ, weil die Stadt ſich mit Tauſenden von Verſprengten der geſchlagenen Korps und mit gerettetem Heergeräth anfüllte, wurden ſie zwar zugeſtanden, aber der allgemeine Troſt war die Redensart, der Kaiſer würde Alles ſchon wieder gut machen.

Anfangs September erhielt mein General Befehl, nach Kaſſel zurückzukehren. Ich ging nicht ungern dorthin mit ihm ab, wurde auf dieſe Weiſe Zeuge und Theilnehmer des Endes des weſtfäliſchen Staates und ward gezwungen, den bitteren Kelch der Fremdherrſchaft bis auf den letzten Tropfen zu leeren.

Bevor ich in meiner Geſchichte fortfahre, laſſe ich hier eine Ueberſicht des Standes der weſtfäliſchen Armee im Jahre 1813 und bei Auflöſung des Königreichs Weſtfalen folgen:

I. **Außerhalb des Landes und bei der Armee** befanden ſich:

Das 1. Linien-Infanterie-Regiment in Danzig. Es war ſchon 1811 als Beſatzung dahin gegangen, hatte 1812 den Feldzug in Rußland mitgemacht und war dann nach Danzig zurückgekehrt, wo es die Belagerung unter General Rapp 1813 aushielt. Bei der Uebergabe war es auf wenige Hundert Mann

zusammengeschmolzen, ward von seinem Kommandeur, dem Oberst Pleßmann, nach Berlin geführt, wo Offiziere und Mannschaften in den preußischen Dienst aufgenommen wurden.

Das 2. und 3. Linien-Infanterie-Regiment und das 2. leichte Infanterie-Bataillon befanden sich in Dresden unter General Bernard, gehörten zur Besatzung, wurden nach der Uebergabe der Stadt aufgelöst und zerstreuten sich.

Das 4. und 5. Linien-Infanterie-Regiment waren nach dem Feldzuge 1812 aus den Trümmern der ganzen Armee gebildet und befanden sich in Cüstrin unter General Füllgraf. Schon während der Belagerung desertirte der größte Theil, selbst der Kommandeur des 5. Regiments, Oberst v. Gröben, ging zu den Preußen über und dient noch heutigen Tages als General in der preußischen Armee.

Das Regiment der Königin (Garde-Füsiliere), das 8. Linien-Infanterie-Regiment, das 1. und 4. leichte Infanterie-Bataillon waren schon vor dem Waffenstillstande in Dresden, wurden dann als einzige geschlossene Brigade unter General Lagéon dem XI. Armeekorps zugetheilt und nahmen an den Ereignissen bis zur Schlacht bei Leipzig Theil, nach welcher sie sich auflösten und theilweise in preußischen Dienst übertraten.

Das Garde-Chevaulegers-Regiment. Es bildete mit einem bayerischen und einem hessischen Kavallerie-Regiment eine Brigade unter General Wolff, theilte bis zur Schlacht bei Leipzig das Schicksal der französischen Armee und kam nach der Schlacht, nur noch 13 Offiziere 40 Pferde stark, nach Kassel zurück, wo es sich auflöste.

Das 1. und 2. Husaren-Regiment. Beide gingen mit ihren Kommandeuren, den Obersten v. Hammerstein und v. Pentz, am 23. August bei Reichenberg in Böhmen zu den Oesterreichern über. Von jedem Regiment war eine Schwadron

zurückgeblieben, weil sie detachirt gewesen; diese beiden Schwadronen wurden im September von den Oesterreichern bei Freiberg überfallen und ihren Kameraden nachgeholt. Beide Regimenter bestehen noch heute in der österreichischen Armee.

An Artillerie waren bei der Armee 1 reitende und 3 Fuß-Batterien.

II. **Im Lande, größtentheils in oder nahe bei Kassel** befanden sich:

1 Bataillon Grenadier-Garde.
1 = Garde-Jäger.
1 = Jäger-Karabiniers, in der Formation noch nicht vollendet.
1 Bataillon leichte Infanterie, das dritte.
Das 7. Linien-Infanterie-Regiment.
= 9. = = =
Die Gardes du Corps, 1 Eskadron.
2 Eskadrons Garde-Chevaulegers.
1 Fuß-Batterie der Garde.
Das 1. und 2. Küraſſier-Regiment.

Das Regiment Jerome Napoleon-Husaren. Es bestand aus Franzosen, war eine Art von Garde und sollte gewissermaßen die beiden 1812 untergegangenen Husaren-Regimenter ersetzen und den König beschützen, wenn ihn, wie vorauszusehen, die eigenen Truppen verließen. Es blieb bis zum letzten Augenblick in der Bildung begriffen, unvollzählig und unausgerüstet. Es war prachtvoll aber nur theilweise uniformirt, nicht zur Hälfte und schlecht, ohne Sättel nur auf Decke und Trense, beritten, die Leute waren erbärmliche Reiter, da sie aus allen Waffengattungen zusammengestoppelt und mit Rekonvaleszenten und eingestellten Vagabunden vermischt waren. Das Regiment spielte also eine traurige Rolle, gab den Kasselern zu lachen und löste sich, als es galt, auf.

Zu diesen Truppen kamen die schwachen Depots der bei der Armee befindlichen Regimenter und wenige nothdürftig bediente Geschütze.

Unter den Infanterie-Regimentern fehlte dasjenige mit der Nummer 6; dasselbe war aus einer Laune des Königs nicht wieder errichtet worden, weil ein Bataillon des alten 6. Regiments 1812 in Vereja sich hatte überfallen und gefangen nehmen lassen.

Das 9. Linien-Infanterie-Regiment befand sich in Magdeburg und wurde dort wegen der massenweisen Desertion und des schlechtes Geistes, den es nach der Schlacht bei Leipzig zeigte, auf Befehl des französischen Gouverneurs entwaffnet und aus der Festung entlassen.

Die beiden Kürassier-Regimenter und das 3. leichte Bataillon nebst einigen Geschützen standen in dieser Zeit, zur Deckung der Hauptstadt gegen die Ueberfälle von Streifkorps, unter dem General v. Bastineller in Heiligenstadt.

In Kassel herrschte Ende September eine erwartungsvolle Stille, die nur durch das Geräusch und den erhöhten Glanz des Hofes sowie durch das militärische Treiben unterbrochen wurde. Die Polizei sorgte dafür, daß keine wahren Nachrichten über die Lage der Dinge sich verbreiteten. Alles, was zum Hof gehörte, trug eine unbefangene und sorglose Miene zur Schau, der König spielte wie im tiefsten Frieden mit seinen wenigen Truppen, hielt Paraden und Musterungen ab und verstärkte seine Gardes du Corps, zu welchen die Präfekten junge Leute aus den angesehensten Familien, so gut wie gezwungen und gleichsam als Geiseln, ausheben mußten. Der äußere Glanz dieser Truppe wurde erhöht, die Spielerei ging so weit, daß sie als Pauker einen kleinen, in abenteuerliche türkische Tracht gesteckten Jungen erhielt, dessen Pferd von zwei ihm zur Seite reitenden ebenso fabelhaft aufgeputzten Männern, welche große Lanzen trugen, geführt wurde. Um den Bewohnern Sand in

die Augen zu streuen und das Barometer der französischen Sache so hoch als möglich zu stellen, bemühten sich alle zum Hofe Gehörenden, die unsinnigsten Gerüchte in Umlauf zu bringen, oder sie unternahmen mit möglichst großer Oeffentlichkeit irgend etwas, was die unerschüttert feste Stellung der Regierung recht deutlich beweisen sollte. So miethete z. B. General Verdun ein Haus auf mehrere Jahre. Auch erhielt er einen zweiten Adjutanten den Rittmeister v. Steinäcker zugetheilt, obgleich er kein Kommando hatte, es auch keine neuen Truppen mehr zu bilden gab und er größtentheils sich bei Hofe aufhielt. Da ich zur Besorgung seiner Privatgeschäfte völlig hinreichte, so hatte der zweite Adjutant garnichts zu thun, seine Ernennung aber befriedigte den General sehr, welcher nun seinem Range als Divisionsgeneral entsprechend repräsentiren konnte. Steinäcker war übrigens ebenfalls früherer preußischer Offizier und theilte mein ferneres Schicksal in westfälischen Diensten.

Am [14]) frühen Morgen des 28. September weckte mich die Alarmtrommel unsanft aus dem Schlafe. Ich glaubte zuerst, es gelte einer Truppenübung, wenn schon diese Art noch nicht beliebt worden war, wurde aber durch den bei mir erscheinenden Kammerdiener des Generals bald eines Anderen belehrt. Der General, welcher Dienst im Schlosse hatte, ließ mir sagen, ich sollte eiligst mit den Pferden dorthin kommen, Madame aber möchte einpacken und sich reisefertig halten, ohne sich zu beunruhigen, es wären nur einige „Brigands", welche sich durch die große Armee geschlichen, vor der Stadt. Auf der Straße sah ich die Leute bestürzt durcheinander laufen, hörte in der Entfernung schießen, und als ich im Schloß ankam, sagte mir der General in leichtem Ton, der „Brigand" Czernitschef sei vor den Thoren von Kassel. Mir kam dies Ereigniß recht ungelegen, denn trotz meiner Begriffe von Soldatenpflicht war meine Lust, für den wankenden westfälischen

Thron zu fechten, nicht groß in einer Zeit, wo Jeder schon von dem Vorgefühl der nahen Erlösung erfüllt war. Im Schlosse zeigte sich Verwirrung und Bestürzung; es wurden Anstalten zur Flucht getroffen, aber, um den Schein der Furcht zu vermeiden, heimlich; die Garden und die anderen Regimenter versammelten sich auf den Alarmplätzen, und während in der Stadt Aufregung und Unruhe herrschten, ordnete der Gouverneur, General Allix, in der Eile das zur Vertheidigung Nöthige an. Die Truppen nahmen ihre Stellungen zur Deckung der inneren Stadt und des Königs ein, und General Danloup erhielt den Befehl, mit drei Bataillonen, einigen Schwadronen des vortrefflichen Husaren-Regiments Jerome und zwei Geschützen aus dem Leipziger Thor dem Feinde entgegenzugehen. Das Thor selbst wurde mit den nöthigen Truppen und zwei anderen Geschützen besetzt, ebenso die Fulda-Brücke, die auch verbarrikadirt wurde. Mehr Kanonen standen nicht zur Verfügung, und auch diese wenigen waren nur nothdürftig, theilweise von Zöglingen der Artillerie-Schule, bedient; für einige noch im Zeughause befindliche gab es weder Bespannung noch Bedienung. Der außerhalb der Stadt auf dem Forst stehende Park von acht Stücken, den eine nur kleine Wache deckte, war Czernitschef bereits in die Hände gefallen und er benutzte diese Kanonen neben seinen eigenen zu noch nachdrücklicherem Angriffe, so daß wir aus westfälischen Geschützen, vielleicht sogar unter Beihülfe der gefangenen Kanoniere, beschossen wurden.

Niemand begriff, wie dieser plötzliche, mit verhältnißmäßig bedeutenden Streitkräften unternommene Ueberfall, 40 Meilen hinter der französischen Armee, hatte gelingen können, denn durch die Aufstellung des Generals v. Bastineller bei Heiligenstadt glaubte man sich vollständig gesichert. Da Bastineller ein Deutscher war, so nahm man ohne Weiteres an, er habe seine Schuldigkeit nicht gethan oder sei mit Czernitschef im

Einverständniß, vielleicht sogar zu diesem übergegangen; die Franzosen überschütteten ihn deshalb mit den schönsten Ehrentiteln. Die nächsten Tage klärten zwar Alles zu seinen Gunsten auf, aber Czernitschef war einmal da, und so wurde das Dorf Bettenhausen und der dicht vor Kassel gelegene sogenannte Forst der Schauplatz des Gefechts.

Es war am Morgen des 28. September ein so dichter Nebel, daß man Stellung, Stärke und selbst die Waffengattungen des Feindes auf zwanzig Schritt kaum erkennen konnte. Seine Macht schien hauptsächlich aus Kavallerie, Kosaken, sodann aus wenig anscheinend preußischer Infanterie, welche tiraillirend in kleinen Trupps die Reiterei begleitete, zu bestehen. Das feindliche Geschütz war ziemlich zahlreich, besonders im Verhältniß zu unseren zwei Kanonen, und bewirkte vom Beginne des Gefechts an Verwirrung, Schwanken und Stocken in unseren Bewegungen. Indessen gewannen wir, nachdem die Infanterie aufmarschirt war, etwas Terrain, und es entspann sich ein ziemlich lebhaftes Gliederfeuer von unserer Seite, welches der Feind nur schwach mit Geschütz erwiderte. Das Dorf Bettenhausen, von einem unserer Bataillone besetzt, ward aber bald genommen und das Bataillon, welches sich bei dem herrschenden Geist sicherlich schlecht vertheidigt hatte, zersprengt, wobei viele Leute übergingen. Nunmehr drangen stärkere Kavallerie-Abtheilungen gegen die beiden anderen auf dem Forst sozusagen in der Luft stehenden Bataillone ein, von welchen das eine umzingelt und auseinandergetrieben wurde, während das andere, die Garde-Jäger, sich besser hielt und längere Zeit, zuletzt in einzelnen Kompagnien und kleinen Haufen, vertheidigte, bis es schließlich der Uebermacht erlag, zersprengt und nach der Stadt gejagt wurde. Die Husaren machten zwar einige ohnmächtige Attacken, die kräftigeren russischen Husaren und Kosaken deckten sie aber gut zu und ritten sie nieder, und nun eilten sie, das Stadtthor zu erreichen, vor welchem sie die

Verwirrung noch mehr vergrößerten. Von den beiden auf der Straße in der Nähe des großen Hospitals aufgefahrenen Geschützen wurde das eine bald demontirt, blieb liegen und fiel dem Feinde in die Hände. Als die Unordnung immer größer wurde, der Forst von unseren Truppen gesäubert war und Alles in wilder Flucht durcheinander auf der Straße dem Leipziger Thor zuströmte, sah der General ein, daß an kein Halten mehr zu denken war, und zog das eine Geschütz, welches noch feuerte und die Verfolgung etwas aufhielt, einige Hundert Schritte zurück. Unter dem Schutze der Gärten und Häuser gelang es, eine Handvoll Fliehender zum Stehen zu bringen und das Geschütz gab noch einige Schüsse ab, aber bald fuhren zwei bis drei feindliche Geschütze auf, welche die Straße mit Kartätschen überschütteten. Gleichzeitig drangen mit großer Keckheit Kosakenschwärme vor, und da die Bedienungsmannschaft getödtet oder geflohen war, hörte aller Widerstand auf, und der General und ich eilten mit unserer Kanone dem Thore zu, welches wir, trotz einiger mit auf den Weg erhaltener Kartätschladungen, glücklich erreichten.

Das Gefecht war zu Ende; ich hatte keinen anderen Ausgang desselben erwartet und begriff nicht, was Czernitschef abhielt, gegen das Leipziger Thor vorzudringen. Denn wenn dasselbe auch besetzt war, so hätte er es, in Anbetracht der Gesinnungen der Einwohner und Soldaten, im ersten kühnen Anlauf nehmen können. Doch Ursachen, welche erst später bekannt wurden, veranlaßten Czernitschef, seinen Sieg nicht weiter zu benutzen. So ließ er dem König und dem Hofe Zeit, mit den Garden die Stadt zu verlassen, und als eine Kavallerie-Abtheilung über die in dieser Jahreszeit stets seichte Fulda setzte und die Rückzugsstraße nach Frankfurt erreichte, war es zu spät; die Kosaken ereilten nur noch die Königliche Bagage, welche sie natürlich plünderten, und griffen einige Nachzügler auf. Der Grund zu Czernitschefs Zögern war der An-

marsch des Generals v. Bastineller, welcher keineswegs ein Verräther war.

Als Czernitschef, den der Kronprinz von Schweden zu diesem kühnen Unternehmen entsendet hatte, über Acken, wo er die Elbe überschritt, und Eisleben bereits bis Roßla auf der großen Straße vorgedrungen war, vernahm er, daß Bastineller bei Heiligenstadt stand. Er bog daher von der Straße ab und umging über Sondershausen und Mühlhausen die feindliche Stellung im Süden, indem er sich nicht scheute, auf diesem Marsch mit den großen Schwierigkeiten, welche das Gelände bot, zu kämpfen. Von Mühlhausen machte er sodann einen neun Meilen langen Marsch bis Kassel und erschien hier, bevor Bastineller ihn davon abzuhalten vermochte. Letzterer, welcher inzwischen von dem Anmarsch seines Gegners Nachricht erhalten, setzte sich sofort gegen dessen Rücken in Bewegung, und seine Vortruppen standen bereits bei Helsa und Kauffungen, als sich das Gefecht auf dem Forst eben entschied, und der König die Flucht ergriffen hatte. Czernitschef beschloß nun, Bastineller anzugreifen und zu schlagen, um sich dann abermals gegen Kassel zu wenden. Er zog seine Truppen zusammen und ließ nur eine kleine Abtheilung unter dem Oberst v. Benckendorf vor dem Leipziger Thor zurück, welche sich während des Restes des 28. September darauf beschränkte, die Stadt aus einigen Geschützen schwach zu beschießen. So wurde die Rückzugsstraße nach Frankfurt Nachmittags wieder frei, und Alles, was den Befehl erhalten, dem Könige zu folgen, konnte sich ungehindert auf den Weg machen. Der König war nach Koblenz gegangen; er hatte dem General Allix die fernere Vertheidigung übertragen und ihn zu seinem Lieutenant du Roi mit unbeschränkter Gewalt ernannt. In Kassel blieben die etwa 2500 Mann starken Linientruppen, während die ebenso starken Garden nach Marburg marschiren sollten, um dort die Rückkehr des Königs abzuwarten, welcher vom Rhein her mit

einem französischen Hülfskorps in wenig Tagen zur Befreiung der Hauptstadt erscheinen wollte. Ich folgte dem General, der den Befehl über die Garden erhalten hatte, nach Marburg. Einen leichten Versuch, den ich zuvor bei ihm machte, mich meiner Verpflichtungen zu entbinden, wies er theils mit Drohungen, theils mit der Entgegnung zurück, es wäre noch nichts verloren, im Großen ständen die Dinge besser als je, und der König würde in wenig Tagen wieder in Kassel sein.

Czernitschef war Bastineller entgegengegangen, welcher aber, vom Rückzuge des Königs unterrichtet, dem Angriff auswich und auf erhaltenen Befehl über Lichtenau nach Rothenburg zurückging. Während dieses eiligen Marsches lockerten sich die schwachen Bande der Disziplin in seiner Truppe völlig, so daß diese in der Nacht zum 29. September vollkommen auseinanderlief und der General sich nach Rothenburg flüchten mußte, woselbst er, begleitet von den meisten Offizieren, einigen Unteroffizieren und zwei Geschützen, ankam. Hier holten ihn die Kosaken ein, nahmen ihm seine Kanonen ab und vollendeten die Auflösung seiner Abtheilung. Er selbst erschien wenige Tage nach uns in Marburg, wo er schlecht aufgenommen und alle Schuld an dem eben Geschehenen ihm aufgebürdet wurde. Man sprach bereits von Arretirung und Kriegsgericht, als Bastineller plötzlich aus Marburg verschwunden war.

Czernitschef erschien am 30. September wieder vor Kassel. Während seiner Abwesenheit hatte Oberst Benkendorf aus westfälischen Gefangenen und Ueberläufern, zu welchen sich außer einigen Offizieren eine Menge junger Leute aus der Stadt und Umgegend gesellten, ein Bataillon gebildet. Aber auch Allix, ein Mann von anerkannter Thatkraft und eifriger Franzose, hatte alle ihm zu Gebote stehenden Mittel angewendet, um die Stadt zu halten. Diese ließ nunmehr Czernitschef nachdrücklich beschießen; an mehreren Stellen entstand Feuer, das Leipziger Thor ward zerstört und die Vorstadt von den

Russen besetzt. So wuchs die Aufregung unter den Einwohnern gefährlich, Allix wurde insultirt und sah sich genöthigt, mit einem von dem Jubel der ganzen Bevölkerung empfangenen Parlamentär in Verhandlungen einzutreten, welche zur Kapitulation führten. Den Russen fielen im Ganzen 32 Geschütze und eine Kriegskasse mit, wie man sagt, 120 000 Francs in die Hände. General Allix zog nach Marburg ab, aber seine Truppen, bei denen die Desertion bereits vor dem Abmarsch begonnen hatte, zerstreuten sich unterwegs zum größten Theil, so daß der General, nur noch von einigen Offizieren und Regierungsbeamten sowie wenigen Soldaten begleitet, wie ein wüthender Löwe in Marburg ankam. Er wollte Alles todtschießen, alle traîtres hängen, massakriren und pulverisiren und ließ zunächst seinen Zorn gegen den General Danloup in dessen Zimmer und in meiner Gegenwart, ich weiß nicht mehr genau weshalb, aus, so daß dieser nach seinen Pistolen griff und ihn erschießen wollte, wovon ich ihn nur mit Mühe abhalten konnte. Allix gab ihm Arrest, aber sie verständigten sich bald, und der Arrest wurde wieder aufgehoben.

Czernitschef war unter großem Jubel der ehrlichen Hessen, die ihre Befreiung für ausgemacht hielten, in Kassel eingerückt; an der Spitze seiner Truppen marschirte beim Einzuge das neuerrichtete Bataillon. Er erklärte das Königreich Westfalen für aufgelöst, setzte eine Regierungskommission ein und — zog bereits am 3. Oktober wieder ab, zum Schrecken aller derer, die im Freudentaumel sich ihm in die Arme geworfen hatten und nun ihrem Schicksal überlassen blieben. Sie mußten jetzt der Rache der wiederkehrenden Franzosenherrschaft gewärtig sein, soweit sie sich derselben nicht durch die Flucht entzogen, was mehrere Offiziere thaten. Erst die Schlacht bei Leipzig sollte die von Czernitschef erregten Hoffnungen verwirklichen, und seine Unternehmung, so glänzend ihre Ausführung war, nützte dem Lande und dessen Bewohnern

nichts, sondern schadete nur. Zwar hatte er dem König und dessen militärischer Macht einen empfindlichen Schlag beigebracht und den Geist der Einwohner für die große Sache aufgerüttelt, er hatte dem morschen Staatsgebäude einen harten Stoß versetzt, aber das Königreich Westfalen wäre auch ohne seinen Angriff nach der Schlacht bei Leipzig in sich zusammengestürzt oder, wenn diese Schlacht nicht geschlagen worden wäre, hätte es trotzdem bis zu Napoleons Fall Bestand gehabt; nun waren Viele unglücklich gemacht, und das erschöpfte Land wurde zu neuen unerschwinglichen Opfern gezwungen.

Dem König Jerome war es sehr schnell gelungen, mit einem französischen Korps von 12 000 Mann sich gegen Kassel vom Rhein her in Bewegung zu setzen. Er kam mit demselben in Marburg an, nahm hier die wenigen noch vorhandenen eigenen Truppen auf und hielt wenige Tage nach dem Abzuge der Russen seinen Einzug in die erschreckte, in einen todesähnlichen Zustand versetzte Hauptstadt. Derselbe fand zwar ohne Blutvergießen statt, aber Vieler Herzen bluteten bei diesem Trauereinzuge, und Jeder dachte mit Grauen an die nächsten Folgen, denn wer konnte wohl ahnen, daß der Tag der Rettung so nahe sei. Blutige Auftritte hätten ohne Zweifel stattgefunden, wenn nicht der König den Boden, welchen er wieder betreten, unter seinen Füßen wanken gefühlt und eingesehen hätte, derselbe könnte ihn leicht trotz der wiedererlangten scheinbaren Macht und der Demuth des Volks verschlingen. Da nun auch die mitgebrachten Franzosen bald ihren Marsch zur Armee fortsetzten, und der König sich auf den Schutz seiner eigenen unzuverlässigen Truppen, die erst wieder zu sammeln waren, verlassen mußte, zeigte die Regierung klüglich nur scheinbare Strenge. Der König ließ dem General Allix die volle Gewalt als seinem Lieutenant; der gefürchtete Bongard trat wiederum sein Amt als Chef der Gendarmerie und geheimen Polizei an, und alle übrigen Regierungszweige gelangten von Neuem zu

wenn auch schwächlicher und unvollkommener Wirksamkeit. Die Präfekten erhielten die gemessensten Befehle, die Fahnenflüchtigen mit größter Strenge einzubringen und neue Mannschaften zu liefern; Gendarmen führten die Widerspenstigen in Ketten und Banden nach Kassel. Viele, die sich politisch verdächtig gemacht, kamen ins Gefängniß, darunter mehrere Mitglieder der von Czernitschef ernannten Regierung. Eine Militär-Gerichts-Kommission wurde eingesetzt und ließ schnell einige Todesurtheile an sogenannten Verbrechern unter den Soldaten und dem Pöbel vollstrecken, was Furcht und Schrecken verbreitete. Indessen hütete man sich, angesehenen Personen ans Leben zu gehen, zog vielmehr deren Prozesse absichtlich in die Länge. Inmitten dieser Trübsal sah man den schwachen König mit möglichstem Glanz, mit der Miene der Unbefangenheit und gnädiger landesväterlicher Gerechtigkeit im Theater und sonst öffentlich erscheinen. Es schien, als hätte er im Gefühl seiner Ohnmacht Alles gern vergeben und vergessen und die Wunden gern geheilt, welche er und der Kaiser Napoleon dem Staat vom Augenblick seiner Entstehung an durch die beständigen Truppenaufstellungen und Kriegsopfer wie durch die Ueppigkeit des Hofes geschlagen hatten, aber dazu war es nicht mehr an der Zeit. Alle Mittel waren erschöpft, alle Hülfsquellen versiegt; die wenigen vorhandenen Truppen konnten kaum noch bezahlt werden, und den Offizieren blieb man schon den Sold schuldig; trotz der neuen Anstrengungen gelang es nicht, die Truppen auszurüsten, denn es fehlte an Geld und Material, wenn auch die Menschen zusammengetrieben wurden. Die abermals vorgenommene Neuorganisation — und in der That hatte man während der ganzen Zeit des Bestehens des Königreichs nichts Anderes gethan, als Truppen organisirt — erstreckte sich auf die wenigen Bataillone und Eskadrons der Garde. Der Staat würde sich aus eigenen Mitteln, selbst wenn das Ende der Franzosenherrschaft nicht vor der Thür gestanden

hätte, niemals wieder haben auf die Beine helfen können, vielmehr ist mit Sicherheit anzunehmen, daß Westfalen so gut wie Holland französische Provinz geworden wäre, was es thatsächlich bereits lange war. Doch Der, Der den Gewaltigen zum König der Könige gemacht, hatte es anders beschlossen. Das große Ereigniß, die Schlacht bei Leipzig, hatte sich vollzogen, als man in Kassel noch immer erfolglos an dem wankenden Staatsgebäude flickte.

Napoleon befand sich bereits auf dem Rückzuge, aber in Kassel blieb es durch die Kunst der Polizei vorläufig stockdunkel. Die letzte That der Regierung, und man muß sie bewundern, war die, daß es ihr gelang, die Nachricht von der Schlacht bei Leipzig acht Tage zu verbergen und ihren eigenen Untergang so lange hinauszuschieben. Denn erst am 26. Oktober verließ der König seine Hauptstadt zum zweiten Mal, um sie nie wiederzusehen. Ich gehörte zu den Vielen, welchen jetzt die Augen, aber auch nur halb, aufzugehen begannen, denn noch immer wurde von einer zwar stattgehabten aber keineswegs von einer entscheidenden Schlacht und von „einer retrograden Bewegung, die der Kaiser für gut finde, zu machen, welcher wir vorläufig folgen würden", gesprochen. In Kassel herrschte erwartungsvolle Stille. Jeder fühlte, es sei etwas Großes, Entscheidendes vorgegangen, aber die Regierung hatte, wie gesagt, bis zum letzten Augenblick das Dunkel zu erhalten gewußt, alle amtlichen Nachrichten fehlten, und die französischen wie die deutschen Zeitungen hatten die Frechheit, von Siegen Napoleons zu sprechen. Man hörte wohl die Worte „Leipzig, große Schlacht", allein bereits einmal so bitter enttäuscht, war Jeder auf seine eigene Einbildungskraft angewiesen, um sich die Zukunft nach Gefallen, zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, auszumalen.

In dieser Lage befand ich mich, als ich vom General Befehl erhielt, ihm mit den Truppen, die er auf Befehl des

Königs nach dem Rhein führte, zu folgen. Vorher aber ward mir der ſchmeichelhafte Auftrag zu Theil, Madame la générale, die ſich nach dem Abzug der Ruſſen wieder in Kaſſel eingefunden hatte, auf einem anderen Wege zum Rhein, um dieſe Gute nicht zu gefährden, einige Stationen zu geleiten und dann mit dem General wieder zuſammenzutreffen. Bei beiden Aufträgen war es mir nicht beſonders wohl ums Herz, denn ich wäre gern meiner Feſſeln endlich entledigt geweſen. Wiederholte Verſuche, die ich vor dem Abzuge machte, von meinen Pflichten entbunden zu ſein, wies der General wie früher mit Vorſtellungen, ſchönen Redensarten und, als ich dringlicher ward, mit der Drohung zurück, mich als Arreſtant mitzunehmen. Was war zu machen? Wollte ich meinen Grundſätzen nicht untreu werden oder mich nicht der Gefahr ausſetzen, wenn ich fortging, in die Klauen der Franzoſen zu gerathen, ſo mußte ich mich noch einmal beugen und mitziehen. Es erſchien mir nicht mehr zweifelhaft, daß es über den Rhein, vielleicht nach Frankreich, für mich ſo gut wie in den moraliſchen Tod ging. Welche Kämpfe ich in dieſer Zeit mit mir ſelbſt durchzumachen gehabt habe, darüber ſchweige ich; ich will Niemandem Aehnliches wünſchen.

So begleitete ich als gezwungener Anhänger des Königs von Weſtfalen und des Generals, wenn auch nicht ihrer Sache, Madame, das theuere mir anvertraute Kleinod, als ſchirmender Ritter mit zwei Küraſſieren einige Meilen weit auf der Straße nach Holland und nahm dann von der Holden zärtlichen Abſchied mit dem ſtillen Wunſche, daß dies der letzte Liebesdienſt geweſen, den ich ihr erzeigt, und daß ſie ihr ſchönes Frankreich glücklich erreichen möchte. Ich wendete mich darauf wieder der Straße nach Cöln zu, erreichte den General und ſetzte mit ihm die ſogenannte „retrograde Bewegung“ über den Rhein nach Cöln fort, woſelbſt Seine Majeſtät, vorläufig ſicher, Allerhöchſtihr Hoflager aufſchlugen. Die mitgenommenen

Truppen waren unterwegs in Schaaren davongelaufen. Der Rhein übte durchaus keine Anziehung auf sie aus, mit jedem Schritte ihm näher, wurde der Haufen dünner, und am Ende waren es nur wenige Hundert Offiziere, Beamte und Höflinge, mit denen der König Cöln erreichte. Der besseren Wendung der Dinge harrend, setzte König Jerome seine Hofhaltung wie in Kassel mit allen Formen der Etikette, nur mit etwas vermindertem Glanze, fort. Des Morgens ging man zum Lever; der Saal war mit Höflingen, Generalen, Offizieren, hohen und niedern Beamten und auch solchen gefüllt, die bis dahin nicht hoffähig gewesen waren, wozu auch ich gehörte. Hier fanden sich zahlreiche Menschen zusammen, die das Geschick mit oder wider ihren Willen hierher verschlagen hatte, Franzosen meistens, aber auch Deutsche in Civil- und Hofämtern, Männer mit den besten Namen des Landes, die, zu ewiger Schande, vielfach ohne Beruf und Noth dem Könige gedient hatten und ihm auch jetzt noch, sei es aus wahrer oder aus geheuchelter Anhänglichkeit und aus den verschiedensten Beweggründen, treu blieben, ja später nach Frankreich folgten. Alle diese Leute, einestheils kleinmüthig, niedergebeugt, von erbärmlichem und lächerlichem Aussehen, anderntheils stolz, dünkelhaft, von Franzosengefühlen aufgeblasen, fanden sich aus Gewohnheit in dem Königlichen Saal zusammen, um sich an den Strahlen der untergehenden Sonne zu wärmen, und blickten mit Verachtung auf Andere hinab, die wie ich in dies Heiligthum eindrangen, um keine Gunst mehr sondern ihr gutes Recht zu fordern und dann zu gehen.

Ich hatte dem General in den ersten Stunden nach der Ankunft in Cöln erklärt, daß ich nunmehr um meinen Abschied bitte und ihm ans Herz lege, mir diesen sowie mein seit Monaten rückständiges Gehalt und die wenn auch kleine Ordenszulage auszuwirken. Als Franzose konnte er sich nicht anders benehmen, wie er es that. Anfangs hielt er mich mit schönen

Redensarten hin, versprach mir aber, meine Angelegenheit in Ordnung zu bringen. Dabei blieb es vorläufig, während er sich bemühte, mich umzustimmen, da doch die Sache des Königs keine verlorene, und, wie es auch kommen möge, Frankreich allein das Land der Zukunft sei, es mir dort unter des Königs Befürwortung an einer glänzenden Laufbahn nicht fehlen und dieser, wenn er sein Königreich nicht wieder erhalte, entweder einen anderen Thron besteigen, schlimmstenfalls immer französischer Prinz bleiben werde, und was dergleichen Dinge mehr waren. Aber er fand taube Ohren; mir brannte der Boden des linken Rhein-Ufers je länger je mehr unter den Füßen, deshalb reichte ich endlich mein Entlassungsgesuch unmittelbar beim Kriegsminister ein und besuchte täglich das Lever in der Erwartung, Berücksichtigung zu finden. Hier sah ich, wie die Königliche Sonne immer matter und schwächer leuchtete, so daß sie selbst die Höflinge nicht mehr erwärmte, die mit sorgenvollen und verdrießlichen Gesichtern umherschlichen, wie auch die Abzeichen des Königthums eins nach dem anderen verschwanden, die vor dem Palais aufgestellte Königswache der Grenadier-Garde, die Posten der Gardes du Corps im Innern eingingen und nach und nach Alles das Gepräge des Vergangenen, Entschwundenen erhielt: der Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen war gethan, König Jerome war nur noch ein beneidenswerther Privatmann.

Endlich erhielt ich, als einer der letzten durch die Umstände zurückgehaltenen Offiziere, meinen Abschied, und zwar, ohne daß es mir eingefallen wäre, darauf anzutragen, als Bataillonschef. Das Papier war vom Kriegsminister Comte d'Höhne ausgefertigt und scherzhafterweise wörtlich so gestellt, daß „der König mir auf meine Bitte die Demission ertheilt habe und mir gestatte, mich in meine Heimath zurückbegeben zu dürfen". Ueber das für mich unter diesen Umständen Wichtigste, meine Gehaltsforderungen, vernahm ich nichts. Wenn ich auch

herzlich froh war, meiner Fesseln auf eine für mich vorwurfsfreie Art entledigt zu sein und aus dieser Atmosphäre hinauszukommen, war ich doch nicht gesonnen, mein Geld im Stiche zu lassen. Dies zu erlangen, gab es kein anderes Mittel, als mich an den Kriegsminister zu wenden, denn ich hatte weder einem Truppentheil, der eine Kasse führte, angehört, noch gab es überhaupt einen solchen mehr und ebensowenig eine Staatskasse. Die wenigen Offiziere der Garde waren allmälig, wie diese sich auflöste, aus Cöln verschwunden, und nur noch wenige Deutsche, darunter mein Kollege, der Rittmeister v. Steinäcker, befanden sich mit mir in gleicher Lage. Der Kriegsminister ließ sich aber persönlich nicht nahe kommen, schützte vor, es wäre kein Geld da, und vertröstete auf bessere Zeiten. Deshalb entschloß ich mich, ihn im Vorzimmer des Königs, als den einzigen Ort, wo er zu treffen war, aufzusuchen, ihm in den Weg zu treten und nicht eher zu weichen, bevor ich nicht das Meine erhalten hätte, schlimmstenfalls aber mich an den König selbst zu wenden. Der nächste Vormittag sah mich also beim Lever, wo zu erscheinen ich jetzt berechtigt war, denn Seine Majestät hatte mich als wenn auch verabschiedeten Bataillonschef hoffähig gemacht. Es gehörte nicht viel dazu, um unter den Anwesenden verschiedene mit den meinigen gleiche Ansprüche Erhebende an ihren unzufriedenen und unglücklichen Gesichtern zu erkennen. Mein gerade nicht blöder Gefährte Steinäcker war mit mir. Bald hatten sich alle Mißvergnügten in einer Ecke des Saales zusammengefunden und harrten des Kriegsministers. Der Unglückliche erschien und ward sogleich, wie von Stoßvögeln, von uns angefallen und derartig in die Enge getrieben, daß alle seine schönen Worte, Entschuldigungen und Versprechungen ihn nicht befreiten. Als er sich nicht mehr zu helfen wußte, setzte er sich auf das hohe Pferd und verfiel in den französischen Ton der Grobheit. Nun wurde die Scene laut und immer lauter, so daß der König, aufmerksam ge-

worden, eintrat und sich sogleich an den Kriegsminister wandte, diesem andeutend, daß er gehört, was vorgegangen, und daß es ihm unangenehm sei. Der Minister, in sichtbar peinlicher Verlegenheit, berichtete entschuldigend das Nähere, doch der König schoß nach seiner Art mißbilligende ungnädige Blicke, und man sah an seinen Mienen, daß wir befriedigt werden müßten. Als sich darauf der Minister aus dem Saale entfernte, sprach der König der Gewohnheit gemäß einzelne Worte und Redensarten zu Diesem und Jenem, und so hatte auch ich das hohe Glück, einige Worte von „Anerkennung, Dank, Wiedersehen und glücklicher Reise" von dem guten Exkönig zu vernehmen und ihn zum letzten Mal, „pour jamais", zu sehen. Aber das Merkwürdigste bei diesem Lebewohl war, daß der Minister mit einigen Rollen Gold wieder erschien, die er ohne Zweifel aus des Königs Schatulle geholt, und uns, einen nach dem Andern, in ein Kabinet rief, wo er uns, im Hause des ehemaligen Königs von Westfalen, befriedigte. Leicht dürfte dies eine der besten Handlungen dieses Königs gewesen sein, als er, selbst den Zahlmeister machend, einigen seiner ehemaligen „sujets" aus Billigkeit doch noch eine Kleinigkeit von den dem Lande entführten Schätzen abgab.

Nachdem dies Geschäft beendet, waren endlich die letzten Bande, welche mich an die Franzosenherrschaft fesselten, gelöst, und noch an demselben Tage verließ ich frohen Herzens Cöln. Der Abschied vom General Danloup wurde mir nicht schwer. Er hatte mir noch in der letzten Zeit Schwierigkeiten wegen meines Vorkommens in den Weg gelegt und gar nichts in dieser Beziehung für mich gethan. Seine unedle Gesinnung aber bewies er bei der Trennung durch Folgendes. Er hatte mir ein Pferd verkauft, welches seinem in Rußland gebliebenen Adjutanten gehörte und das er sich angeeignet hatte. Ich hatte nur einen Theil der Summe darauf bezahlt und bat, da es mir schwer wurde, die ganze Schuld jetzt abzutragen, um

ferneren Kredit. Aber er drang mit Härte in mich, den Rest zu bezahlen, und weigerte sich rundweg, unter diesen Umständen, wie ich vorschlug, das Pferd zurückzunehmen. So mußte ich denn, ich mochte wollen oder nicht, bezahlen, und wir schieden, er mit der Verheißung, demnächst in Deutschland, ich mit der Andeutung, eher in Frankreich — versteht sich, als Feinde — uns wiederzusehen.

Ich beschloß, mit dem Rittmeister v. Steinäcker vorläufig nach Kassel zurückzukehren, wo wir bestimmte Nachrichten über die allgemeine Lage erhalten und die nöthigen Schritte für die Sicherung unserer ganz ungewissen Zukunft thun konnten. Wir reisten zu Pferde in unserer bisherigen Uniform, nur begleitet von einem Kürassier, der früheren Ordonnanz des Generals, welcher mir mit seltener Treue, als der letzte seines Namens, anhing, nachdem mein Reitknecht bereits auf dem Marsche nach Cöln desertirt war. Bald geriethen wir in eine Kolonne Franzosen. Der Weg, welchen wir, dem ihrigen entgegen, nahmen, die Uniform, die uns hätte schützen sollen, waren die Veranlassung zu Beleidigungen. In ihren Augen Abtrünnige, Verräther, welche ihren Feinden entgegenzogen, um in deren Reihen einzutreten, wurden wir nicht allein mit allen bekannten Schimpfworten belegt, sondern sie zeigten, indem sie uns in die Zügel fielen, nicht übel Lust, uns auszuplündern. Zwei Dragoneroffiziere, die ihre Plätze in Reih und Glied verließen und uns eine Zeit lang folgten, legten es darauf an, uns wenigstens die Pferde abzunehmen. Steinäcker, der ein schönes und theures Thier ritt, auf welches sie es zuerst abgesehen hatten, war bereits heruntergeworfen und im Handgemenge. Wir würden in dem ungleichen Kampf unterlegen sein und unsere Pferde verloren haben, wenn Steinäckers Entschlossenheit uns nicht aus den Klauen dieser Räuber gerettet hätte. In der Wuth riß er seinen Oberrock auf, ließ das Kreuz der Ehrenlegion sehen und, auf dasselbe deutend, schrie er mit ge-

schwungenem Säbel, daß, wenn sie dies Zeichen nicht achteten, er ihnen beweisen wollte, daß er es verdient hätte, und zu seiner und des Pferdes Vertheidigung sein Leben theuer verkaufen würde. Das half; die Ehrlosen wurden stutzig, gaben nach und ließen uns ziehen. Nach neuen Unannehmlichkeiten, die wir erlebten, so lange wir uns im Bereich der „retrograden Bewegung" der Franzosen befanden, erreichten wir Hagen, wo wir aber beinahe, den Klauen der Franzosen kaum entgangen, in die der Kosaken gefallen wären, indem unter unseren Verhältnissen auch diesen Freunden nicht zu trauen war. Bei unserer Ankunft erwartete man gerade diese ersehnten und doch gefürchteten Vorläufer der Befreiung und traf neben den Vorbereitungen zu ihrem freudigen Empfang mancherlei Sicherheitsanstalten. Wir sahen, daß der Wirth des Gasthauses, in welchem wir abgestiegen waren, seine Pferde nach einer entlegenen Waldgegend schickte. Es schien uns nicht rathsam, einer Schwadron dieser vortrefflichen Helden, welche gegenwärtig bei der Verfolgung der Franzosen so recht in ihrem Element waren, auf offener Landstraße als Amphibien zwischen Feind und Freund in die Hände zu fallen, vielmehr waren wir entschlossen, uns unter den Schutz des ersten besten Truppenführers der Verbündeten zu begeben und Pässe zu unserem weiteren Fortkommen zu verlangen. Darum nahmen wir den Rath des Wirths an, hier die weitere Entwickelung abzuwarten und einstweilen unsere Pferde mit in Sicherheit bringen zu lassen. Indessen unsere Kosaken blieben aus. Nachdem die Nachricht eingegangen, daß sie eine andere Richtung eingeschlagen hätten, setzten wir unsere Reise fort. In Elberfeld warfen wir unsere nichts mehr geltende westfälische Hülle ab, übergaben sie nebst dem Küraß und Helm meines braven Reiters und allen Abzeichen ehemaligen Glanzes einem Juden, setzten uns zu größerer Sicherheit in Civilkleidung und erreichten unangefochten Mitte November Kassel.

Hier ward mir über die eigentliche Lage der Dinge insoweit Aufklärung, als ich erfuhr, daß der Kurprinz von Hessen bereits angekommen und einstweilen im Namen des alten Kurfürsten, seines Vaters, welcher in den nächsten Tagen erwartet wurde, die Regierung übernommen hätte. Die Residenz der Kattenfürsten hatte das glänzende französisch-westfälische Gewand abgelegt, die Zeichen der Fremdherrschaft, bis auf diejenigen, welche sich nicht vertilgen ließen, waren verschwunden und an ihre Stelle, neben dem Nationalen, dem Guten wie dem weniger Guten, jene eigenthümlich steifen und veralteten ja theilweise lächerlichen Formen des in der Wiedergeburt begriffenen Kurfürstenthums getreten. Ich vernahm, daß die siegreichen Waffen der Verbündeten im November bis zum Rhein vorgedrungen waren und daß kein Franzose mehr, außer in den Festungen, auf dem rechten Ufer des Stromes stand, daß auch mein altes Vaterland bereits im Besitz seiner im Tilsiter Frieden verlorenen Provinzen von der Elbe bis zur Weser und zum Rhein, daß folglich Preußen wieder mein Vaterland war, dem ich meinen Dienst nun wieder zu widmen hatte. Ich schrieb an meinen theuren König Friedrich Wilhelm nach Frankfurt a. M., wo sich die verbündeten Fürsten aufhielten, und bot meine Dienste an. Einem Traume gleich lagen die sieben Jahre hinter mir. Viel hatte ich erlebt und erfahren, Gutes und Böses, aber mehr Trübes als Erfreuliches, ich war unter dem Drucke der Zeit in vielen Beziehungen ein Anderer geworden, aber meine Grundsätze hatte ich mir erhalten und mit vernünftiger Begeisterung sehnte ich mich nach der Zeit, wo ich als preußischer Soldat an dem großen begonnenen aber noch lange nicht vollendeten Werke der Befreiung theilnehmen durfte. Dunkel lag die allgemeine wie meine eigene Zukunft in diesem Augenblicke vor mir. Manches kam anders, als ich gedacht, aber im Allgemeinen erfüllten sich meine Wünsche, und ich verfehlte den Zweck meines Lebens und Wirkens als Soldat nicht ganz.

Am 21. November 1813, drei Wochen nachdem die westfälische Herrschaft zu Grabe getragen, hielt der Kurfürst seinen Einzug in Kassel, und Hessen feierte mit lautem Jubel seine Wiedereinsetzung, wovon der Zufall mich Zeuge sein ließ. Schon als ich nach Kassel zurückgekehrt war, trat mir einer der seltsamsten Eindrücke, die ich je empfing, entgegen: die Wiedergeburt der Zöpfe. Am Einzugstage aber waren alle alten noch im Lande vorhandenen und viele frisch und jung im Nacken eingedrehten zu Ehren des Kurfürsten, der eine bis ans Lächerliche streifende Vorliebe für sie hatte, wie durch einen Zauberschlag zu neuem Leben erstanden. Die Zöpfe spielten an diesem Tage eine Hauptrolle; die Ansichten des Kurfürsten waren bekannt, er hoffte Alles, wie er es vor sieben Jahren verlassen, wiederzufinden und wollte von dem Dasein der in der Zwischenzeit bestandenen fremden und widerrechtlichen Regierung nicht das Geringste wissen; so galten denn die Zöpfe als das Abzeichen der unveränderten Treue und Anhänglichkeit. Jeder, der sich als Patriot und um dem Kurfürsten zu gefallen, öffentlich zeigte, hatte sich nach dem alten Kleiderschnitt aufgewichst und einen langen Zopf eingeschroben. Deshalb gab es am Einzugstage neben rührenden, die Freude des Volkes ungekünstelt aussprechenden, auch solche Auftritte, die man sich nicht spaßhaft und lächerlich genug vorstellen kann. Aus dem ganzen Lande hatten sich eine Menge alter Patrioten, besonders gemeine Soldaten, die während der Fremdherrschaft keine Anstellung gehabt und, wie der Kurfürst selbst, in den sieben Jahren gleich dem Dachs vom eigenen Fett lebend geschlafen hatten, in den alten Uniformen eingefunden. Dazu kamen die veralteten Figuren jener Hofleute, Offiziere und der Dienerschaft des Hofstaats, welche ihn, als er das Land verließ, begleiteten. Alle diese Antiquitäten wandelten in den Straßen der Hauptstadt umher und boten Alles auf, sich bemerkbar zu machen, indem sie glaubten, daß vom ersten Eindruck ihr Schicksal ab-

hinge. Der Zug kam unter dem Jauchzen des Volkes und dem gewöhnlichen Gepränge an. Der Kurfürſt ſaß in einem offenen Wagen, ihm zur Seite die von ihm ſonſt eben nicht ſehr geehrte und geliebte Landesmutter, indem er, wie bekannt, ſeinem Sohne ein leuchtendes Beiſpiel der Maitreſſenwirthſchaft gab. Er befand ſich im Koſtüm des vorigen Jahrhunderts, mit gepudertem Haupt und dem Zopf aller Zöpfe, das Geſicht durch ein großes Gewächs entſtellt. Unter der Menge, welche den Wagen umgab und ihre Freude in der üblichen Art äußerte, befanden ſich einige alte heſſiſche Soldaten, die durch Patriotismus und Branntwein aufgeregt, während das Volk ſein Hurrah ſchrie, Hüte und Mützen in die Luft flogen, Jungen Purzelbäume ſchlugen, den Wagen umtanzten, ihre langen Zöpfe ſchwangen und ſchrieen: „Kurfürſtliche Durchlaucht, mer han'n noch, mer han'n noch!“ Selten hat ſich Napoleons Wort: „Vom Erhabenen zum Lächerlichen iſt nur ein Schritt“ mehr bewahrheitet, als bei dieſer Gelegenheit. Am nächſten Tage wohnte ich der erſten Cour, welche der Kurfürſt ertheilte, bei; von Levet war nun nicht mehr die Rede. Zumeiſt hatten ſich Anſtellung ſuchende Beamte und Militärs dazu eingefunden. Der Kurfürſt wollte von der ſiebenjährigen Fremdherrſchaft Nichts wiſſen und ſchon die Worte „Weſtfalen, weſtfäliſcher Dienſt“, waren ihm ein Gräuel. Solche, die er perſönlich kannte, ſie mochten inzwiſchen einen weit höheren Rang erhalten haben, redete er mit demjenigen an, den ſie unter ſeiner Regierung zuletzt bekleidet hatten. Ein General, Oberſt oder Major hörte ſich vielleicht bis zum Lieutenant oder Fähnrich herabgeſetzt. Fragte er aber einen Unbekannten: „Wer ſind Sie?“ und erhielt z. B. die Antwort: „Major N. N.“, ſo maß er ihn kopfſchüttelnd, halb lächelnden halb ungnädigen Blicks, und erwiderte: „Ich kenne keinen Major N. N., Sie waren in meinen Dienſten Lieutenant, das können Sie wieder bei mir werden.“ So ſahen ſich denn Viele, trotz der geringen

ins Weite; er wollte keinen derselben missen und erinnerte sich einiger seiner durch ihre Größe ausgezeichneten Lieblinge so genau, daß er ihr ganzes Nationale den Behörden mittheilte und befahl, so lange nach ihnen zu forschen, bis festgestellt war, was aus ihnen geworden oder bis sie zur Fahne geschafft waren, da sie seiner Ansicht nach noch nicht ausgedient hätten. Auch die nach türkischer Art gekleideten Janitscharen wurden wieder ins Leben gerufen und sie und die Garde ganz nach der alten Weise exerzirt. Unterdessen organisirte der Kurprinz unter großen Schwierigkeiten und nach harten Kämpfen mit seinem Vater die Feldtruppen derartig, daß sie doch einigermaßen dem Geiste der Zeit entsprachen und in einem auffallenden Gegensatz zu den Garden standen.

Nach Allem, was ich in Kassel erfahren, konnte ich mich glücklich schätzen, kein geborener Hesse zu sein. Bald erhielt ich auch vom Könige auf mein Gesuch den Bescheid, mich, da mein Dienstanerbieten angenommen sei, bei dem General-Gouvernement der Länder zwischen Elbe und Weser, welches in Halle seinen Sitz hatte, zur Anstellung zu melden. So begab ich mich denn Ende Januar von Kassel nach Halle, wo ich die Freude hatte, meine Mutter wiederzusehen. Auch mein Bruder befand sich dort als Kapitän bei dem Elb-National-Regiment, welches nach der Schlacht bei Leipzig aus den aufgelösten westfälischen Truppen hier errichtet worden war. Er hatte, nachdem er in den ersten Jahren der westfälischen Zeit als Konskriptionsoffizier thätig gewesen, Anfang 1813 bei dem neuerrichteten 9. Linien-Infanterie-Regiment eine Kompagnie erhalten und bis zur Entwaffnung dieses Regiments mit demselben in Magdeburg gestanden. Das neue preußische Regiment, bei dem er jetzt in Halle Dienst that, war in seiner Bekleidung noch eine wahre Musterkarte der westfälischen Armee und anderer Rheinbundstruppen, aber erfreulich blieb es doch, diese bunte Truppe nach der preußischen Trommel marschiren zu sehen. Ich meldete mich

bei dem Gouverneur, Generallieutenant v. Zastrow, und vernahm, daß es mit der endgültigen Anstellung noch in weitem Felde stände. Der König hatte nämlich bestimmt, daß für jetzt in den wiedereroberten Landestheilen nur Landwehrtruppen aufgestellt werden sollten, und da dazu die Stände mitwirkten und das Beste thun mußten, so wollte die Sache Zeit haben. Zum allgemeinen Bedauern erhielt General v. Zastrow eine andere Bestimmung, der wegen seiner Grobheit bekannte und gefürchtete General v. Ebra trat an seine Stelle und verlegte, weil Magdeburg von einem preußischen Reservekorps eng eingeschlossen und nichts mehr von daher zu fürchten war, den Sitz des Gouvernements nach Halberstadt. Um an der Quelle zu bleiben, ging ich gleichfalls dorthin und fand vorläufig bei der Kommandantur, allerdings nur im Büreaudienst, Beschäftigung. Gleichzeitig wurde ich einem Mannschaftsdepot vorgesetzt, welches sich behufs künftiger Truppenformationen sammelte, und machte auch eine Dienstreise nach Hannover. Im Februar 1814 erhielt ich endlich meine feste Anstellung als Kapitän und Kompagniechef in dem zu errichtenden 1. Elb-Landwehr-Infanterie-Regiment, welches die Altmark neben einem Kavallerie-Regiment auf die Beine bringen sollte. Ich begab mich nach Stendal, der Hauptstadt der Provinz, und von da nach Seehausen, wo das 3. Bataillon, in dem mir eine Kompagnie zugetheilt war, zusammentrat.

V.

Das Jahr 1814.

So war ich denn wieder im Dienste meines wahren Vaterlandes und trat mit freudigem Herzen und auch körperlich kräftig den neuen Beruf an. Leider war es mir nicht vergönnt gewesen, an dem begeisterten Aufschwunge Preußens im Anfange des Jahres 1813 theilzunehmen und in den Schlachten dieses denkwürdigen Jahres mitzukämpfen, aber noch war viel zu thun, um das große begonnene Werk zu vollenden, und ich habe das Glück gehabt, wirklich noch dazu mithelfen zu können. Der Geist, welcher die im Laufe des Jahres 1813 der Fremdherrschaft entrissenen altpreußischen Provinzen beseelte, war zwar nicht so jugendlich stürmisch, wie derjenige des Frühjahrs, aber er zeugte von ernstem Willen und kräftiger Entschlossenheit. Auch in der Altmark, der Wiege des Staates, zu deren Streitern ich nun gehörte, machte er sich vollauf geltend, und ihre Bewohner blieben an Opferfreudigkeit nicht zurück. Die Erfahrungen, welche ich als einer der Führer der altmärkischen Landwehr gemacht habe, gehören zu den schönsten meines Lebens. Ich lernte den eigentlichen Werth des Soldatenstandes erst jetzt kennen und würdigen. Zwar hatte mir etwas Aehnliches stets als das Höchste vorgeschwebt und mich der Wunsch beseelt, an der Spitze einer von Hingebung und Vaterlandsliebe erfüllten Truppe zu stehen, aber der altpreußische gleich wie der west-

fälische Dienst mit ihrem Zwange boten keine Gelegenheit zu solchen Erfahrungen. Jetzt fand ich eine wirklich nationale Truppe, in welcher jedem Einzelnen der Wille, für das Heil des Vaterlandes zu kämpfen, zu siegen und an den Unterdrückern Rache zu nehmen, innewohnte.

Die Schwierigkeiten der Organisation waren große, und kaum begreife ich, wie sie bei dem völligen Mangel aller Hülfsmittel besiegt werden konnten. Ich besaß bereits einige Erfahrung und Gewandtheit in der Errichtung neuer Truppen, aber bis dahin hatte ich stets einen Stamm von Offizieren und Unteroffizieren vorgefunden, der als Lehrmeister des rohen Haufens dienen konnte. Hier aber fehlte Alles. Die nicht sehr zahlreichen Offiziere und Unteroffiziere der aufgelösten westfälischen Regimenter fanden bei allen den neuen Formationen, die zwischen Elbe und Rhein gleichzeitig begannen, Verwendung; die wenigen, welche das Regiment erhielt, waren von dem Kommandeur, Oberstlieutenant v. Bismarck, sehr ungleich an die vier zu errichtenden Bataillone vertheilt und meiner Kompagnie nicht ein einziger gegeben worden. Als ich das Werk begann, sah ich mich an der Spitze eines Haufens von 200 Menschen, denen Alles außer dem guten Willen zum Soldaten fehlte. Leicht hätte ich unter solchen Umständen schon bei Anfang der Arbeit an der Möglichkeit, sie zu vollenden, verzweifeln können, aber es lag in mir und in den außergewöhnlichen Zeitverhältnissen, durch kräftigen Willen und das Entgegenkommen aller Betheiligten dasjenige, was an gewöhnlichen Mitteln gebrach, auf eine wunderbare Art zu ersetzen und alle Hindernisse zu besiegen. Bei allen Bürden und Unbilden, welche diese Zeit ihrem Geschlecht auferlegte, lohnte es sich am Ende doch, in ihr gelebt und das Kriegshandwerk getrieben zu haben, denn sie war groß und wird ewig unvergeßlich sein.

Bei der Zusammenstellung des Regiments waren der Regiments- und die vier Bataillonskommandeure von den Ständen

der Provinz gewählt, dem Könige in Vorschlag gebracht und von diesem bestätigt worden. Sie hatten vor 1806 in unteren Graden in der Armee gestanden, waren seitdem aber außer Dienst gewesen und hatten als Gutsbesitzer ihr Feld bebaut. Aehnliche Bewandtniß hatte es mit den Kapitäns und Lieutenants; von den letzteren hatten viele noch gar nicht gedient. Von den drei meiner Kompagnie zugetheilten Offizieren waren zwei Juristen (Referendarien) und einer gewesener Besitzer einer Zichorienfabrik in Magdeburg, deren Zerstörung durch den Krieg sein Vermögen zerrüttet hatte. Den drei Lieutenants fehlte außer dem Willen Alles, was das neue Handwerk von ihnen forderte, dem einen selbst das nöthige Geschick und der Geist, die er sich trotz aller Mühe und obwohl er seine Schuldigkeit that, niemals aneignete. Die Unteroffiziere mußte ich mir aus der Menge heraussuchen; ob ich sie fand, danach fragte Niemand. So blieb mir nichts übrig, als die Leute während der ersten Tage ihrem Schicksal zu überlassen und die Herren Offiziere in mein Zimmer zu nehmen, wo ich sie das Theoretische und Praktische des Exerzirens und die Art, es Anderen beizubringen, sowie das Nothwendigste der übrigen Dienstzweige, ihrer Obliegenheiten und Pflichten lehrte. Einige Tage der kurz bemessenen Zeit reichten nur schwer aus, mit dieser Unterweisung so viel zu leisten, um etwas Erfolg zu sehen und Nutzen davon zu haben, obgleich der Eifer der Herren die Schwierigkeiten so weit überwand, daß sie bei bescheidenen Anforderungen als Lehrmeister mir zur Seite treten konnten. Ein ähnliches Verfahren mußte ich mit den Unteroffizieren vornehmen. Die Wahl derselben war das Schwierigste. Es blieb mir nichts übrig, als sie auf gut Glück nach den Listen und nach ihrem ehrlichen Gesicht, indem ich auf meine Menschenkenntniß vertraute, auszusuchen. Ich ernannte sie, ohne ihnen fürs Erste die Abzeichen ihres Grades zu geben, zunächst auf Zeit und unter dem Vorbehalt wirklicher Beförderung, wenn

sie sich bewähren würden. So bekam ich einen Krämergehülfen aus einer kleinen Landstadt zum Feldwebel, einen desgleichen zum Fourier und einen, der früher in der preußischen Armee als Gemeiner gedient, zum Kapitänd'armes. Im Ganzen that ich keinen Fehlgriff, und die Mehrzahl leistete das Erwartete, wenn sie auch Alle in der ersten Zeit mehr dem Namen als der That nach das waren, was sie sein sollten, und mir das Leben sauer genug machten. Einige aber wurden in sehr kurzer Frist recht brauchbare, tüchtige Leute. Von Unzuverlässigkeit und schlechtem Lebenswandel war bei Keinem die Rede. Unter diesen schwierigen, im Ganzen aber lohnenden Verhältnissen ging die Aufstellung der Kompagnie vor sich. Erschwerend wirkte neben der ungünstigen Jahreszeit und einzelnen fehlerhaften Anordnungen von oben namentlich der Umstand, daß die Bataillone und Kompagnien aus bestimmten Bezirken der Provinz zusammengesetzt waren. Das lag zwar im Geiste der Landwehr, aber es brachte für einzelne Abtheilungen den Nachtheil mit sich, daß die Leute derselben aus armen entlegenen Orten und Gegenden stammten. Dies war auch bei meiner Kompagnie der Fall, welche sich aus der kleinen armen Landstadt Arendsee und den umliegenden ebenso armen Ortschaften rekrutirte, während andere Kompagnien ihre Leute aus größeren Städten und besseren Gegenden empfangen hatten. Nach sechs Wochen angestrengtester Arbeit war das Regiment in seiner Organisation so weit vorgeschritten, daß es Befehl erhielt, zum Blockadekorps vor Magdeburg zu stoßen. So locker die Bande waren, welche diese junge Truppe zusammenhielten, so groß deren militärische Mängel sein mußten, so kam es doch in der damaligen Zeit nicht so genau darauf an, dergleichen zu berücksichtigen, denn schließlich kann man, wenn es noth thut, auch Bauern in Reihe und Glied stellen und mit ihnen, so gut wie mit regelmäßig ausgebildeten Truppen, Siege erfechten. Napoleon hatte uns dies bereits gelehrt, die wir in

Preußen noch nicht zehn Jahre zuvor von solcher Möglichkeit keine Ahnung gehabt hatten. Die altmärkische Landwehr hat denn auch im Feldzuge von 1815 mit der That bewiesen, daß sie infolge der allgemeinen Hingabe und nachdem sie durch Hinzutritt noch einiger erfahrener und tüchtiger Offiziere und Unteroffiziere auch in ihrer äußeren Haltung sich vervollkommnet hatte, den Vergleich mit den meisten anderen Truppentheilen der Armee, sowohl hinsichtlich des kriegerischen wie des sittlichen Werthes, nicht zu scheuen brauchte.

Ich verließ Mitte März die Altmark und die kleine, wenig anziehende Stadt Seehausen, wo ich mich umhergetummelt hatte, um mit meinen Landwehrmännern, die nicht viel mehr als bewaffnete Bauern, aber voll des besten Willens waren, am Feldzuge 1814 sehr bescheidenen und an Lorbeern armen Antheil zu nehmen. Ein glücklicher Zufall fügte es, daß mein Bruder, welcher zuerst eine andere Bestimmung gehabt, zum Regiment versetzt wurde und im 3. Bataillon die neben der meinigen stehende Kompagnie erhielt, so daß wir beide Feldzüge, 1814 und 1815, als Kameraden und Brüder einer unmittelbar an des anderen Seite zusammen machten. Wie hätte ich nicht eine besondere Gunst des Geschickes hierin erkennen und meiner neuen Dienstlaufbahn mit um so froherem Herzen entgegengehen sollen? Schöne Erinnerungen sind es, die mir aus dieser Zeit geblieben; meine dienstlichen Verhältnisse im neuen Regiment, meine Stellung zu den Vorgesetzten und zu den Kameraden, Freundschaftsverbindungen im Offizierkorps des Bataillons, Alles gestaltete sich auf höchst angenehme, zufriedenstellende Art. Außerdem stand ich in der Blüthe meiner Jahre, war als Kompagniechef in einem ehrenvollen, damals ungemein dankbaren, in pekuniärer Hinsicht selbst einträglichen Posten und hatte vielfältige Gelegenheit zu nützlichem Wirken unter Anwendung aller meiner Geistes- und Körperkräfte. Mir fehlte in der That wenig zu völliger Zufriedenheit. Doch das

Schicksal sorgt schon dafür, daß im Leben neben Licht auch Schatten ist. Bei Feststellung der Anciennetät wurden ich und Andere gekränkt; zwei Kompagniechefs, die von den Ständen der Provinz gewählt waren und nie vordem als Soldaten den Säbel gezogen hatten, übrigens durchaus achtungswerthe brave Männer, wurden mir durch Bestimmung des Kriegsministeriums vorgezogen. Dieser Umstand hatte einen solchen Einfluß auf meine spätere Karriere, daß ich acht Jahre später Major wurde als der eine dieser nicht gedienten Herren.

Mitte März vereinigte sich das Regiment bei Stendal, wurde hier von dem Brigadekommandeur, Oberst v. Tippelskirch, gemustert und für tüchtig und felddienstfähig befunden, weil es so von oben herab bereits verfügt war. Darauf fand ein feierlicher Gottesdienst unter freiem Himmel in Gegenwart vieler Tausende aus Stadt und Provinz Herbeigeströmter statt; die jungen Vaterlandsvertheidiger und ihre noch unversuchten Waffen wurden eingesegnet, und dann erhielt das ganze Regiment Quartiere in der Stadt, wo festliche Bewirthung stattfand. Anderen Tages ging es bei Heinrichsberg über die noch gefrorene Elbe, traf nun bei dem Magdeburger Blockadekorps unter General Graf Tauentzien ein und bezog auf dem rechten Elbufer in zweiter Linie Kantonnirungen. Wegen der Stellung, welche das Regiment vor Magdeburg einnahm, war es ihm nicht vergönnt, während der Blockade Beweise seiner Brauchbarkeit und seines Werthes zu geben. Das rechte Elbufer war von der Festung aus stark überschwemmt, so daß die Annäherung an die Werke und Unternehmungen gegen dieselben nicht möglich waren und höchstens unsere Vorposten einige Fühlung mit dem Feinde hatten, während der größere Theil des Regiments überhaupt keine Franzosen zu sehen bekam. Die wenigen Ausfälle des Feindes fanden in dieser Zeit auf dem linken Elbufer statt, wir bekamen also nichts davon ab. Unsere Brüder vom 2. Elb-Landwehr-Regiment, welches in und um

Halberstadt errichtet war, hatten mehr Glück und legten ihre ersten Proben mit gutem Erfolge ab, so daß sich Einige das damals noch werthvolle Eiserne Kreuz erwarben.

Vor Magdeburg und einigen anderen preußischen Festungen dauerte der Krieg auch nach dem am 31. März erfolgten glorreichen Einzuge der Verbündeten in Paris und dem Sturze Napoleons noch fort, bis es deren Kommandanten beliebte, Ludwig XVIII. als König anzuerkennen und sie zu übergeben. Erst am 23. April schloß der Kommandant von Magdeburg mit dem General Tauentzien Waffenstillstand, worauf wir in weitere Kantonnirungen verlegt wurden und sehr erwünschte Gelegenheit erhielten, unsere Leute in jeder Beziehung besser und gründlicher auszubilden, als das bis dahin möglich gewesen war. Erst vier Wochen später verließen die Franzosen Magdeburg, und am 24. Mai fand der Einzug des Blockadekorps in die Festung statt. Die Einwohner begrüßten uns mit stürmischer Freude, mit Kränzen und Blumen, Gedichten und Umarmungen, Einladungen, in ihre Häuser zu kommen und ihre Gäste zu sein, so daß es Mühe kostete, die soldatische Haltung zu bewahren und die Augen trocken zu behalten. Leider war es mir nicht vergönnt, nach dem Einzuge in der Stadt zu bleiben, in welcher ich manchen alten Bekannten besaß. Das Regiment marschirte nur durch, und ich bezog mit meiner Kompagnie Quartier in dem Dorfe Eichenbarleben. Uebrigens wurden wir später durch Verleihung der Kriegsdenkmünze von 1814 für unseren sehr bescheidenen Antheil an den Thaten dieses Kriegsjahres belohnt, welches Ehrenzeichen auf meiner Brust nunmehr die Stelle des Ordens der Westfälischen Krone, den Preußen niemals anerkannte, einnahm.[15])

VI.

Der Feldzug 1815.

Durch die Uebergabe von Magdeburg war der größte Theil des Tauentzienschen Korps verfügbar geworden, und so erhielt unser Regiment nebst anderen die Bestimmung, zum Reservekorps unter General v. Wobeser nach Westfalen zu marschiren. Auf diesem Marsch kam ich durch manche wohlbekannten Orte und Gegenden, die mein Fuß schon mehrfach in diesen bewegten Jahren betreten hatte, so auch durch Kassel. Noch greller stellte sich jetzt meinem Auge die Veränderung dar, welche mit der Stadt und den guten ehrlichen Hessen seit Kurzem vorgegangen war. Ich mußte lachen, als ich manchen meiner Bekannten und ehemaligen Kameraden, dessen Sinn sich noch vor Kurzem viel mehr dem leichten französischen Wesen, als dem steifen altmodischen Hessenthum zugeneigt hatte, jetzt fügsam mit gepudertem Haare, Zopf und Korporalsstock gelegentlich daherwandeln sah, ohne daß er selbst meine Verwandlung in einen preußischen Landwehrmann ahnte. Auch Paderborn und seine Umgegend, woselbst das Regiment Standquartiere bezog, war mir nicht unbekannt, und es fügte sich, daß ich das Dorf Borchen, nicht weit von der Stadt, und in demselben das Landgut einer mir bekannten Familie, der des Herrn v. Hartmann, zum Aufenthalt, der sich ungemein freundlich gestaltete, angewiesen erhielt. Wir blieben hier bis

zum Herbst stehen, und ich verlebte eine höchst angenehme Zeit. Der Dienst, dem wir mit Pünktlichkeit oblagen, gewährte so viel freie Zeit, daß wir unser Leben genießen und einen höchst angenehmen geselligen Verkehr mit unseren lebenslustigen und liebenswürdigen Wirthen und anderen gleichgesinnten Menschen pflegen konnten.

Der Friede von 1814 hatte Preußen unter anderen Entschädigungen für seine hochherzigen Anstrengungen auch einen Theil von Sachsen zugesprochen. Alle Truppen kehrten aus Frankreich in die Heimath zurück und kamen auf den Friedensfuß, die Landwehren der alten Provinzen wurden aufgelöst, und während ein Observationskorps in der neuerworbenen Rheinprovinz und in Westfalen stehen blieb, erhielt ein anderes die Bestimmung, Sachsen zu besetzen, wozu auch die Elb-Landwehr-Regimenter gehörten. Wir blieben daher auf dem Kriegsfuß, was uns nicht unangenehm war, und marschirten im Oktober nach Sachsen ab. Die Bataillone des Regiments kamen nach Leipzig, Halle, Naumburg und das dritte, bei welchem ich stand, nach Zeitz, wo sie den Winter über stehen blieben.

Die Kunde, daß Napoleon die Insel Elba verlassen habe und an der Küste von Frankreich gelandet sei, fiel wie ein Blitz aus heiterem Himmel unter die in Wien an der Herstellung des ewigen Friedens arbeitenden Diplomaten. Schnell kamen die Befehle, daß wir uns nach dem Rhein in Marsch setzen sollten, und es blieben uns nur wenige Tage für die nothwendigsten Vorbereitungen vergönnt. Eine große Zahl Offiziere und Soldaten war in die Heimath beurlaubt; da ihre Rückkehr nicht abgewartet werden konnte, erhielten sie Sammelplätze auf dem Wege, den wir einschlagen mußten, angewiesen, und wir waren genöthigt, ihre Bewaffnung und ihr Gepäck mit uns zu schleppen. Am 3. April brachen wir aus unseren sächsischen Quartieren auf; am 23. gingen wir bei Coblenz über den Rhein. Sodann setzten wir den Marsch nach den Niederlanden

fort und stießen in der Gegend von Namur zum Heere des Niederrheins unter Blücher. Das Regiment kam zum II. Armeekorps, welches anfänglich vom General v. Kleist, dann aber wegen dessen Krankheit — leider — von General v. Pirch I. befehligt wurde. Das 9. (Colbergsche), das 26., damals noch unter dem Namen Elb-Linien-Regiment, und unser Regiment bildeten die 6. Brigade unter Generalmajor v. Krafft. Wir bezogen bis auf Weiteres, erst auf dem rechten, dann auf dem linken Maas-Ufer zwischen Namur und Lüttich, Kantonnirungen. Während der nächsten Zeit fanden viele noch nothwendige Vorbereitungen zu dem bevorstehenden Feldzuge statt; unter Anderem wurde aus den drei Elb-Landwehr-Infanterie-Regimentern, von denen jedes vier Bataillone zählte, ein viertes gebildet, indem jedes der bestehenden ein Bataillon abgab. Das neu errichtete Regiment marschirte nach Luxemburg.[16])

In der längeren Ruhezeit, welche der Eröffnung des Feldzuges voranging und die nach dem letzten riesenhaften Erfolge Napoleons unerklärlich schien, fiel die Empörung der sächsischen Truppen. Es war ein Glück, daß dieselbe jetzt zum Ausbruch kam und nicht später, wo sie wichtige Folgen hätte haben können. Die Veranlassung war, wie bekannt, ein politischer Mißgriff, der sich wohl hätte vermeiden lassen. Es war am 5. Mai Nachmittags, als wir ganz unerwartet und plötzlich den Befehl erhielten, sogleich aus unseren Quartieren aufzubrechen und schleunigst mit allen Vorsichtsmaßregeln nach Lüttich, wo sich Blücher mit dem Hauptquartier befand, zu marschiren. Wir zerbrachen uns den Kopf über den Zweck unseres Marsches, der zur Zeit den Franzosen nicht wohl gelten konnte, oder es hätte schlimm um uns gestanden. Unterwegs sahen wir mehrere andere Truppentheile, die, gleich unserer inzwischen vereinigten Brigade, demselben Ziele zueilten. Andere, durch deren Standquartiere wir kamen, standen zwar fest, hatten aber, und nicht bloß zur Uebung, Vorposten ausgesetzt

und sich gegen einen Angriff gesichert. Während des Marsches erhielten wir die ersten unvollständigen Mittheilungen über die Vorgänge in Lüttich, welche uns den Grund der vorgenommenen Bewegungen dahin erklärten, daß dieselben gegen die feindlich gesinnten sächsischen Truppen gerichtet seien. Wir biwakirten in der Nacht zum 6. bei Huy und rückten nach einem anstrengenden Marsch am nächsten Abend in Lüttich ein, wo wir endlich Genaueres erfuhren. Die in Lüttich und Umgegend stehenden Sachsen hatten gemeutert, weil diejenigen von ihnen, welche aus den an Preußen abgetretenen sächsischen Landestheilen stammten, in den preußischen Dienst übertreten sollten; sie hatten den Fürsten Blücher insultirt und sogar versucht, sich der Person desselben zu bemächtigen; dann waren sie nach einigen naheliegenden Dörfern gezogen. Nur ein Grenadier-Bataillon, welches wir noch in der Stadt fanden, hatte keinen Theil an dem Aufstande genommen, vielmehr den Feldherrn gegen die Meuterer geschützt. Zur Anerkennung ließ Blücher dies Bataillon, nachdem wir eingerückt, ferner die Stabswache besetzen und vertraute sich seiner Bewachung an. Aehnliche Vorgänge sollten in Namur, wo andere Abtheilungen der Sachsen unter Befehl des Generals v. Borstell standen, vorgekommen sein. So sahen wir uns, noch im Frieden, plötzlich gegen verbündete und leider deutsche Truppen in Kriegszustand versetzt. Wir blieben auf den Plätzen der Stadt unterm Gewehr stehen und deckten uns gegen die Ortschaften, welche die Empörer besetzt hielten. Dies hinderte nicht, daß die Offizierkorps am folgenden Tage dem Feldmarschall, der in solcher nichtsnutzigen Gefahr geschwebt hatte, den gebräuchlichen Besuch machten, wobei er nach seiner Art einige kernige Worte sowohl in Bezug auf diese Sache als auf die bevorstehende größere an uns richtete.

Am 8. Mai mit Tagesanbruch sollte die Einschließung und Entwaffnung der Meuterer vor sich gehen. Das Regiment

marschirte zu diesem Zweck noch in der Nacht aus; ich selbst blieb mit meiner Kompagnie zur Besetzung eines Stadtthors, welches in der Richtung der von den Sachsen eingenommenen Dörfer lag, zurück, so daß ich nicht Augenzeuge der folgenden Begebenheiten gewesen bin. Nach Einschließung der Orte erhielten die Sachsen die Aufforderung zur Niederlegung der Waffen und Auslieferung der Rädelsführer, der sie nach einigem Parlamentiren nachkamen. Sodann wurden vier Unteroffiziere und Gemeine erschossen und die Fahnen der aufrührerischen Truppentheile verbrannt. Die Entwaffneten marschirten auf der Stelle nach Wesel ab, und die traurige Sache war abgethan. Wir blieben bis zum 11. in Lüttich stehen und gingen dann in weite Quartiere zwischen Namur und Loewen.

Zur Charakteristik Blüchers und seiner Art, mit den Soldaten zu verkehren, möge hier noch Folgendes erwähnt sein. Als er unser Regiment zum ersten Male in den Niederlanden auf einem Marsche traf, redete er die Leute mit folgenden Worten an: „Guten Morgen, Altmärker! Ihr Fleischfresser, ich kenne Euch. Wie ist's, seid Ihr noch die Alten? Eure Väter waren brave Kerle. Seid wie sie und schlagt tüchtig auf die Franzosen los!"

Am 15. Juni Morgens ahnten wir und der größere Theil der weiter rückwärts sehr zerstreut liegenden Armee nicht, daß wir 24 Stunden später in heißem Kampfe mit dem Feinde stehen würden. Wir waren mit Zurücklassung des Gepäcks zum Exerziren ausgerückt, als wir in der Entfernung anhaltendes Kanonenfeuer vernahmen. Es war das Gefecht unseres I. Armeekorps, welches bei Fleurus angegriffen war. Dieser Anfang schien nicht viel Gutes zu versprechen; Napoleon war seinen Gegnern wieder einmal zuvorgekommen und hatte sie angegriffen; wir aber hatten uns angreifen lassen, weil wir am 15. mit unseren strategischen Operationen noch nicht fertig waren. Ob wir es sein konnten, wer möchte es bezweifeln?

Halbtodtgejagte Ordonnanzen und Adjutanten brachten den Truppen, welche theilweise erst von ihren entlegenen Exerzirplätzen geholt werden mußten, den Befehl zur schleunigen Vereinigung und zum Abmarsch. Darüber kam der Abend heran. Schon ermüdet, marschirten wir die ganze Nacht auf engen beschwerlichen Wald- und Querwegen fort. So entstand ein beständiges Stocken in der Kolonne, man ging einmal 20 Schritt, blieb dann minutenlang stehen, was furchtbar ermüdete, so daß Viele buchstäblich im Gehen schliefen und bei jedem Halt ganze Sektionen Schlaftrunkener zur Erde fielen. Nur den äußersten Anstrengungen der Offiziere gelang es, die Leute zusammenzuhalten und vorwärts zu bringen. Am 16. Morgens zwischen 9 und 10 Uhr kamen wir auf dem allgemeinen Sammelplatz der Armee bei Sombref an und erhielten den Befehl zum Ruhen und Abkochen. Das I., II. und III. Armeekorps waren hier vereinigt, das IV. stand noch weiter zurück und sollte, wie man vernahm, erst gegen Abend eintreffen. Wir glaubten aus diesem und anderen Umständen darauf schließen zu dürfen, daß es heute noch nicht zur Schlacht kommen würde. Doch der Schluß war falsch, wie uns bald eintreffende Befehle bewiesen; und das Essen der Leute war noch nicht fertig, als es hieß: „An die Gewehre!“ Wir hatten nur noch Zeit, das halbgare Fleisch mitzunehmen. Es war etwa 3 Uhr, als wir von Sombref aufbrachen, um in die Schlachtaufstellung einzurücken. Alsbald entspann sich auch vor uns auf der ganzen Linie des Ligny-Baches und um die Dörfer Ligny und St. Amand das Gefecht. Unser Armeekorps marschirte indessen hinter einer dem Ligny-Bach parallel laufenden Höhe fort und stellte sich dann als zweites Treffen hinter dem I., bei den beiden genannten Dörfern im Gefecht befindlichen, Armeekorps verdeckt auf. Wir blieben hier längere Zeit unthätig, während die Schlacht, von der wir gar nichts sehen konnten, immer heftiger tobte. Da erschien Blücher, ritt zu den einzelnen Bataillonen

und redete sie in seiner kernigen Art kurz und kräftig an, dem Dümmsten verständlich und Jeden begeisternd. Gegen 5 Uhr machten die 5. und 7. Brigade und die ganze Kavallerie des Korps die erste Bewegung. Sie hatten Befehl erhalten, gegen Vagnele vorzugehen, um eine Umgehung zu vereiteln, welche die Franzosen, nachdem sie St. Amand genommen, zugleich mit einem kräftigeren Angriff auf Ligny einleiteten. Die beiden anderen Brigaden rückten näher an dies Dorf heran. Es war 7 Uhr durch und alle Truppen des I. Armeekorps waren bereits zur Behauptung von Ligny verwendet, als Blücher abermals erschien und den beiden noch in Reserve befindlichen Brigaden den Befehl zum Vorrücken gegen das verhängnißvolle Dorf gab. Wir überschritten die Höhen, welche uns bisher gedeckt hatten, und wurden bald, als wir das Dorf vor uns sahen und der Feind die frisch anrückenden Truppen bemerkte, aus der französischen Artillerie-Aufstellung jenseits Ligny beschossen. Vorläufig thaten uns die Kanonenkugeln aber noch keinen Schaden; sie schlugen vor uns auf und rikochettirten über unsere Köpfe weg oder sie rollten, und man wich ihnen aus. Inzwischen näherten wir uns dem Punkte des Angriffes und kamen so mit ganz unbedeutendem Verluste aus dem Artilleriefeuer heraus. Mein Bataillon, welches sich auf dem linken Flügel befand, rückte auch gegen den linken Flügel des Dorfes vor. Als wir noch 500 Schritte davon entfernt waren, erhielt ich in meiner Eigenschaft als Tirailleurkapitän den Befehl, die Schützen-Division zu formiren, und während das geschlossene Bataillon in das Dorf eindringen sollte, dessen linke Flanke zu decken, weil hier gar keine Infanterie und nur wenig Kavallerie sich befand. Ich sollte bei dem Angriff des Bataillons nach den Umständen mitwirken, wenn möglich, den Ligny-Bach überschreiten und dann die linke Seite des Dorfes umgehen. Das Bataillon blieb in Bewegung, und jetzt erreichte uns auch die feindliche Artillerie schwächeren Kalibers, so daß

wir durch Kartätschen zu leiden begannen. Wer die Schwierigkeit kennt, aus einer im Marsch begriffenen Angriffskolonne die Division des dritten Gliedes herauszuziehen und sie im Angesicht des Feindes und unter dessen Feuer zu formiren, wird mir zugeben, daß das eine nicht leicht zu lösende Aufgabe ist; schon auf dem Exerzirplatze wird diese Bewegung selbst von den bestgeübten Truppen nur selten mit Ordnung ausgeführt. So kamen denn auch hier, nachdem der Bataillonskommandeur, Major v. Jagow, das Kommando gegeben hatte, die Schützen ohne alle Ordnung aus der im Sturmschritt befindlichen Kolonne heraus, in welche hin und wieder Kugeln einschlugen. Alle Mühe, mit Hülfe der wenig erfahrenen Offiziere und Unteroffiziere, die fast ausnahmslos zum ersten Male im Feuer waren, Ordnung herzustellen, war vergebens. Zwar waren die Leute alle da, es fehlte ihnen nicht an Muth, aber an Besonnenheit, Erfahrung und Appell, und sie blieben im Klumpen zusammen. Ich gab es deshalb auf, die Division regelmäßig zu formiren, denn das feindliche Feuer wurde immer wirksamer, die Vorgesetzten trieben an und schrieen: „Vorwärts, nur vorwärts!“ und so ließ ich den Hornisten das Signal zum Schwärmen geben, damit die Leute je eher je besser nach vorwärts Deckung gewönnen. Sofort löste sich der ganze Haufe auf und lief durcheinander in der befohlenen Richtung auf das Dorf vor, wo sich die Einzelnen zwischen Häusern und in dem durchschnittenen Gelände am Ligny-Bach, welches sie sehr wohl aufzufinden wußten, einnisteten und sofort das Feuer gegen die jenseits befindlichen feindlichen Schützen und geschlossenen Abtheilungen begannen. Infolge der berichteten Umstände war es mir nicht möglich gewesen, eine kleine geschlossene Truppe als Soutien bei mir zu behalten, es gelang mir auch nicht, eine solche zu sammeln, denn die Leute hatten sich in der ausgedehnten unübersichtlichen Stellung gleich von Anfang an so mit dem Feinde verbissen und unterhielten, so lange sie Patronen

hatten, ein so lebhaftes Feuer, daß an Gehörtwerden und Erreichen gar nicht zu denken war. Es war stets einer meiner Lieblingswünsche gewesen, ein geordnetes Tirailleurgefecht leiten zu können; nun trat ich zum ersten Male als Führer einer Schützentruppe auf und da war mir der Eindruck, so zu sagen Null zu sein, nichts thun zu können und die Sache gehen lassen zu müssen, indem ich mit dem Hornisten allein dastand, recht empfindlich. Allerdings konnte ich mir sagen, daß es auf den Ausgang der Schlacht keinen Einfluß ausgeübt hätte, wenn ich mehr und besser zu wirken vermocht, aber ich lernte doch aus dem Erfahrenen, welch ein erbärmliches und unzuverlässiges Wesen es um die Theorie des Exerzirplatzes und der ganzen Kriegführung überhaupt ist, denn Niemand ist Herr der einwirkenden Umstände, und es kommt in der Wirklichkeit meist ganz anders, als man es sich vorher gedacht hat.

Von meinem Bataillon sah und hörte ich nichts mehr seit dem Augenblick meiner Trennung von ihm; Befehle erhielt ich von keiner Seite, ich blieb also ganz mir selbst überlassen, um so mehr, als ich in dem bedeckten Gelände keine Umschau zu halten und nicht zu erkennen vermochte, wie es mit dem Angriff auf Ligny und dem allgemeinen Stand der Schlacht bestellt war. Indessen hörte ich fortwährend rechts von mir schießen; der mir gegenüberstehende Feind machte keine Miene, zurückzugehen oder über den Bach zu kommen, ich begnügte mich also damit, in Erwartung eines Befehls in meiner Stellung zu bleiben. So vergingen Stunden. Schon fing es an, dunkel zu werden und meine Lage wurde immer ungewisser und bedenklicher. Einzelne meiner Leute, Verwundete und solche, die sich verschossen hatten, zogen sich zurück, einige hatte ich nach dem Bataillon ausgeschickt, um zu sehen, wo es wäre und wie das Gefecht stünde; aber sie kamen nicht wieder. Das Feuer meiner Schützen wurde immer schwächer, bald trat allgemeiner Patronenmangel ein und die Leute gingen mehr und

mehr zurück, einige sammelten sich bei mir, andere verloren sich in der Dunkelheit und meine Aufstellung wurde immer dünner. Es war nachgerade 10 Uhr geworden, der Himmel dunkel umzogen und Freund und Feind selbst auf geringe Entfernung nicht mehr zu unterscheiden. Jetzt schwieg auch das feindliche Feuer und nur selten fiel noch ein Schuß von drüben. Ich mußte einen Entschluß fassen; daß es nicht gut um unsere Sache stehen könnte, hatte ich längst bemerkt, aber ich wollte ohne Befehl und Nothwendigkeit meinen Posten nicht zu früh verlassen. Ich begab mich daher nach rückwärts auf freieres Feld, um, so viel die Dunkelheit es zuließ, zu sehen und auch zu hören. Ich stieß zunächst auf Verwundete von meiner eigenen Abtheilung und auf andere, die mir einstimmig sagten, daß die Schlacht verloren und Alles längst aus dem Dorfe heraus und auf dem Rückzuge sei. Ich zweifelte um so weniger an der Wahrheit dieser Angabe, als ich, soweit ich sehen konnte, keine geschlossene Abtheilung wohl aber Nachzügler und Verwundete in Menge wahrnahm. Noch mit meinen Beobachtungen beschäftigt, hörte ich nach dem Feinde zu auf der linken Seite in der Ferne Pferdegetrappel und das Geklirre marschirender Kavallerie, die nach der Richtung, aus welcher sie kam, nur feindliche sein konnte. Bald sah ich die dunkeln Schatten ganzer Massen, die sich mehr und mehr nach unserer Rückzugslinie hinzogen. Es war nunmehr die höchste Zeit, daß ich mit den Leuten, die ich gesammelt bei mir hatte, mich davon machte. Trotz meiner Erschöpfung nach einem so anstrengenden Tage und der voraufgegangenen, durchmarschirten Nacht gelang es mir, durch die Nacht begünstigt, der feindlichen Kavallerie zu entkommen. Mein Pferd, welches bei Beginn des Gefechts beim Bataillon zurückgeblieben war, erhielt ich, beiläufig bemerkt, nie wieder, da, wie ich später erfuhr, ein unbekannt gebliebener verwundeter Offizier dasselbe benutzt hatte, um zurückzukommen. Auf meinem Rückzuge mußte ich mich, um den

voraneilenden Flankeurs zu entgehen, einige Mal auf die Erde werfen oder, um mich durch sie hindurch zu winden, sogenannte Haken schlagen. Endlich erreichte ich einige geschlossene Abtheilungen unserer Armee und sah mich zwar gerettet, aber mit ihnen im vollen eiligen Rückzuge.

Die Schlacht war verloren. Ich hörte später, daß mein Bataillon und mehrere andere mehrmals bis zu dem ummauerten Kirchhofe des Dorfes Ligny erfolgreich vorgedrungen waren, denselben aber, da ihn die Franzosen aufs Hartnäckigste vertheidigten, nicht hatten nehmen können und schließlich unter großen Verlusten aus dem Dorfe herausgeworfen worden waren. Der Feind hatte seine starken Reserven herangeführt, war nach Einnahme des Dorfes mit seiner Infanterie auf das vorliegende freie Feld gerückt und hatte gleichzeitig unsere linke Flanke mit Kavallerie umgangen. Dies mochte ungefähr der Augenblick gewesen sein, in welchem ich meine Stellung am Bache, gewiß also nicht zu früh, aufgegeben hatte.

Es ist bekannt, daß Napoleon entgegen seiner Gewohnheit den Sieg bei Ligny mittelst einer kräftigen Verfolgung nicht so ausnutzte, wie er mußte und wie es zu erwarten war. Was würde aus unserer in der Nacht zum 17. in fast völliger Auflösung befindlichen Armee geworden sein? Aber Napoleons Thatkraft war zu unserem Glück nicht mehr die alte; er war bereits, nach seinen eigenen so oft auf seine Gegner angewendeten Worten, dem Geschick verfallen.

Am Morgen des 17. traf ich mit meinen Leuten auf dem Sammelpunkt der Armee zwischen Tilly und Wavre ein, wo ich mein Regiment und Bataillon wiederfand und sah, daß ich von denen, die noch erwartet wurden, einer der letzten war; man hatte mich bereits todt oder gefangen geglaubt. Ich hörte die Einzelheiten der Ereignisse, welche mein Bataillon betrafen, fand seinen Kommandeur, Major v. Jagow, welcher in Ligny beim ersten Angriff gefallen war, nicht wieder und vermißte so

manchen Anderen. Obgleich das Regiment sehr zusammengeschmolzen war, erschien der Verlust in Anbetracht des heftigen Stunden lang geführten Dorfgefechts nicht übermäßig groß. Das Regiment hatte noch einen zweiten Stabsoffizier, den Major v. Schleicher, todt und ferner neun todte und verwundete Offiziere sowie etwa 800 Mann an todten und verwundeten Unteroffizieren und Wehrleuten. Eine große Menge leicht Verwundeter hatte sich eingefunden, von denen viele gar nicht in die Lazarethe gingen, sondern bei der Truppe ärztlich behandelt und theilweise bald wieder dienstfähig wurden. Infolge des Verlustes zweier Bataillonskommandeure fiel mir der Befehl des einen Bataillons, und zwar desjenigen, bei welchem ich stand, zu. Ich habe bereits berichtet, daß ich mein Reitpferd eingebüßt hatte, ein höchst empfindlicher Verlust, denn es hatte sich auf demselben neben einer Summe von hundert Thalern Courant und einem kleinen Mantelsack mit den nöthigsten Bedürfnissen auch mein Mantel befunden. Als nun die Bagage sich beim Bataillon einfand, erschien mein Knecht mit dem leeren nackten Packpferde und behauptete, daß die Sachen im Gedränge des Rückzuges ihm vom Pferde gerissen worden wären. Ich hatte alle Ursache, diese Angabe für erfunden und den Kerl für unehrlich zu halten, besonders da kein anderer Offizier um sein Gepäck gekommen war. Dies war nun das dritte Mal, daß ich im Kriege meine ganze Habe einbüßte. Wie schmerzlich solche Verluste sind, die oft selbst durch den Besitz von Geld nicht sofort ausgeglichen werden können, ist begreiflich. Im jetzigen Augenblick war mir das Fehlen des Mantels am unangenehmsten; gern hätte ich alles Uebrige, selbst das viel werthvollere Pferd, verschmerzt, wenn nur der Mantel dagewesen wäre. Denn die Witterung war seit dem 16. Abends bis zum 18. Vormittags abscheulich und es regnete ununterbrochen, wodurch die üble Lage, in welcher sich die Armee befand, noch verschlimmert wurde. Mir und vielen

Anderen drängten sich Erinnerungen an die Feldzüge von 1806 und 1812 unwillkürlich auf. War das Kleinmuth, so mag mir der Himmel verzeihen, aber ich vermag keinen Anspruch auf eine Geistesgröße zu erheben, die in Wirklichkeit nur Wenige besitzen, und die Vergleiche mit dem Rückzug nach Jena lagen zu nahe. Außerdem weiß ich, daß damals recht Viele meine Befürchtung, wir müßten mindestens über den Rhein zurück, getheilt haben.

Nachdem die Armee sich am Vormittage des 17. gesammelt, setzte sie den Rückmarsch fort und ging hinter den Engpaß von Mont St. Guibert zurück. Es schien, daß wir hier das Weitere abwarten sollten, denn die Truppen erhielten Befehl, abzukochen und sich mit der Reinigung der Waffen sowie mit Herstellung der inneren Ordnung zu beschäftigen. Alles dies hatte begonnen, soweit es der fortdauernde Regen zuließ, als abermals, gerade während die Gewehre meistens auseinandergenommen waren und das Essen auf den Feuern stand, eine neue Bewegung stattfand. Mit großer Eile und unter Zurücklassung der Speisen setzten wir uns in Marsch und folgten dem I. Korps nach Aisemont, wo wir uns aufstellten und die unterbrochenen Beschäftigungen fortsetzten. Es kostete Mühe und erforderte viel Ueberredung und sogar Strenge, um die erschöpften, in ihren Erwartungen getäuschten und verdrießlich gewordenen Soldaten dazu zu bewegen. Indessen blieb der gute Wille doch vorherrschend; die Beispiele der Vorgesetzten stärkten den etwas gesunkenen Geist, wodurch die Körperkräfte neuen Schwung erhielten. Auf dem vom Regen aufgeweichten Boden wurden aus nassem Strauchwerk Blenden und Hütten als freilich unzulänglicher Schutz gegen die Witterung gebaut, Feuer zum Kochen angezündet, die Leute aßen und tranken, stärkten sich und vergaßen glücklich das Vergangene. Man dachte entweder nicht an die nächste Zukunft oder begann, ihr wieder zu vertrauen, denn da der Feind uns ja Zeit zur Er-

holung ließ, erschien sie nicht mehr so hoffnungslos, wenn schon die Bedenken, daß Napoleon jetzt auch über die englische Armee herfallen und diese vielleicht noch nachdrücklicher als uns schlagen würde, ohne daß wir ihr zu Hülfe zu kommen vermochten, immer noch gerechtfertigt erschienen. In dieser Lage brach der 18. Juni an, jener große Tag, dessen von dem kühnsten Geiste in ihrem Umfange nicht geahnte Erfolge die preußische Armee aus ihren Schwierigkeiten befreien, die englische vor dem Untergange bewahren und der Sache der gegen Frankreich Verbündeten in wenigen Stunden eine ganz andere Gestalt geben sollten. Am Morgen dieses Tages erließ Blücher folgenden Befehl an sein Heer:

„Da der Herzog v. Wellington heute von den Franzosen angegriffen werden wird, so soll sich die Armee dergestalt von Wavre in Marsch setzen, daß sie die Engländer, die mit ihrem rechten Flügel bei Braine la Leud, mit dem linken bei Mont St. Jean stehen, auf das Kräftigste unterstützen und den Franzosen eine Diversion in ihre rechte Flanke und den Rücken machen kann."

Bei dem großen Vertrauen zu dem zwar besiegten aber im Unglück bewährten, nie verzweifelnden Feldherrn mußten diese Worte ungemein vortheilhaft auf die Armee wirken. Es war aus ihnen zu entnehmen, daß der Zustand der Armee trotz der soeben erlittenen Niederlage doch nicht so schlecht oder gar hoffnungslos sein könnte, wenn der Feldmarschall sie für fähig hielt, von Neuem zu schlagen. In der gespanntesten Erwartung zum Aufbruch verging eine Stunde nach der anderen; schon war der Mittag da, aber die verheißene Bewegung erfolgte nicht, und als wieder Stunden vergingen, mußte man endlich zweifeln, daß die Engländer heute noch angegriffen werden und wir, soweit von ihnen entfernt, mit ihnen gemeinschaftlich schlagen würden. Und doch ging Blüchers Versprechen in Erfüllung.

Es war bereits 4 Uhr Nachmittags, als das IV. Armeekorps (Bülow), das zur Schlacht am 16. zu spät gekommen war und an derselben nicht theilgenommen hatte, sich also im Vollbesitz seiner Kräfte befand, von Wavre sich in Marsch setzte. Das III. nahm die Stellung des IV. ein, um dem von Napoleon detachirten Korps des Marschalls Grouchy, welches die Vereinigung von Blücher und Wellington verhindern sollte, die Spitze zu bieten; das I. und II. folgte dem IV. Der Marsch ging anfangs langsam, weil der Boden noch aufgeweicht war, obgleich es nicht mehr regnete, und es schien, der Abend werde herankommen, bevor wir den Weg zum Schlachtfelde zurückgelegt haben würden. Bald hörten wir den Kanonendonner, und nun wurde der Marsch immer eiliger, wir hätten fliegen mögen, so drängte Alles, kein Hinderniß mehr achtend, nach vorwärts. Auch als in unserem Rücken Geschützfeuer ertönte, die letzten Bataillone der Marschkolonnen, zu welchem auch das meinige gehörte, unwillkürlich stutzten und bald die Meldung einging, unsere beiden bei St. Guibert als Nachhut stehen gebliebenen Brigaden, die 7. und 8., seien angegriffen, ließ Blücher, unbekümmert um das, was sich in unserem Rücken ereignen mochte, den Marsch fortsetzen und blieb seiner Wellington gemachten Zusage eingedenk. Er überließ es dem III. Armeekorps, Grouchy die Spitze zu bieten, und eilte mit der Armee ohne Zögern dahin, wo Sieg oder Untergang seiner wartete. Er kam spät aber eben zu rechter Zeit, und der Erfolg krönte sein kühnes Beginnen.[17])

Es war bereits 8 Uhr, als die letzten Bataillone des II. Armeekorps die Straßenenge von St. Lambert, infolge des schlechten Weges und der Erschöpfung der Leute gleich einem langen dünnen Faden, durchzogen. Mein Bataillon war von denen, die an der Schlacht theilzunehmen bestimmt waren, das letzte. Wir näherten uns mehr und mehr dem Kampfplatz und Vieles deutete darauf hin, daß die Spitzen unseres Heeres,

besonders das IV. Armeekorps, sich bereits mit dem Feinde gemessen und Blüchers Versprechen erfüllt hatten. Ganze Schaaren Verwundeter, besonders von der schlesischen Landwehr, strömten uns entgegen, und die Stimmung wurde noch mehr belebt, als man sah, daß diese Verwundeten, ihre Schmerzen vergessend, guten Muth zeigten und im Vorübergehen verkündeten, es gehe Alles gut, und wir sollten nur machen, unseren Theil noch zu bekommen. Nun ließ sich Niemand mehr treiben, die Ermüdetsten und Schwächsten nahmen sich zusammen, Einer überbot den Anderen in Anspannung seiner letzten Kräfte und die Reihen schlossen sich immer dichter. Bald kamen Adjutanten auf Adjutanten mit Befehlen und Erinnerungen, den Marsch nach Möglichkeit zu beschleunigen. Mit Wort und Miene berichteten auch sie, es stehe vorn gut.

So näherten denn auch wir uns endlich dem Punkte der Entscheidung des großen Tages, nur trotz aller beflügelten Eile zu spät, um noch an der Blutarbeit, aber früh genug, um an der Ehre des Tages theilzunehmen. Es begann bereits zu dunkeln, als unsere Brigade zum Aufmarsch gelangte und nun einen Theil des Schlachtfeldes übersah; doch die Schlacht selbst war in diesem Augenblick so gut wie entschieden, was aus dem matter werdenden Feuer sich entnehmen ließ. Dennoch wurden die letzten Truppen und unter ihnen als das allerletzte mein Bataillon herangezogen. Es handelte sich darum, dem geschlagenen Feinde, welcher bereits seine Artillerie abzufahren im Begriff war und nur noch an einzelnen Stellen damit standhielt, eine möglichst große Truppenlinie zu zeigen, um so seine Niederlage zu vollenden. Deshalb mußten die Bataillone ihren letzten Hauch aufbieten, um in die Linie zu kommen und sowie sie einzeln aufmarschirt waren, ohne auf den Aufmarsch anderer zu warten, mit klingendem Spiel avanciren. So kam denn auch an das meinige zuletzt die Reihe und es folgte den anderen des Regiments als Echelon etwa 1500 Schritt, bis es in die

Linie gelangte. Inzwischen war es immer dunkler geworden, die letzten Schüsse verhallten und nur einige matte Kugeln rollten uns entgegen, aber dennoch schritten wir über Todte und Verwundete immer vorwärts, bis endlich das Freuden- und Hurrahrufen unserer Truppen, welches sich bald längs der ganzen Front fortpflanzte, den Sieg verkündete. Da wurde uns klar, daß wir uns auf demjenigen Punkte befanden, wo soeben Europas in schwankender Waage liegendes Geschick entschieden worden war.

Dies war mein geringer Antheil an dem großen Ereigniß der Schlacht bei La Belle Alliance. Sie war die erste siegreiche, welcher ich mich als preußischer Soldat erfreuen durfte. Bis dahin hatte es in meinem widerwärtigen Geschick gelegen, nicht mit preußischen Waffen, sondern nur mit denen Sieger sein zu dürfen, welche soeben zerbrochen waren. Welche Feder wäre im Stande, die Eindrücke dieses großen Tages zu schildern! Welch ein Augenblick war es, der nach vollendeter Blutarbeit des Heeres harrte! Man muß ihn erlebt, seine Erhabenheit selbst empfunden haben, dann kann man sagen: es lohnt sich, für diesen Augenblick gelebt zu haben und Krieger gewesen zu sein. Als nach und nach der Schlachtenlärm bis auf das nah und fern hörbare Gerassel von Waffen und Geschütz und das Jauchzen der Sieger verhallt und das Kommando zum Gewehrabnehmen und Ruhen gegeben war, da stimmten vom rechten Flügel her die Musikchöre, wie auf ein gegebenes und doch nicht verabredetes Zeichen, die Melodie „Nun danket Alle Gott“ an. Wie aus Einer Brust erscholl aus vielen Tausend Kehlen augenblicklich der den schönen Choral begleitende Gesang, der alle Herzen in einer Art ergriff, die sich nicht aussprechen läßt. Der Eindruck war gewaltig. Jeder, auch der Roheste, fühlte, was sein Mund sang, Jeder empfand während des erhebenden Gesanges, daß „Gott große Dinge an uns gethan habe“. Kameraden, Freunde, Bekannte und Unbekannte, Offiziere und

Soldaten drückten sich stumm die Hände, und in diesem Augenblick schwanden Rang und Stand, die Offiziere eilten zu den Soldaten, diese verließen Reihe und Glied, um sich gegenseitig in die Arme zu fallen, und so sprach ein Herz, eine Seele den großen Eindruck aus, der durch den Jammer und das Stöhnen der umherliegenden Verwundeten von Freund und Feind noch ernster und tiefer wurde. So endete dieser Tag als wohl der in seiner Art einzige, den, außer dem der Leipziger Schlacht, Soldaten erlebt und große Heere gefeiert haben dürften.

Nach der Schlacht von La Belle Alliance schwebte ein ungünstiges Schicksal über dem II. Armeekorps, dessen Tücke es von nun an im grellen Gegensatz zu dem der anderen Heerestheile im Verlaufe der weiteren Unternehmungen erfahren sollte. Es mußte ohne Zweifel für den unglücklichen Zufall büßen, welcher nicht einen der ihm anfänglich bestimmten Führer (Kleist und Borstell) an seine Spitze gelangen ließ. Kleine Ursachen, große Wirkungen: dies Sprichwort bewährte sich dem II. Korps unter Führung des Generals v. Pirch vollkommen.

Wir hatten nach den großen Eindrücken der Schlacht bis gegen Mitternacht auf dem Felde gestanden und ein wenig geruht, als wir den Befehl erhielten, uns wieder in Marsch zu setzen. So dringend nöthig eine längere Erholung für die Truppe sein mußte, so leistete doch Jeder gern darauf Verzicht, und die müden Soldaten, welche die Ruhezeit theils zum Aufsammeln und zur Unterstützung der Verwundeten verwendet, theils geschlafen hatten, traten mit Freuden an die Gewehre und schleppten bald ihre müden Glieder weiter. In der Erwartung, es gehe den fliehenden Franzosen nach, sahen wir uns aber schnell getäuscht, denn bald bog die Spitze ab und wir kehrten dem Schlachtfelde den Rücken. So marschirten wir, unbekannt mit unserer Aufgabe, die ganze Nacht, ohne anzuhalten und bis zum Mittag des 19. fort. Wer nicht mit-

kam, blieb liegen, und als wir endlich über Maransart und Bousseval bei Melioreux eintrafen und Befehl zum Ruhen und Abkochen erhielten, hatten wir nur noch ein Drittel unserer Leute beisammen. Jetzt ging uns über den Zweck unseres Marsches endlich Licht auf; es war der, das während der Schlacht bei Wavre stehende Korps des Marschalls Grouchy, welches infolge der Niederlage der französischen Hauptarmee zurückgehen mußte, von dieser abzuschneiden. Dazu aber hätte es ausgeruhter Kräfte bedurft, während die Befehlshaber fühlten, daß man den Truppen zu viel zugemuthet hatte und dieselben sich keineswegs in schlagfertigem Zustande befanden. Es ist bekannt, welche schweren Opfer das II. Armeekorps diesem Zwecke bringen mußte und wie derselbe doch gänzlich verfehlt wurde. Dem General v. Pirch ist das Gefecht vor Namur und der Angriff auf die Stadt selbst nicht geradezu als Fehler ausgelegt worden, aber sicher ist, daß wenn er nicht von Blücher ausdrückliche Befehle gehabt hat, so zu handeln, wie er gethan, er sich hinsichtlich seiner Führung nicht mit Ruhm bedeckt und nutzlos edle Kräfte vergeudet hat.

Wir blieben die Nacht zum 20. bei Melioreux liegen und brachen am Morgen dieses Tages, nachdem die Nachzügler sich wieder gesammelt, gegen Namur auf. Gegen Mittag näherten wir uns der Stadt, der Feind war zwar erreicht und seine Nachhut stand mit der Kavallerie und den Tirailleurs im Gefecht, aber seine Kolonnen waren in vollem Rückzuge begriffen, so daß sie von den Unserigen trotz aller Anstrengung nicht mehr einzuholen waren und wir deutlich sahen, wie sie in die Stadt einzogen. Grouchy war, wie Jedermann einsah, in diesem Augenblick geborgen, und dennoch sollten wir uns die Nasen an den eisernen Gitterthoren von Namur und an dem besetzten Stadtwalle blutig stoßen. Ob General v. Pirch fürchtete, die Franzosen würden sich in Namur festsetzen, ob er die ihm ertheilten Befehle so auslegte, sie unter allen Umständen, wann

und wo es wäre, angreifen zu müſſen, oder ob er auf eigene Hand Lorbeeren erringen wollte, weiß ich nicht; genug, er ordnete den Angriff an. Ich kann nur das berichten, was auf dem Punkte, wo unſer Regiment und ſo ziemlich die ganze Brigade focht, vorging. Derſelbe war das nach Brüſſel zu gelegene mit einem gußeiſernen Gitter verſchloſſene Thor und der davor befindliche freie nicht zu große Platz, auf welchen eine enge rechts von einer ſtarken Mauer begrenzte Gaſſe führte, ſo daß die Angriffskolonnen nur in Sektionsbreite auf den Platz gelangen konnten. Zu beiden Seiten des Thores war der Wall mit Infanterie und Geſchütz beſetzt, ebenſo ſtanden Geſchütze auf der inneren Seite des Thores; den Angreifer empfing alſo ein wohlgezieltes ſich kreuzendes Feuer. Unſere Bataillone ſetzten ſich in einiger Entfernung auf beide Seiten der zum Thor führenden Gaſſe, wo einige Deckung vorhanden war und ſie trotz des feindlichen Feuers vorläufig wenig litten. Mein Bataillon kam links von der Straße zu ſtehen; eine kleine Erhöhung, die gegen die Stadt hin einen Steinbruch bildete, entzog es dem Artilleriefeuer ziemlich und nur einzelne Kugeln ſchlugen, ehe wir vorgingen, zumeiſt in dem Steinbruch ein. Von dieſer Stellung aus ſah ich die vorderen Bataillone einzeln zum Angriff auf das Thor vorrücken, ohne dies ſelbſt wahrnehmen zu können. In kurzen Zwiſchenräumen kamen ſie eins nach dem andern mit blutigen Köpfen zurück; ein anderes verſuchte ſein Heil, aber das Thor wollte ſich nicht öffnen. Schon war der Brigadekommandeur, Oberſt v. Zaſtrow, an der Spitze eines Bataillons gefallen, der Oberſt v. Reuß, Kommandeur des 26. Regiments mit anderen Offizieren ſchwer verwundet, als die Reihe an die Bataillone unſeres Regiments kam. Der Regimentskommandeur, Oberſt v. Bismarck, war eben noch bei mir, um mir den Befehl zu geben, dem zweiten Bataillone zu folgen. Indem ich mich dazu in Bewegung ſetzte und mit dem Bataillon in den

Steinbruch hinabstieg, schlugen einige Kugeln ein, die eine kleine Unordnung veranlaßten, welcher indessen durch die bloße Anwesenheit des Obersten, von dem ich, wie das unter solchen Umständen gewöhnlich ist, deshalb noch harte Worte hören mußte, abgeholfen wurde. Kaum hatte er mich verlassen, sich an die Spitze des zweiten Bataillons gesetzt und war zum Thor vorgedrungen, so fiel auch er als ein Opfer unnützer Bravour, und gleichzeitig mit ihm der Bataillonskommandeur Kapitän v. Czettritz. Kapitän v. Alvensleben und mehrere Offiziere wurden verwundet, und das Bataillon kam gleich den vorangegangenen nicht in der besten Ordnung aus der verhängnißvollen Gasse zurück und mir entgegen. Ich hatte inzwischen meinen Weg zum Thor mit dem erhaltenen Befehl fortgesetzt, in einiger Entfernung von demselben zu halten und den Erfolg abzuwarten, um dann nach Umständen dasselbe Kunststück zu versuchen, an welchem bereits fünf Bataillone vor mir gescheitert waren. So war ich denn mit der Spitze des Bataillons in der Gasse bis dahin, wo sie nach dem Platze ausmündete und die Mauer rechts abbog, vorgegangen und machte hier, hart an die Mauer gedrückt, Halt, so daß die von rechts kommenden Kugeln entweder gegen diese anprallten oder unschädlich über unsere Köpfe weggingen. Schon unterwegs kamen mir von dem zuletzt vorgegangenen Bataillon, mit Abtheilungen der früheren vermischt, in der Gasse viele Verwundete und solche, die genug gethan zu haben glaubten, entgegen. Dies machte auf meine Leute und, warum soll ich es nicht sagen, auch auf mich keinen günstigen Eindruck. Die kleinmüthigen Aeußerungen der Zurückgehenden, der Anblick der Verwundeten, die Nachricht, daß dieser oder jener gefallen sei, alles dies bereitete mich darauf vor, in den nächsten Augenblicken das sechste Bataillon gegen das Thor zu führen und so gut wie die übrigen bei einem unklug geplanten Angriff zu Grunde zu gehen. Noch liefen einzelne schwache Abtheilungen vergebens

gegen das Thor an, andere schossen sich auf dem Platz mit dem auf dem Walle und in Häusern stehenden Feinde herum, und so war denn der Augenblick gekommen, wo, gegen Vernunft und Ueberzeugung, Ehre und Pflicht mir geboten, die schützende Gasse zu verlassen und über den mit Todten und Verwundeten bedeckten Platz gegen das Thor zu stürmen. Man wird mir glauben, daß dies einer der Augenblicke war, in welchen man kurz mit sich abschließt und sich sagt: Wäre der Verlust der Ehre nicht schlimmer als der Tod, hier kehrtest du um. Schon manchmal hatte ich dem Tode ins Auge gesehen, doch nicht in solcher Art, und ich gestehe, mein Muth war schwach, auch konnte ich wahrhaftig unter diesen Umständen kein großes Vertrauen zu den Leuten haben, die ich im Begriffe stand zum Angriff vorzuführen. So gut und brav das Bataillon auch war, so hatte es erst vor wenig Tagen bei dem verunglückten Angriff auf Ligny eine derbe Lektion erhalten, die meisten Menschen von allen dreien des Regiments verloren, und daß dieser Eindruck noch nicht verwischt war, davon hatte ich soeben bei dem Vorgehen in dem Steinbruche einen kleinen Beweis erhalten. Schon hatte ich das Kommando „Marsch“ ausgesprochen, mit den vordersten Sektionen den freien Platz erreicht und war im Begriff, aufmarschiren zu lassen, da höre ich hinter mir „Halt“ rufen. Ich sehe mich um und erblicke einen Adjutanten, der mir den Befehl bringt, stehen zu bleiben. Ich warf daher schnell die Tete, welche noch kein Feuer erhalten hatte, um die Ecke hinter die Mauer zurück und vernahm von dem Adjutanten, daß der General, wie es scheine, den weiteren Angriff aufgeben werde, da die Franzosen im Abziehen begriffen seien. Es währte nicht lange, so kam der General v. Pirch selbst angeritten und gebot mir gänzlichen Rückzug. Alle Gedanken, welche ich mir kurz zuvor gemacht, waren unnütz; doch, ob sie wohl nicht Jeder gehabt hätte? Gern folgte ich dem Befehl und dankte, wie gewiß ein Jeder der Meinen, dem

Himmel, daß er dem General die Augen geöffnet und Tod oder Schande von mir abgewendet habe. So zog ich mich mit Ingrimm im Herzen gegen den Helden von Namur ins Freie zu den übrigen Truppen zurück. Das Bataillon hatte nur einige leicht Verwundete, unter Anderen den Fahnen-Unteroffizier, der in der Gasse durch eine von der Mauer abprallende Kugel getroffen war. So endete für mich das Gefecht bei Namur. — Könnte man es doch aus der preußischen Kriegsgeschichte vertilgen!

Am Tage nach dem Angriff auf Namur erhielt das II. Armeekorps die Bestimmung, sich der französischen Grenzfestungen zu bemächtigen. Prinz August von Preußen übernahm zu diesem Zweck den Oberbefehl; später stießen noch Bundestruppen zu seinem Korps, namentlich Hessen, und General v. Pirch trat in sein untergeordnetes Verhältniß zurück. Namur wurde, nachdem es noch im Laufe des Tages von den Franzosen geräumt war, besetzt, das Korps theilte sich, um Maubeuge, Philippeville, Marienbourg und Givet einzuschließen, und unsere Brigade erhielt Befehl, vor Avesnes und Landrecies zu marschiren. Als wir vor Avesnes ankamen, vernahmen wir, daß dieser Platz sich bereits ergeben hatte, nachdem durch den glücklichen Granatwurf eines Geschützes der Avantgarde des I. Armeekorps das Haupt-Pulvermagazin der Festung in die Luft geflogen war. Das 1. Bataillon unseres Regiments blieb vorläufig als Besatzung dort, wir anderen zogen weiter und trafen am 25. vor Landrecies ein. Die Berennung erfolgte sofort ohne große Schwierigkeiten, die Truppen nahmen ihre Einschließungsstellungen, ich selbst, mit dem Bataillon in Maroilles, bekam aber schon nach zwei Tagen eine andere Bestimmung.

Eine Abtheilung von drei Bataillonen, darunter das meinige, zwei Eskadrons des Neumärkischen Dragoner-Regiments und einer sechspfündigen Kanone unter Befehl des Obersten v. Borcke, Kommandeurs des genannten Dragoner-Regiments, sollte Rocroy

einschließen. Das kleine Korps mit seiner Achtung gebietenden zahlreichen Artillerie von einem Geschütz berannte diese Festung vorläufig und bis zur Ankunft stärkerer Kräfte so weit, daß die Verbindung nach außen gehemmt war und die Besatzung auf die Wälle beschränkt wurde, was mit leichter Mühe gelang. Die Garnison bestand übrigens, wie wir bald bemerkten, zumeist wie auch in den anderen Festungen aus Nationalgarden und Douaniers, hielt sich aber hier und anderwärts so gut, daß die Festungen keineswegs so schnell wie erwartet übergingen. Ich erhielt meinen Posten mit dem Bataillon, dem Füsilier-Bataillon Colbergschen Regiments und einer Eskadron bei dem Dorfe Guet d'Hossus auf der Straße nach Marienbourg, in einer rauhen und wilden Gegend der Ardennen. Wir beschränkten uns darauf, durch die nöthigen Posten die Festung so enge wie möglich einzuschließen, und es fiel in der kurzen Zeit, welche wir vor ihr verbrachten, nichts Wichtiges vor. Die Garnison versuchte ein paar unbedeutende Ausfälle, die nach kurzem Gefecht ohne große Anstrengung und mit wenig Verlust zurückgewiesen wurden. Schon nach einigen Tagen erhielt ich einen neuen Auftrag, nämlich nach Marle, etwa vier Meilen nördlich von Laon gelegen, zu marschiren, um dort zu einem kleinen fliegenden Korps unter dem Oberst v. Romberg zu stoßen. Diese Abtheilung war zur Beobachtung von Laon und La Fère sowie dazu bestimmt, die vor verschiedenen Festungen vertheilten Abtheilungen des II. Armeekorps gegen Belästigungen aus noch nicht eingeschlossenen festen Plätzen zu decken und die Verbindungen zu sichern. An einzelnen Stellen fingen auch die Einwohner an, unruhig zu werden; vor wenig Tagen war ein Kurier in der Nähe von Marle ermordet worden. Diese Umstände geboten mir für den Marsch mit einem einzelnen Bataillon aus der Gegend von Rocroy nach Marle einige Vorsicht, und da ich nicht die nächste Straße, welche mich zu dicht bei dem noch nicht cernirten Mézières vorbei-

geführt hätte, einschlagen konnte, so mußte ich einen großen Umweg durch eine gebirgige, wenig belebte Gegend wählen und über Hirson und La Capelle, wo ich auf die erst kürzlich eingerichtete Etappenstraße der Armee traf, marschiren. Ich ließ der Sicherheit wegen das Bataillon stets biwakiren und sah mich wohl oder übel genöthigt, zur Verpflegung desselben das Requisitionssystem an den zähen nicht daran gewöhnten Franzosen auszuüben, mir selbst zum Gräuel, aber zum ersten Male als sorgender unabhängiger Führer einer Truppe dazu genöthigt. Ehe ich zum Obersten v. Romberg in Marle stieß, erhielt ich von diesem den Auftrag, ein Dorf, La Bouteille genannt, von dessen Einwohnern kürzlich der preußische Kurier ermordet worden sein sollte, zu züchtigen, mir die Mörder ausliefern zu lassen und eine Kompagnie als Strafbesatzung im Orte zurückzulassen. Ich gestehe, daß dieser Befehl mir nicht sehr angenehm und ich, gerade herausgesagt, nicht der Mann war, ihn im strengen Sinne auszuführen. Ich hielt es daher für gerathen, mich zuvor persönlich zum Obersten zu begeben und mir nähere Anweisung darüber, wie weit ich gehen könne oder solle, zu erbitten. Ich konnte aber, wie es in der Regel so geht, nichts Bestimmtes erlangen, denn von zehn Vorgesetzten, welche solche Befehle geben, die Verantwortung nach sich ziehen können, suchen sich neun dadurch zu decken, daß sie die Befehle auf Schrauben stellen und die Umsicht des Untergebenen, er werde die Sache schon machen, anrufen. So auch in diesem Falle. Ich mußte zufrieden sein, zu hören, daß ich nicht sengen und brennen dürfte und sollte; die Ausführung blieb mir überlassen. Ich wählte demnach den üblichen Weg, ließ den Maire und einige Einwohner festnehmen, zu mir führen und forderte sie auf, die an der That Betheiligten anzugeben, drohte auch mit Erschießen, wozu ich scheinbar Anstalten traf. Die Leute ergaben sich der Gewalt und dem Schicksal; so viel ich untersuchte und drohte, so blieben

besonders das IV. Armeekorps, sich bereits mit dem Feinde gemessen und Blüchers Versprechen erfüllt hatten. Ganze Schaaren Verwundeter, besonders von der schlesischen Landwehr, strömten uns entgegen, und die Stimmung wurde noch mehr belebt, als man sah, daß diese Verwundeten, ihre Schmerzen vergessend, guten Muth zeigten und im Vorübergehen verkündeten, es gehe Alles gut, und wir sollten nur machen, unseren Theil noch zu bekommen. Nun ließ sich Niemand mehr treiben, die Ermüdetsten und Schwächsten nahmen sich zusammen, Einer überbot den Anderen in Anspannung seiner letzten Kräfte und die Reihen schlossen sich immer dichter. Bald kamen Adjutanten auf Adjutanten mit Befehlen und Erinnerungen, den Marsch nach Möglichkeit zu beschleunigen. Mit Wort und Miene berichteten auch sie, es stehe vorn gut.

So näherten denn auch wir uns endlich dem Punkte der Entscheidung des großen Tages, nur trotz aller beflügelten Eile zu spät, um noch an der Blutarbeit, aber früh genug, um an der Ehre des Tages theilzunehmen. Es begann bereits zu dunkeln, als unsere Brigade zum Aufmarsch gelangte und nun einen Theil des Schlachtfeldes übersah; doch die Schlacht selbst war in diesem Augenblick so gut wie entschieden, was aus dem matter werdenden Feuer sich entnehmen ließ. Dennoch wurden die letzten Truppen und unter ihnen als das allerletzte mein Bataillon herangezogen. Es handelte sich darum, dem geschlagenen Feinde, welcher bereits seine Artillerie abzufahren im Begriff war und nur noch an einzelnen Stellen damit standhielt, eine möglichst große Truppenlinie zu zeigen, um so seine Niederlage zu vollenden. Deshalb mußten die Bataillone ihren letzten Hauch aufbieten, um in die Linie zu kommen und sowie sie einzeln aufmarschirt waren, ohne auf den Aufmarsch anderer zu warten, mit klingendem Spiel avanciren. So kam denn auch an das meinige zuletzt die Reihe und es folgte den anderen des Regiments als Echelon etwa 1500 Schritt, bis es in die

so ehrlich und vertrauter wie ich mit der Art des Kaufens im Franzosenlande, hatte das Tuch in einem kleinen Städtchen requirirt und ich brauchte nur das Geschenk brüderlicher Fürsorge zum Mantel verarbeiten zu lassen. So war ich wieder im Besitz der wichtigsten Stücke meiner Ausrüstung.

Bei meinem Wiedereintreffen vor Rocroy hatte sich die Gestalt der Blockade verändert; ich fand mein ganzes Regiment davor vereinigt und mehrere andere Truppen, denn außer Marienbourg und Philippeville war auch Landrecies am 23. Juli gefallen, nachdem es sich vier Wochen gehalten hatte. Hierdurch sah sich Prinz August in den Stand gesetzt, nunmehr mit Nachdruck an die Eroberung von Rocroy zu gehen, zu welchem Zwecke in den nächsten Tagen die Belagerungsgeschütze erwartet wurden. Gerade in dieser Zeit, wo es zur regelmäßigen Belagerung dieser Festung kam, die ich gern mitgemacht hätte, erhielt die 6. Brigade die Bestimmung, Givet einzuschließen, an welchen Platz nach der Einnahme von Rocroy die Reihe, genommen zu werden, kommen sollte.

Am 30. Juli langten wir vor Givet an, welches auf beiden Seiten der Maas liegt, über die hier eine Brücke führt. Die Festung hat durch ihre am linken Flußufer auf hohem fast senkrecht abfallendem Felsen liegende Citadelle, den Charlemont, sowie durch ein am rechten Ufer liegendes verschanztes Lager, Fort Mont d'Haure, besondere Bedeutung. Der Charlemont erscheint schon anf den ersten Blick uneinnehmbar wie andere Felsennester ähnlicher Art, die nur durch Hunger zu bezwingen sind.

Bei unserer Ankunft fanden wir die Festung leicht umstellt. General v. Krafft befehligte bis zur Ankunft des Prinzen August das Einschließungskorps, das durch die Maas getrennt war und vermittelst zweier ober- und unterhalb der Festung geschlagener Brücken Verbindung hielt. Meine Bestimmung führte mich ebenso wie das 2. Bataillon auf das

rechte Ufer, das 1. blieb auf dem linken. Wir überschritten die Maas auf der unteren Brücke, und als wir bei dem Dorfe Dion le Val in den Bereich der Festungsgeschütze kamen, wurden wir durch einige Kugeln schweren Kalibers als Neuangekommene begrüßt. Auf unserem Lagerplatz fanden wir bereits einige Bataillone der Brigade und manchen Kameraden, den wir seit längerer Zeit nicht gesehen hatten, und welcher sich unserer Ankunft freute, weil sein bis dahin sehr beschwerlicher Dienst nun sich leichter gestaltete. Wir traten unter Befehl des Obersten v. Schmidt, Kommandeurs des Colbergschen Regiments, bauten dann unsere Baracken und siedelten uns für längere Zeit an. Das Lager lag tief, war eine kleine Stunde von Givet entfernt und durch beträchtliche Höhen, besonders in der rechten Flanke, gegen Einsicht von der Festung gut gedeckt, was indessen nicht verhinderte, daß zuweilen einige unerwartete Kugeln von den Außenwerken mitten hineinflogen. Der Vorpostendienst regelte sich derart, daß jedes Bataillon einen ihm zugetheilten Punkt dauernd zu besetzen hatte. So fiel dem meinigen das Dorf Fromelenne zu, das etwa 20 Minuten vom Lagerplatz und in einem nach der Festung hin offenen Thale unmittelbar unter dem Fort Mont d'Haure lag, von dem aus es seiner ganzen Länge nach eingesehen und jeden Augenblick in Grund und Boden geschossen werden konnte. Bereits ehe wir vor Givet angekommen, war dieser Ort unbegreiflicherweise und unzerstört in den Händen der Einschließungstruppen und von einem ganzen Bataillon des 26. Regiments besetzt, das ich nunmehr ablöste, dabei indessen den Befehl erhielt, nur etwa 200 Mann zur Besetzung zu verwenden. Als ich mit großer Vorsicht, die mir besonders empfohlen war, dort mein Detachement aufstellte, war ich aufs Höchste erstaunt, daß der Feind Fromelenne uns überlassen hatte; ich war jeden Augenblick darauf gefaßt, trotz einer möglichst zähen Vertheidigung Hals über Kopf hinausgeworfen zu werden und glaubte, der

Posten müßte ein steter Zankapfel, dessen Behauptung viel Blut kosten würde, werden. Die Schildwachen waren so gefährdet, daß sie nur liegen oder knieen konnten und bei der Ablösung nach ihrem Platz hinkriechen mußten, wenn sie nicht Schuß auf Schuß haben wollten. Aber nur selten und nur, wenn sich einer oder der andere gar zu ungeschickt benahm, machte der Feind von seinem Vortheil Gebrauch; im Allgemeinen bewies er eine unbegreifliche Nachsicht, in die man sich nur mit der Zeit zu finden vermochte. Während auf andere rechts und links von Fromelenne liegende Punkte, unter andern auf einen naheliegenden Posten bei der Ferme Felix Pret, fast täglich Angriffe stattfanden und die hochliegende Ferme endlich ganz von den feindlichen Kugeln zerstört wurde, blieb unser Dorf im ganzen Verlauf der Belagerung unangegriffen in unseren Händen. Es gab im Orte einige schöne Gebäude, sowie in der Nähe einen großen Kupferhammer, den ich ebenfalls besetzt hatte. Die Bewohner, welche auffallenderweise sämmtlich in ihrem Eigenthum geblieben waren, verhielten sich ziemlich ruhig, schienen, selbst wenn in seiner Umgebung Gefechte stattfanden, wenig für den Ort zu fürchten und leisteten der Besatzung die regelmäßige Verpflegung, sowie mir selbst und meinen Offizieren durch Lieferungen von mancherlei Art vortreffliche Dienste. Sie gaben, indem sie sich besser, als es die Franzosen sonst thun, in die Umstände fügten, Alles, was sie hatten, und zwar mehr aus richtigem Verständniß ihrer Lage, als der Gewalt nachgebend, lebten verträglich mit Offizieren und Soldaten, denen es unter diesen Umständen wohl ging, und betrachteten ihre Besatzung, die selbst in dem Orte so sicher wie in Abrahams Schooß war, als eine Art von Schutz. Die Nachsicht des Kommandanten von Givet, Generals Grafen Bourke, gegen den Ort blieb mir ein Räthsel. Zwar gehörten einige Besitzungen in demselben angesehenen Einwohnern von Givet, auch ein Bruder des Maires dieser Stadt war darin angesessen, aber es läßt sich nicht

annehmen, daß aus diesen Gründen der Kommandant das Dorf geschont hat. Ich habe mir sein Verhalten nur, wie folgt, erklären können. Zwar fielen einige kleinere französische Festungen damals sehr schnell, aber die Kommandanten anderer, so auch der von Givet, zeigten trotz der mangelhaften Besatzungen ungemein viel Ausdauer und Zähigkeit, Eigenschaften, die den preußischen Kommandanten von 1806 leider ganz gefehlt hatten. Dennoch ließ sich nicht verkennen, daß sie den Vertheidigungskrieg 1815 nicht mit dem Nachdruck führten, welchen man von dem französischen Charakter erwarten mußte. Freilich übergaben sie die Festungen nicht auf den ersten Anlauf, aber sie konnten und mußten mehr thun und uns die Sache schwerer machen, als geschah. Hätte der Krieg eine andere Wendung genommen, so wäre mancher dieser Kommandanten von Napoleon zur Verantwortung gezogen worden. Die meisten warteten eine gangbare Bresche und den Sturm nicht ab, sondern kapitulirten, je nachdem sie glaubten, ihrer Ehre genug gethan zu haben. Der General Bourke suchte offenbar das umliegende Land, die Bewohner und deren Besitzungen so viel wie möglich und soweit es sich mit seiner Pflicht vertrug, zu schonen; trotzdem war seine Vertheidigung nicht unrühmlich, er zog die Blockade in die Länge und erreichte seinen Zweck, indem wir zwar in Besitz der Stadt und des Mont d'Haure, doch niemals in den des Charlemont gelangten. Dies Benehmen hatte ohne Zweifel seinen Grund darin, daß der Krieg von 1815 nicht volksthümlich war und die Stimmung der Nation, die erst kürzlich unsere Heere in Paris gesehen hatte, weder dem zum zweiten Male besiegten Napoleon noch Ludwig XVIII. zuneigte; Nation und Armee sehnten vielmehr, wohlverstanden, ohne daß die Nationalehre befleckt würde, das Ende des Krieges herbei, weil sie einsahen, daß nichts mehr zu gewinnen, aber in jeder Beziehung noch zu verlieren war. Darum glaubten auch die Festungs-Kommandanten nicht mehr,

als eben nöthig, thun zu dürfen. Obenein waren sie nicht daran gewöhnt, den Krieg mit seinen Verwüstungen im eigenen Lande zu sehen, sie waren der Zustimmung der Einwohner nicht gewiß, wenn sie ohne Rücksicht, der besseren Vertheidigung wegen, Zerstörungen im Bereich der Festungen vornehmen ließen, und sahen sich also veranlaßt, mit großer Schonung zu verfahren. So entstand eine eigenthümliche Art der Kriegführung und ganz besonders vor Givet, wie ich noch weiter darthun werde.

Nachdem am 10. August Rocroy übergegangen war, verstärkte sich das Belagerungskorps in den nächsten Tagen abermals, indessen blieb der Dienst schwer, da die Einschließungslinie enger gezogen und die einzelnen Punkte derselben stärker besetzt wurden. Außerdem begannen die Vorbereitungen zu den Belagerungsarbeiten, wozu täglich eine Anzahl Arbeiter gestellt wurde, die bald wuchs, so daß zur Zeit der Ablösung der Vorposten oft nicht zehn Mann des Bataillons im Lager waren. Die feindlichen Ausfälle dauerten fort, sie wurden eher noch heftiger als bisher. Bei den bis jetzt beendeten Belagerungen, zuletzt noch vor Rocroy, war englisches Belagerungsgeschütz verwendet worden. Nach der Besetzung von Paris aber hatten die guten Engländer den Grundsatz aufgestellt, ihr Geschütz nicht weiter mitwirken zu lassen, da nach Napoleons Falle und der Wiedereinsetzung des Königs der Krieg zu Ende sei. Nun wollten allerdings einige Kommandanten von diesem Grundsatz nichts wissen und führten den Krieg auf eigene Hand fort, unter ihnen der von Givet, der vorläufig noch nicht daran dachte, als Zeichen der Unterwerfung unter Ludwig XVIII. die weiße Fahne aufzustecken. So kam es, daß die Einschließung mehr und mehr sich in die Länge zog und das Belagerungsgeschütz erst Ende August ankam. Gleichzeitig traf auch Prinz August vor der Festung ein und ging derselben näher auf den Leib, was zu einigen ernsteren Gefechten Veranlassung gab, und es schien, als ob die Dinge jetzt schneller vorwärts gehen

würden. Aber obgleich die Vorbereitungsarbeiten fortgesetzt wurden, verging dennoch viel kostbare Zeit mit dem Versuch, den Kommandanten zur Uebergabe zu bewegen, der vorläufig zu nichts führte. Deshalb begann endlich der Bau von Batterien, deren sieben angelegt werden sollten. In der Nacht zum 3. September ward die Flesche de Rigny, die der Feind den Tag über noch hielt, besetzt. Als die Franzosen dies am Morgen entdeckt hatten, beschossen sie das Werk den ganzen Tag und machten am 4. früh einen starken von heftigem Artilleriefeuer begleiteten Ausfall, um es wieder zu nehmen. Es entspann sich ein ziemlich lebhafter Kampf, der bis gegen Mittag dauerte, alle Truppen auf der rechten Maasseite in Thätigkeit setzte und damit endete, daß die Franzosen mit bedeutendem Verluste zurückgetrieben wurden, das Werk aber in unseren Händen blieb. In den nächsten Tagen versuchten die Belagerten den Batteriebau durch lebhaftes Feuer vergeblich zu stören. Das Gefecht vom 4. war das bedeutendste, welches der Kommandant unternahm; sein Ausgang bewies deutlich die Schwäche der Festungsbesatzung. Der Prinz entschloß sich deshalb, die feindlichen Außenposten bis unter das Glacis zurückzuwerfen, den Werken an allen schicklichen Punkten so nahe wie möglich zu rücken und dann durch Bombardement den Kommandanten zur Uebergabe geneigter zu machen. Ich erhielt bei dieser Gelegenheit den Befehl, eine im Bereich meines Postens Fromelenne liegende Mühle, die nur etwa einen Büchsenschuß vom Glacis der linken Flanke des Mont d'Haure entfernt war, zu nehmen. Zur Ausführung des Unternehmens wurde die Nachtzeit gewählt. Bei der Lage der Mühle mußte ich auf einen heißen Empfang und viele Opfer gefaßt sein und traf deshalb entsprechende Vorkehrungen. Allein ich täuschte mich; die Sache machte sich gegen die allgemeine Erwartung ganz leicht. Es war eine dunkle Nacht, und ich näherte mich, da man keine fünf Schritte weit sehen konnte, mit der größten Stille und möglichster Vor-

sicht; konnte ich doch jeden Augenblick auf feindliche Schildwachen stoßen. Um mit dem Bajonett zu arbeiten, hatte ich die vordersten Leute nicht laden lassen. So kam ich an und — fand die Mühle unvertheidigt, und als ich weiter nach vorn rekognoszirte, die feindlichen Posten erst dicht am Glacis. Ich behielt die Mühle besetzt, machte meine Meldung und stellte in der Erwartung, daß dieselbe am nächsten Morgen angegriffen werden würde, eine starke Unterstützung bereit. Allein es geschah nichts, die Mühle blieb unangefochten in unserem Besitz.

So zog sich das Band um die Festung immer enger und der Feind, zu schwach, seine Außenwerke gehörig zu vertheidigen, auch wohl selbst ein möglichst ehrenvolles Ende der Sache herbeiwünschend, sah sich auf das Innere der Festung beschränkt und von allen Verbindungen nach außen abgeschnitten. Unsere Arbeiten und Batteriebauten wurde unterdessen mit wenig Eile betrieben und der Feind verhielt sich, besonders auf dem rechten Maasufer, ziemlich ruhig; es vergingen Tage, an welchen kein Schuß fiel. Die beiderseitigen Vorposten schlossen stillschweigend Waffenruhe, näherten sich einander und thaten Manches, was zwar verboten ist, aber nicht unterbleibt, weil es einen gewissen Reiz hat. Häufig kamen Deserteure aus der Festung, größtentheils Nationalgardisten und Douaniers, vielfach aus den entferntesten Provinzen zu Hause, die ziemlich kleinmüthig waren und, durchaus nicht im Charakter der großen Nation, den Krieg herzlich satt hatten, zudem auf Alle, die ihn veranlaßt, nicht minder auf ihren Kommandanten, wie das bei solchen Leuten in der Natur der Sache liegt, wacker schimpften. Indessen erkannte man doch daraus im Allgemeinen den in der Festung herrschenden Geist und konnte weitere Schlüsse ziehen. Im Gegensatz zu der Ruhe, die während dieser Zeit auf dem rechten Maasufer herrschte, zeigte der Feind auf dem linken, besonders gegenüber allen Annäherungsversuchen an den Charlemont, die größte Aufmerksamkeit und verhinderte sie durch sein Geschützfeuer

gänzlich, woraus sich erkennen ließ, daß an Besitznahme dieses Werkes, sei es durch Gewalt oder durch Uebereinkommen, nicht zu denken war.

Wir näherten uns der Mitte des September; in dieser rauhen Ardennengegend rückte die üble Jahreszeit rasch heran, es regnete viel und die Nächte wurden kalt, viele Leute erkrankten, namentlich an Augenleiden, und die Bataillone wurden immer dünner. Es war eine traurige Zeit, die wir hier verlebten, während der größere Theil unserer Waffenbrüder sich in Paris und den schönen südlichen Provinzen Frankreichs seit Monaten ausruhte und pflegte, aber doch war sie nicht ganz freudenleer. Die Kameradschaft bot uns nach des Tages Lasten, Mühen und Gefahren am Abend in trauter Vereinigung in der elenden Strohhütte Unterhaltung und Scherz bei einem Glase Wein, der als gelieferter zwar nicht von der besten Sorte aber reichlich vorhanden war. Noch nach vielen Jahren hat sich, zuerst im Zeughause des 1. Bataillons 26. Landwehr-Regiments zu Stendal, später in den Händen eines der Offiziere, welcher unserer damaligen Tafelrunde angehört hatte, eine Punschbowle erhalten, welche das Offizierkorps des vor Givet von mir geführten Bataillons in Dinant anfertigen ließ, als der schlechte Wein nicht mehr munden wollte und unsere Vereinigung das nicht leicht zu befriedigende Bedürfniß fühlte, irgend ein dauerhaftes Geschirr zu besitzen, um mittelst Zusatzes von Zucker und Citronenschale den Genuß schmackhafter zu machen und ein Getränk zu brauen, welches wir „Landsturm“ nannten. Ja, diese einem Franzosen, dem es aber schwer hielt, einen Begriff von dem, was wir wollten, beizubringen, mit einigen fünfzig Franken ehrlich bezahlte Bowle spielte eine nicht unbedeutende Rolle bei meiner Hochzeit, bei der ich zu meiner Freude mehrere meiner Waffengefährten um mich vereinigt sah, und, man wird es mir glauben, wir tranken edleren Wein daraus, als in der Strohhütte vor Givet.

In der Nacht zum 9. September waren die der Stadt auf dem rechten Maasufer am nächsten gelegenen Batterien fertig und das Bombardement konnte mit Anbruch des Tages beginnen. Aber der Kommandant, der bereits am 8. einen Parlamentair geschickt hatte, erbot sich nun, die Stadt und den Mont d'Haure zu räumen, indem er sich mit der Besatzung auf den Charlemont zurückziehen wollte. Nächstdem sollte auf dem rechten Maasufer Waffenstillstand mit vierundzwanzigstündiger Kündigung eintreten, das ganze rechte Maasufer neutral sein und die Stadt von uns besetzt werden, während auf der linken Flußseite gegen den Charlemont die Feindseligkeiten fortzudauern hätten. Prinz August nahm diese Vorschläge an und am 11. September hielt das Belagerungskorps des rechten Ufers seinen Einzug in die Stadt und besetzte sie sammt dem Mont d'Haure, während sich der Kommandant mit 5000 Mann auf den Charlemont zurückzog, von wo aus die Franzosen, in Ruhe und Stolz auf uns herabblickend, unseren Einzug mit ansahen. Das Hauptquartier kam in die Stadt, deren Verbindung mit dem rechten Ufer nun frei war; die Truppen kehrten in ihre alten Stellungen zurück. Für uns trat jetzt Waffenruhe ein und der Verkehr mit der Stadt verschaffte uns die Annehmlichkeit, manche lang entbehrten Bedürfnisse zu allerdings hohen Preisen zu befriedigen. Der Lagerkost und des traurigen Lebens längst müde, ritten wir täglich in die Stadt und suchten an der Tafel eines unter den Kanonen des Charlemont gelegenen, bald stark besuchten Gasthauses die zwar beschränkten Zerstreuungen und Genüsse, die unter solchen Umständen doch für Jeden Reiz haben. Es konnte nicht so viel Champagner in der Stadt angeschafft werden, als verlangt wurde, und es gehörte zu den besonderen Genüssen, die Pfropfen vor dem Gasthause auf der Straße unter den Augen der Franzosen auf dem Fort knallen zu lassen. Dabei brummte von oben ab und zu eine Kanone nach der anderen

Seite hin gegen unsere dort stehenden Kameraden, denen es nicht so gut wie uns ging, obwohl man sich nur auf die Beobachtung des Charlemont beschränkte.

Endlich schlug die Stunde unserer Erlösung. Es kam der Befehl, daß alle die Festungen, die den König Ludwig XVIII. noch nicht anerkannten und die Uebergabe verweigerten, ferner nur leicht blockirt und die zu diesem Zweck nicht nothwendigen Truppen in Kantonnirungen verlegt werden sollten. Unsere Brigade verließ daher Givet in den letzten Tagen des September und marschirte in das Departement der Aisne; das Regiment kam mit dem 1. Bataillon nach Hirson, dem 2. und dem Regimentsstab nach La Capelle, mit dem 3. nach Nouvion en Thiérache. Ich erhielt in dieser Zeit mit vielen Anderen, denn das Regiment wurde reich bedacht, das Eiserne Kreuz für die Schlacht bei Ligny ganz gegen meine Erwartung, denn wie aus meinem Bericht hervorgeht, hatte ich nichts Ausgezeichnetes, sondern unter allgemein ungünstigen Umständen nur meine Schuldigkeit gethan. So konnte ich in der Verleihung nicht eine Anerkennung wirklicher Verdienste, sondern den Ausdruck der Zufriedenheit meiner Vorgesetzten mit meinem Verhalten erblicken. Um so trauriger war es, daß fast gleichzeitig für die gefallenen drei Stabsoffiziere ein neuer Regimentskommandeur und zwei Bataillonskommandeure als Einschub in das Regiment kamen, wodurch meine Erwartungen, Major zu werden, auf das Bitterste getäuscht wurden und ich einen Avancementsverlust von mehreren Jahren erlitt.

Da der eine der beiden eingeschobenen Majors, ein abenteuernder und exzentrischer Mensch, nach kurzer Anwesenheit beim Regiment wegen Insubordination auf Festung kam, führte ich das 2. Bataillon ins Kantonnement nach La Capelle, welches nur 40 Lieues von Paris liegt. Doch gelang es mir wegen vielseitiger Dienstgeschäfte nicht, den sehr natürlichen Wunsch zur Ausführung zu bringen und nach Paris zu reisen. Neben

der Arbeit, welche die Retablirung der durch den Feldzug stark mitgenommenen Truppe machte, lag mir die Pflicht ob, als Etappenkommandant die Durchmärsche zu regeln und für die durchreisenden Monarchen und Prinzen in mancher Art zu sorgen.

Nachdem zu Paris die Diplomaten über die Grundlagen des zweiten Friedens übereingekommen waren, brachen wir Mitte November aus unseren Kantonnements auf und traten bei recht rauher Witterung den ersehnten Heimmarsch an. Wir überschritten bei Coblenz wieder den Rhein, marschirten durch Hessen, über Gotha, Erfurt, Halle und Magdeburg und trafen am 19. Dezember in Stendal ein, von wo wir vor nicht ganz zwei Jahren ausgerückt waren. Als wir auf unserem Rückmarsch Naumburg in Sachsen erreichten, wo das 1. Bataillon des Regiments vor dem Feldzuge als erste preußische Truppe nach der Besitzergreifung gestanden, sprach sich ein bemerkenswerther Zug bei den Einwohnern der Stadt aus, der ihnen um so mehr zur Ehre gereicht, als die Neigung der Provinz für Preußen eine sehr geringe war, aber auch einen Beweis von dem vorzüglichen Geist der Truppe giebt, welche sich hier ein anerkennendes Andenken erworben hatte. Die Stadt bat sich nämlich dasselbe Bataillon ins Quartier aus, eine Deputation empfing es am Weichbild, beglückwünschte es zu seiner Rückkehr, führte es durch eine festlich geschmückte Ehrenpforte in die Stadt und lud Offiziere und Mannschaften zu einem Feste ein, das für die Offiziere in Mittagessen und Ball, für die Soldaten in einer reichlichen Speisung und einem Geldgeschenk bestand.

Dann sah ich meine Geburtsstadt Halle und die Meinigen im Verein mit meinem Bruder freudig bewegt wieder. Unsere alte Mutter genoß das Glück, ihre beiden Söhne froh zu umarmen, während schon beim Einmarsch in diese Stadt um manchen nicht Wiederkehrenden, der hier zu Hause war und in

unſeren Reihen geſtanden hatte, Thränen floſſen. Beſonders erſchütternd war der Schmerz der hier wohnenden Frau des bei Ligny gefallenen Hauptmanns v. Czettritz, welche ſo vom Kummer überwältigt wurde, daß ſie beim Vorbeimarſch des 2. Bataillons, bei dem ihr Mann geſtanden, ſich aus dem Fenſter ſtürzen wollte und nur mit Mühe daran gehindert werden konnte.

So kamen wir am 19. Dezember in Stendal an, wo viel freudige und ſchmerzliche Eindrücke unſer warteten. Die, welche wiederkehrten, wurden von den aus der ganzen Provinz zuſammengeſtrömten Ihrigen in Jubel und Freude empfangen, die Fehlenden, und ihre Zahl war groß, ſchmerzlich beweint. Alle aber, zu Gefahren, Freud' und Leid ſo lange im Regiment vereinigt geweſenen Gefährten, Freunde und Kameraden, riß in einem Augenblick das letzte Kommando „Gewehr ab!“ auseinander, hierhin und dorthin wurden ſie zerſtreut, und das erſte Elb-Landwehr-Infanterie-Regiment war nicht mehr, mit dieſem Augenblick erloſch ſelbſt ſein Name.

Ich aber eilte in die Arme meiner geliebten und liebenden Braut, um bald mit ihr mich unlöslich zu verbinden.

Anlagen.

1.

Das Infanterie-Regiment Alt v. Larisch (Nr. 26).

Dasselbe wurde 1714 aus zwei bereits bestehenden selbstständigen Feld-Bataillonen, v. Truchseß und Jung v. Heyden, 10 Kompagnien in zwei Bataillonen stark errichtet; Generalmajor v. Loeben war der erste Chef. 1735 wurden zwei Grenadier-Kompagnien neu hinzugefügt. 1788 erhielt das Regiment ein Depot-Bataillon, zu dessen Errichtung drei Kompagnien des aufgelösten Garnison-Regiments v. Kowalsky Nr. 7 (gestiftet 1741 als Garnison-Regiment v. Bredow) verwendet wurden; 1797 bekam das Depot-Bataillon die Bezeichnung „3. Musketier-Bataillon" und wurde auf vier Kompagnien gesetzt. Das Regiment gehörte 1806 zur Berlinischen Infanterie-Inspektion, stand in Berlin in Garnison (wie fast ununterbrochen seit seiner Errichtung) und hatte seinen Kanton in den Kreisen Lebus, Kottbus und Beeskow, sowie in den Städten Müllrose, Seelow, Fürstenwalde, Beeskow und Peitz. Das 3. Musketier-Bataillon stand in Krossen.

Als Abzeichen an der Uniform hatte das Regiment 1806 blaue Aufklappen, scharlachrothe Aufschläge und Kragen; die Offiziere trugen sieben gestickte, goldene Schleifen auf der Klappe, zwei unter derselben, drei auf dem Aufschlage, zwei hinten, um den Hut eine schmale goldene Tresse; die Gemeinen sieben vorn zugespitzte Schleifen auf der Klappe, zwei unter derselben, zwei auf dem Aufschlage, zwei hinten.

Feldzüge. Das Regiment hat an allen Kriegen Friedrichs des Großen theilgenommen.

1) Die beiden Musketier-Bataillone. Sie standen in der Schlacht bei Mollwitz 1741 im ersten Treffen der Infanterielinie links neben dem 1. Bataillon Garde, welches sich auf dem rechten Flügel befand, und hatten dem zweimaligen wüthenden Ansturm der österreichischen Kavallerie des linken Flügels standzuhalten, was sie mit bewundernswerther Kaltblütigkeit und Ausdauer thaten. Im weiteren Verlaufe der Schlacht waren sie an dem gegen die feindliche Infanterie

geführten siegreichen Kampf wesentlich betheiligt. Sie verloren bei Mollwitz fast die Hälfte ihres Bestandes: 2 Offiziere, 101 Mann todt, 23 Offiziere, 445 Mann verwundet, 121 Mann vermißt. 1744 machten sie den Feldzug nach Böhmen, 1756 den nach Sachsen mit, 1757 fochten sie bei Prag, Roßbach und Leuthen. In der letztgenannten Schlacht bildeten sie mit einem Bataillon des Regiments Itzenplitz (Nr. 13) die vom Generalmajor v. Wedell geführte Avantgarde der Armee, welche die Schlacht mit dem Angriff auf die Verschanzungen des feindlichen linken Flügels bei dem Sagschützer Kiefernbusch glänzend eröffnete.*) (Verlust 73 Mann todt, 10 Offiziere, 378 Mann verwundet.) 1758 befanden sie sich bei der Belagerung von Olmütz; am 14. Oktober standen sie bei Hochkirch über sechs Stunden im heftigsten Kampf, während dessen sie die doppelte Chargirung, 120 Patronen auf den Mann, verfeuerten. Von der feindlichen Uebermacht endlich überwältigt, zählten sie nach dem Gefecht nur noch 10 Offiziere und 350 Mann, alles Uebrige war todt, verwundet und gefangen. 1760 befanden sie sich bei den Belagerungs-

*) Der 1863 erschienene „Wortgetreue Abdruck aus dem Tagebuch des K. preuß. General-Quartiermeister-Lieutenants E. F. R. v. Barsewisch", welcher Offizier bei Leuthen als Gefreiter-Korporal die Leibfahne des Regiments trug, berichtet u. A.: Die Armee marschirte hinter dieser Höhe (derjenigen, auf welcher der König hielt) in drei Treffen auf; das Regiment v. Meyerink (1806 Alt v. Larisch), bei welchem ich diente, und das 1. Bataillon vom Regiment v. Itzenplitz wir erhielten Ordre, aus der Linie des ersten Treffens vor die Anhöhe zu rücken. Als wir über die Höhe ungefähr gerade gegen dem Dorfe Leuthen über eintrafen, konnten wir die ganze Kaiserliche Stellung und ihre kriegerischen Anstalten von einem Flügel bis zum anderen übersehen. Seine Königliche Majestät hielten auf dieser Anhöhe und sagten zu unserem Kommandeur, dem Herrn Obristlieutenant v. Bock, einem verdienstvollen, unerschrockenen Schlesier von Geburt: „Marschiren Sie mit Ihrem Bataillon gerade auf den Verhack dorten, wo sich die Weißröcke verschanzet haben, die übrigen Bataillons sollen sich nach Ihnen richten." — Hierbei ist zu merken, daß unser Regiment den rechten Flügel dieser Avantgarde hatte und das Bataillon v. Itzenplitz sich auf dem linken Flügel dieser drei Bataillons befand. Nachher waren Se. Majestät so gnädig und kamen zu mir und dem v. Unruh als vormarschirende Fahn-Karporals mit der Fahne und sagte: „Junker von der Leib-Kompagnie, siehet Er wohl; auf den Verhack soll Er zumarschiren. Er muß aber nicht zu stark avanciren, damit die Armee folgen kann" — und nun richteten Se. Majestät unsere Bataillons selber nach der Stellung der feindlichen Linie und sagten zu denen Soldaten: „Burschen, sehet Ihr dorten wohl die Weißröcke? Die sollt Ihr aus der Schanze wegjagen. Ihr müßt nur stark auf sie anmarschiren und sie mit dem Bajonett heraus vertreiben; ich will Euch alsdann mit fünf Grenadier-Bataillons und der ganzen Armee unterstützen. Hier heißt es Siegen oder Sterben, vor Euch habt Ihr den Feind und hinter Euch die ganze Armee, daß Ihr also auf keiner Seite zurück oder verwärts anders als siegend Platz

truppen vor Dresden und fochten dann in den Schlachten bei Liegnitz und bei Torgau. In letzterer verloren sie 1 Offizier, 151 Mann Todte, 7 Offiziere, 424 Mann Verwundete, 4 Offiziere, 68 Mann Vermißte. 1762 nahmen sie an der Schlacht von Freiberg Theil und gehörten während des Bayerischen Erbfolgekrieges 1778 bis 1779 zur Armee des Königs.

2) Die beiden Grenadier-Kompagnien. Mit den Grenadier-Kompagnien eines anderen Regiments bildeten sie folgende Grenadier-Bataillone:

Im ersten schlesischen Kriege mit den Grenadieren des Regiments v. Sydow (Nr. 23) das Bataillon des Majors v. Willich.

Im zweiten schlesischen Kriege mit den Grenadieren des Regiments v. Herzberg (Nr. 20) das Bataillon des Majors v. Lepel. Dasselbe gehörte in der Schlacht bei Hohenfriedberg 1745 zur Avantgarde der Armee unter General du Moulin.

---

findet." — — — Unser Regiment hatte das Glück, daß wir nur 100 Todte auf dem Platz und 300 Blessirte, darunter 7 Offiziere (auch Barsewisch selbst), verloren. Dabei hatten wir die Ehre, daß wir die drei Treffen des feindlichen linken Flügels und einen Theil ihrer Kavallerie geschlagen und vor der Menge der Feinde keinen Schritt hatten weichen dürfen. Se. Majestät waren auch so gnädig und dankten dem Regiment öffentlich nach der Schlacht vor seine Bravour und beschenkten die Offiziers mit 15 Orden pour le mérite und die Gemeinen mit 1500 Thaler und sagten dabei, daß Sie dem Regiment, welches sich bei Mollwitz um Schlesien so verdient gemacht, die Erhaltung von Schlesien mehr als einmal verdanken könnten und daß es Ihnen niemalen in Vergessenheit gerathen sollte. Auch sagten Se. Majestät zu dem Regimente, als wir in der Nacht vom 5. zum 6. Dezember in der Nähe eines Dorfes auf der Wahlstatt standen und an uns vorbeiritten: „Bursche, Ihr dürft nicht naß werden, Ihr habt Euch heute besonders hervorgethan, tretet in die Gebäude, da werdet Ihr Schutz finden vor dem Schneewetter." — Die ganze übrige Armee mußte wegen der Menge des zerstreuten Feindes unter freiem Himmel bleiben ..... Hierbei will ich noch anführen, daß unser Regiment mehrentheils aus Wenden aus der Niederlausitz bestehet, indem davon sieben Kompagnien wendisch und fünf teutsch sind, aus der Gegend von Storkow, Beeskow und Frankfurt a. O., einer vorzüglich braven Nation, so ihrem König und dahero auch ihren Offiziers ganz besonders zum Gehorsam ergeben und welche sich bei keiner kriegerischen Begebenheit, so wenig in den ersten schlesischen Kriegen als in dem gefährlichen siebenjährigen zaghaft bezeuget haben. Hinter uns kommandirte der beherzte Fürst Moritz von Dessau die fünf Grenadier-Bataillons. Benannter Fürst hatte zu Sr. Majestät bey Gelegenheit, da Se. Majestät unser Regiment erwähnten, gesagt: „Ihro Majestät können dem Regiment Ihre Krone und Zepter anvertrauen, wenn die vor dem Feind laufen, so mag ich dorten auch nicht bleiben."

Im siebenjährigen Kriege mit den Grenadieren des Regiments v. Itzenplitz (Nr. 13) 1756 das Bataillon des Majors v. Finck, 1757 bis 1760 das Bataillon des Majors v. Bornstädt, welches 1757 bei Prag und Roßbach, 1759 bei Kay und Kunersdorf focht. In der letztgenannten Schlacht gehörte es zur Avantgarde und verlor 2 Offiziere, 53 Mann todt, 2 Offiziere, 199 Mann verwundet, 36 Mann vermißt. Seine Reste stießen mit denen des Grenadier-Bataillons v. Billerbeck (Regimenter Markgraf Karl Nr. 19 und v. Kalkstein Nr. 25) 1760 zum Bataillon v. Schwerin zusammen, welches 1761 wieder in zwei Bataillone getrennt wurde. Dasjenige, zu welchem die Grenadiere der Regimenter Nr. 26 und Nr. 13 kamen, führte bis zum Frieden der Major v. Kalkstein.

1778 und 1779 mit den Grenadieren des Regiments v. Thüna (Nr. 23) das Grenadier-Bataillon des Majors v. Eberstein, welches sich bei der Armee des Königs befand.

Als im Jahre 1794 die Unruhen in Polen ausbrachen, marschirte das ganze Regiment nach Südpreußen, wo es bis 1796 blieb.

Ueber die Schicksale des Regiments in den Jahren 1805 und 1806 berichtet der Text. Nachstehend folgt noch ein Auszug aus dem Bericht des Majors v. Pannwitz, als des ältesten Stabsoffiziers des Regiments, an die Immediat-Untersuchungs-Kommission (d. d. Berlin, den 8. Juni 1808) über die Ereignisse vom 8. Oktober 1806 bis zur Auflösung. (Kriegs-Archiv E. III, 120.)

Aus dem Bericht des Majors v. Pannwitz über die Ereignisse beim Regiment bis zu dessen Auflösung.

„Bei dem Korps des Generallieutenant v. Rüchel gehörte das Regiment Alt v. Larisch zur Division des Generallieutenant v. Larisch, der Brigade des Generalmajor v. Treuenfels und war vollzählig bis auf den Hauptmann v. Heldritt, 5 Unteroffiziere und 43 Gemeine, welche in Hildesheim krank zurückgelassen werden mußten.

Den 7. Oktober marschirte das Regiment von Mühlhausen nach Fehrenbrütenbach.
Den 8. Oktober Ruhetag.
" 9. " nach Mechterstädt.
" 10. " " Ingersleben.
" 11. " " Bechstädt.
" 12. " Ruhetag.
" 13. " ward Nachmittags 2 Uhr aufgebrochen und nach Weimar marschirt. Vor dieser Stadt erhielt das Regiment den Befehl, den Geldwagen und die Bagage nach Schloß Wippach zu senden, wohin

selbige mit dem Sekondlieutenant v. Mecklenburg und v. Suckow und Auditeur Petschke sogleich abging. . . .

Jenseits Weimar wies der Generallieutenant v. Larisch dem Regiment selbst rechts von der Chaussee hinter einem Busche den Ort an, wo es Halt machen und bis auf weitere Ordre biwakiren sollte. In der Nacht fiel nichts vor.

Den 14. Oktober des Morgens etwan um 1/2 9 Uhr ward das Gewehr aufgenommen und nach Kapellendorf mit Sektions links abmarschirt. Das Regiment v. Strachwitz rückte zugleich mit vor. Das Regiment Alt v. Larisch hatte drei Bataillons in zwei Gliedern formirt.

Das 1. Bataillon kommandirte der Major v. Liebermann, der Hauptmann v. Maltitz schloß. Es gehörten dazu die Leib-Kompagnie, die Kompagnie des Major v. Liebermann und die des Oberst und Kommandeur v. Walther.

Das 2. Bataillon führte ich, der Unterzeichnete, und schloß der Major v. Meyerinck; es waren dabei die Kompagnien des Major v. Meyerinck, Hauptmann v. Maltitz, Major v. Pannwitz und Hauptmann v. Rohr.

Das 3. Bataillon kommandirte der Major v. Barfuß und schloß der Hauptmann v. Held. Es formirten dasselbe die Kompagnien des Hauptmann v. Held, v. Heldritt und Major v. Barfuß. Jedes Flügelbataillon hatte 1 Kanone und 1 Fahne, das 2. Bataillon 2 Kanonen und 2 Fahnen bei sich. Die Schützen waren mit dem Lieutenant v. d. Goltz, Lieutenant v. Koc und Fähnrich Walewski zur Deckung der Batterie des Hauptmann Schäfer kommandirt.

Jenseits Kapellendorf marschirte das Regiment Alt v. Larisch rechts, das Regiment v. Strachwitz links en Eventaille auf, und machten wir zusammen den ersten Angriff. Die auf den gegenüberbelegenen Höhen placirten zwei feindliche Batterien, streckten durch das auf uns anhaltend gerichtete Kartätschenfeuer sehr viele Leute zu Boden. Das Regimentsgeschütz wurde gleich im Anfange des Vorrückens demontirt und mußte als völlig unbrauchbar liegen bleiben. Das Bemühen des Artillerie-Unteroffizier beim Rückzuge eine Kanone an Stricken mitfortzuschaffen, blieb des unebenen Bodens wegen ohne den gewünschten Erfolg.

Die in der Nähe der feindlichen Batterien postirte feindliche Kavallerie machte mehrere Angriffe, ward jedoch jederzeit zurückgeschlagen.

Das Regiment konnte etwa 500 Schritte avancirt sein, als der Generallieutenant v. Rüchel befahl, daß, um dem Feind in die

Flanke zu kommen, der linke Flügel vorgenommen werden sollte. Der Kommandeur, Oberst v. Walther, welcher diesen Befehl vollziehen wollte, wurde bei dieser Gelegenheit erschossen. Das Regiment blieb im Avanciren, ich verlor mein Pferd, mußte zu Fuß kommandiren und ward selbst verwundet. Etwa 200 Schritte waren wir von der vor uns befindlichen Batterie noch entfernt, wie das Regiment Alt v. Larisch gleich dem schon im Retiriren begriffenen Regiment v. Strachwitz Kehrt machte. Wer den Befehl hierzu gegeben, habe ich bis jetzt nicht erforschen können. Sowohl der Generalmajor v. Treuenfels, der sich bei mir befand, als auch ich selbst konnten es aller Mühe ohnerachtet nicht abändern, daß der Rückzug bis Kapellendorf erfolgte. Dem linken Flügel des Regiments folgte die feindliche Kavallerie und nahm einen Theil desselben gefangen.

Bei dem Rückzuge auf Kapellendorf fand ich die halbe Batterie des Hauptmann Schaefer nicht weit von dem Dorfe auf einer Anhöhe, um uns zu decken. Soviel es meine Kräfte erlaubten, denn ich war zu Fuße, eilte ich dem Regiment nach und erreichte den Theil desselben, welchen der Major v. Meyerinck mit mir geführt hatte. Hinter Kapellendorf, bis wohin der Feind nur folgte und durch welches sich demnächst auch die übrigen Truppen zogen, formirte ich mich wiederum auf den Anhöhen, wozu mir der Ort angewiesen wurde. Gegen Abend, als sich das Korps in Marsch setzte, meldete sich der Stabskapitän v. Horn bei mir, der einen Theil des rechten Flügels vom Regiment gesammelt hatte, um sich wiederum an mich anzuschließen. Da er mit seinen Leuten zu lange ausblieb, mußte ich den Marsch fortsetzen in der Voraussetzung, daß er mir, da er bei der Kolonne war, die doch eine Richtung im Marsche hatte, folgen würde. In der Nacht hat er einen andern Weg genommen und ist nicht zu mir gestoßen."

Der von den Majors v. Pannwitz und v. Meyerinck gesammelte Theil des Regiments mußte in Erfurt am 16. Oktober Nachmittags infolge der geschlossenen Kapitulation, 400 Mann stark, das Gewehr strecken.

„Der Stabskapitän v. Horn, welcher beim Abmarsch hinter Kapellendorf mich verfehlte, hat bei dem Rückzuge von verschiedenen Regimentern Leute gesammelt, mit denen ihn der Generalmajor v. Lettow bei den Grenadier-Bataillons Borstell und Hallmann postirte. Der Generallieutenant v. Larisch befahl ihm demnächst, zu mir zu stoßen. Er meldete sich, wie schon gedacht, bei mir, jedoch nur für seine Person allein, konnte mich aber mit seinen Leuten, die

zum Regiment gehörten und entfernt standen, nicht erreichen, da ich mich, weil er zu lange verweilte, wieder in Marsch setzen mußte. In der Nacht, wo sich Kolonnen kreuzten, folgte er dem Regiment v. Tschepe, verlor seine Leute und mußte bei dessen 2. Bataillon mit Genehmigung des Kommandeurs seine mitgebrachte Fahne des Regiments Alt v. Larisch in Schutz geben. Auch von dieser ward er getrennt, indem sich das Regiment v. Tschepe zerstreute. Es fanden sich der Lieutenant und Adjutant v. Borcke und Fähnrich v. Kamptz mit mehrerer Mannschaft zu ihm. In einem Dorfe vor Magdeburg übergab ihm das Regiment v. Beeren auf sein Ansuchen seine in Schutz genommene, bei dem Regiment v. Tschepe verloren gegangene Fahne, sowie auch die Fahne, welche bei dem 3. Bataillon des Majors v. Barfuß gewesen war. Zu gleicher Zeit erfuhr der p. v. Horn, daß der Stabskapitän v. Lessel des Regiments sich mit gesammelten Leuten in Magdeburg befand, er vereinigte sich dort mit ihm. Diejenigen Leute, die aus der Gefangenschaft in Erfurt entkommen waren, wurden armirt, auch Munition empfangen. Den 22. Oktober verließ er Magdeburg und traf am 23. Oktober zu Genthin die Arrieregarde des Blücherschen Korps, welche die Grenadier-Bataillons v. Borstell und v. Hallmann ausmachten. Der Stabskapitän v. Horn hatte bei dem Detachement als ältester Offizier das Kommando. Es befanden sich bei ihm 10 Offiziere und gegen 400 Unteroffiziere, Schützen und Gemeine. . . . Vom 23. Oktober an stand der Stabskapitän v. Horn unterm Befehl des Obersten v. Borstell. . . . Am 7. November mußte der Rest, 350 Mann, des Regiments unter Befehl des Oberst v. Borstell laut Kapitulation (von Ratkau) das Gewehr strecken."

Die Grenadier-Kompagnien bildeten mit denen des Regiments v. Winning Nr. 23 1806 das Grenadier-Bataillon v. Rheinbaben, welches der Haupt-Armee unter Befehl des Königs und des Herzogs von Braunschweig und in dieser der Division des rechten Flügels (Generallieutenant Prinz von Oranien) angehörte. Das Bataillon focht mit Auszeichnung in der Schlacht bei Auerstädt und empfing auf dem Schlachtfelde selbst aus dem Munde des Königs hohes Lob. Nach starken Verlusten wurde es in dem Strudel des Rückzuges zerstreut; seine Reste sammelten sich in Erfurt und wurden in die Kapitulation der Festung am 16. Oktober mit eingeschlossen.

Das 3. Musketier-Bataillon stand bei Ausbruch des Krieges in Berlin, marschirte auf Befehl des Generals der Kavallerie Grafen v. d. Schulenburg-Kehnert nach Eintreffen der Nachricht von der Niederlage bei Auerstädt und Jena am 19. Oktober aus Berlin ab, kam

am 25. in Stettin an, wo es in die am 30. Oktober abgeschlossene Kapitulation verwickelt und in Gefangenschaft abgeführt wurde.

So endete eins der schönsten und bravsten Regimenter der alten Armee.

Chefs.

1714 Generalmajor v. Löben, starb als Generallieutenant.
1730 Oberst v. Kleist, starb als Generalfeldmarschall.
1749 Generalmajor v. Meyerink, nahm den Abschied.
1758 Generalmajor v. Wedell, wurde Generallieutenant und Kriegsminister.
1761 Generalmajor v. Linden, nahm den Abschied.
1764 Oberst v. Steinkeller, wurde Kommandant von Berlin.
1778 Generalmajor v. Woldeck, starb als Generallieutenant.
1789 Generalmajor v. Schwerin, nahm den Abschied.
1795 Generalmajor v. Larisch, 1806 bei Auflösung des Regiments Generallieutenant.

Rang-Liste*)
des Infanterie-Regiments Alt v. Larisch (Nr. 26) am 14. Oktober 1806.

Generallieutenant Johann Karl Leopold v. Larisch aus Schlesien, 72 Jahre 9 Monate alt, Dienstzeit 54 Jahre 3 Monate, Patent 22. 5. 1801. 5. 11. 1756 Fähnr. im Inf. Regt. Herzog Ferdinand von Braunschweig (Nr. 5), 1. 3. 1758 Sek. Lt., 2. 9. 1762 Pr. Lt., 4. 6. 1768 Stabskapt., 13. 4. 1772 Kapt., 2. 9. 1780 Major und Kommandeur des Gren. Bats. Lenzke, welches 1787 Füs. Bat. Nr. 10 wurde, 5. 6. 1788 Oberstlt., 1788 Kommandeur des Inf. Regts. Knobelsdorf (Nr. 27), 3. 5. 1790 Kommandeur des Inf. Regts. Herzog von Braunschweig (Nr. 21), 25. 8. 1790 Oberst, ? 12. 1794 Chef des Inf. Regts. Wildau (Nr. 14), 5. 1. 1795 Gen. Major, 2. 6. 1795 Chef des Inf. Regts. Schwerin (Nr. 26), 22. 5. 1801 Gen. Lt., 14. 10. 1806 kommandirte bei Jena eine Division, kapitulirte 15. 10. in Erfurt; † 16. 5. 1811.

Oberst und Kommandeur Ernst Friedrich Leopold v. Walther et Croneck aus Schlesien, 61 Jahre 1 Monat alt, Dienstzeit 43 Jahre

*) Zusammengestellt von Herrn Premierlieutenant a. D. Lange.

10 Monate, Patent 11. 6. 1806. Pr. Lt. im Inf. Regt. Alt-Woldeck (Nr. 26), 9. 5. 1783 Stabskapt., 30. 5. 1784 Kapt., 19. 10. 1794 Major, ? 4. 1799 Kommandeur eines Gren. Bats. (Nr. 23 und 26), 12. 12. 1803 Kommandeur des Inf. Regts. Alt Larisch (Nr. 26), 20. 5. 1804 Oberstlt., 11 6. 1806 Oberst, 14. 10. 1806 bei Kapellendorf gefallen.

Major Friedrich Rudolf v. Pannwitz aus dem Cottbusschen, 57 Jahre 7 Monate, Dienstalter 41 Jahre 10 Monate, Patent 23. 10. 1797. Pr. Lt. im Inf. Regt. Alt-Woldeck (Nr. 26), 9. 3. 1788 Stabskap., 18. 10. 1894 Kapt., ?. 10. 1797 Major, 14. 10. 1806 bei Kapellendorf am Fuß verwundet, 5. 10. kapitulirt in Erfurt; † 14. 11. 1811 in Pichelsdorf bei Spandau.

Major Georg Ludwig v. Reinbaben (Kommandeur des Gren. Bats. v. Reinbaben) aus Oberschlesien, 47 Jahre alt, Dienstzeit 33 Jahre 4 Monate, Patent 5. 1. 1798. Sek. Lt. im Inf. Regt. Saldern (Nr. 5), 4. 3. 1790 Pr. Lt., 22. 4. 1793 Kapt. von der Armee und Gouvernementsadjutant zu Magdeburg, 5. 1. 1798 Major, 23. 11. 1800 zum Inf. Regt. Alt-Larisch (Nr. 26) versetzt, 12. 12. 1803 Kommandeur des Gren. Bats. v. Walther et Croneck (Nr. 23 und 26); 14. 10. 1806 bei Auerstädt im Gesicht und am Fuß verwundet, kapitulirt in Magdeburg, 22. 5. 1808 Kommandeur des Inf. Regts. Rüchel, 22. 5. 1809 Oberstlt.; † 2. 10. 1809.

Major Georg Friedrich v. Liebermann aus Schlesien, 56 Jahre 5 Monate alt, Dienstzeit 40 Jahre 6 Monate, Patent 25. 5. 1799. 7. 9. 1769 Fähnr. im Inf. Regt. Steinkeller (Nr. 26), 17. 9. 1772 Sek. Lt., 10. 6. 1781 Pr. Lt., 17. 6. 1789 Stabskapt., 24. 3. 1795 Kapt., 22. 5. 1799 Major, 14. 10. 1806 bei Kapellendorf am Fuß verwundet und in Weimar gefangen. 1815 Etappen- und Lazarethkommandeur, 2. 7. 1816 pensionirt; † 11. 5. 1817.

Major Bernhard Friedrich v. Barfuß aus der Mittelmark, 55 Jahre 5 Monate alt, Dienstzeit 38 Jahre 5 Monate, Patent 3. 7. 1804. Sek. Lt. im Inf. Regt. Alt-Woldeck (Nr. 26), 6. 8. 1783 Pr. Lt., 19. 12. 1790 Stabskapt., 17. 1. 1796 Kapt., 3. 7. 1804 Major, 14. 10. 1806 bei Jena gefangen und nach Nancy gebracht; † 15. 2. 1814.

Major Friedrich Richard v. Meyerinck aus Berlin, 53 Jahre 10 Monate alt, Dienstzeit 37 Jahre 7 Monate, Patent 14. 12. 1804. Sek. Lt. im Inf. Regt. Alt-Woldeck (Nr. 26), 5 3. 1784 Pr. Lt., 28. 12. 1790 Stabskapt., 10. 2. 1796 Kapt., 14. 12. 1804 Major, 15. 10. 1806 kapitulirt in Erfurt, 16. 3. 1810 zur Civilversorgung notirt und ihm bis dahin das halbe Gehalt bewilligt; † 3. 10. 1813.

Kapitän Ernst Gustav v. Held aus Niederschlesien, 40 Jahre alt, Dienstzeit 25 Jahre 7 Monate, Patent 19. 10. 1805. 20. 11. 1787

Fähnr. im 1. Bat. Leibgarde (Nr. 15), 28. 9. 1792 Sek. Lt., 1. 3. 1799 Pr. Lt., 8. 4. 1802 Stabskapt., 19. 10. 1805 Kapt. (Patent 10. 11. 1802), 14. 10. 1806 bei Jena verwundet, kapitulirt 8. 11. in Magdeburg, 28. 11. 1810 Major von der Inf., ? 8. 1813 Bats. Kommandeur im 7. Kurmärk. Landw. Inf. Regt., 2. 4. 1815 Regts. Kommandeur, 6. 4. 1815 dimittirt als Oberstlt. mit Pension, 7. 6. 1815 Kommandeur des 7. Kurmärk. Landw. Inf. Regts., 9. 2. 1816 Kommandeur des 4. Potsdamer Landw. Regts., 22. 9. 1816 Oberstlt. (Patent 6. 10. 1815 F.), 30. 3. 1819 Oberst, 1. 3. 1820 Kommandeur des 24. Landw. Regts., 13. 6. 1825 dimittirt als Gen. Major mit Pension, 1. 11. 1835 zweiter Kommandeur des Berliner Invaliden-Bats., 30. 3. 1844 charakteris. Gen. Lt, 10. 12. 1846 erster Kommandeur des Berliner Invaliden-Bats. (Patent 30. 3. 1844), 9. 5. 1848 mit Pension in den Ruhestand gesetzt; † 13. 1. 1851.

Kapitän Karl Gottlob v. d. Heyden (Grenadiere) aus Polen, 52 Jahre 2 Monate alt, Dienstzeit 33 Jahre 8 Monate, Patent 11. 11. 1802. 18. 11. 1776 Fähnr. im Inf. Regt. Steinkeller (Nr. 26), 5. 9. 1780 Sek. Lt., 19. 12. 1790 Pr. Lt., 24. 3. 1795 Stabskapt., 11. 11. 1802 Kapit., 15. 10. 1806 kapitulirt in Erfurt, 8. 5. 1810 dimittirt als Major mit Wartegeld; † 30. 1. 1816.

Kapitän Ernst Georg Heinrich v. Maltitz aus dem Cottbusschen, 47 Jahre 3 Monate alt, Dienstzeit 32 Jahre 7 Monate, Patent 19. 12. 1803. Fähnr. im Inf. Regt. Alt-Woldeck (Nr. 26), 9. 5. 1783 Sek. Lt., 22. 1. 1791 Pr. Lt., 10. 2. 1796 Stabskapt., 19. 12. 1803 Kapt., 15. 10. 1806 kapitulirt in Erfurt, 29. 11 1809 Major von der Inf., 22. 11. 1813 pensionirt, 1815 beim Berliner Provinzial-Lazareth angestellt, 25. 4. 1816 tritt auf die frühere Pension zurück, 1826 bis 1829 Postmeister in Guttstadt; † 2. 11. 1836 in Zerbst.

Kapitän Ernst Albrecht v. Rohr aus dem Ruppinschen, 47 Jahre 1 Monat alt, Dienstzeit 31 Jahre 11 Monate, Patent 3. 7. 1804. Fähnr. im Inf. Regt. Alt-Woldeck (Nr. 26), 6. 8. 1783 Sek. Lt., 22. 3. 1791 Pr. Lt., 10. 4. 1796 Stabskapt., 3. 7. 1804 Kapt., 14. 10. 1806 bei Kapellendorf gefallen.

Kapitän Wilhelm Friedrich Joseph Karl v. Heldritt aus Coburg, 44 Jahre 1 Monat alt, Dienstzeit 29 Jahre 9 Monate, Patent 17. 10. 1805. Fähnr. im Inf. Regt. Alt-Woldeck (Nr. 26), 8. 2. 1784 Sek. Lt., 7. 1. 1793 Pr. Lt., 6. 10. 1797 Stabskapt., 17. 10. 1805 Kapt., 11. 9. 1806 ins Feldlazareth in Hildesheim aufgenommen, ? 10. hier gefangen, 14. 11. 1808 als Major dimittirt, lebte dann in Coburg; † ? ?

Stabskapitän Friedrich Hans Karl Heinrich v Theler aus Sachsen, 46 Jahre 11 Monate alt, Dienstzeit 29 Jahre 7 Monate, Patent 30. 1. 1802. Fähnr. im Inf. Regt. Alt-Woldeck (Nr. 26), 30. 5. 1784

Sek. Lt., 18. 10. 1794 Pr. Lt., 30. 1. 1802 Stabskapt., 15. 10. 1806 kapitulirt in Erfurt, 18. 7. 1809 Kapt. von der Inf., 1. 2. 1814 penſionirt; † 24. 7. 1830 in Spremberg.

Stabskapitän Friedrich Kaſper v. Horn aus Holſtein, 39 Jahre 9 Monate, Dienſtzeit 25 Jahre 4 Monate, Patent 12. 2. 1803. 30. 5. 1784 Fähnr. im Inf. Regt. Alt-Woldeck (Nr. 26), 6. 12. 1787 Sek. Lt. 10. 2. 1796 Pr. Lt., 12. 2. 1803 Stabskapt., ? 10. 1806 erreicht mit einem Theil des Regts. Magdeburg, tritt zum Hohenloheſchen Korps, tritt vor Prenzlau zum Blücherſchen Korps über, 9. 11. wird in Bützow gefangen und auf die Kapitulation von Lübeck verpflichtet, 13. 6. 1813 die Erlaubniß ertheilt, in den Dienſt einer befreundeten Macht zu treten; † 30. 3. 1839.

Stabskapitän Karl Heinrich v. Leſſel aus Schleſien, 38 Jahre 8 Monate alt, Dienſtzeit 23 Jahre 8 Monate, Patent 3. 7. 1804. 11. 11. 1786 Fähnr. im Inf. Regt. Alt-Woldeck (Nr. 26), 31. 3. 1789 Sek. Lt., 2. 8. 1800 Pr. Lt., 3. 7. 1804 Stabskapt., 20. 10. 1806 gelangt nach Magdeburg, tritt zum Hohenloheſchen Korps über, dann zum Blücherſchen Korps, kapitulirt bei Lübeck 7. 11. 1807, 30. 6. 1809 Kapt. von der Inf., 6. 2. 1813 beim 1. Reſ. Bat. des 2. Schleſ. Inf. Regts. angeſtellt, 17. 4. 1813 Komp. Chef, 1. 7. 1813 zum 11. Reſ. Inf. Regt., 26. 8. 1813 Major, 26. 9. 1813 ad int. Kommandeur des 10. Schleſ. Landw. Inf. Regts.; 16. 10. 1813 geblieben.

Stabskapitän Karl Friedrich Chriſtian v. Bismarck (Grenadiere) aus der Altmark, 36 Jahre 1 Monat alt, Dienſtzeit 19 Jahre 9 Monate, Patent 22. 12. 1804. 1. 3. 1790 Fähnr. im Inf. Regt. Schwerin (Nr. 26), 19. 5. 1792 Sek. Lt., 30. 1. 1802 Pr. Lt., 22. 12. 1804 Stabskapt., 14. 10. 1806 bei Auerſtädt Schuß in den linken Fuß, ? 11. wird in Berlin kriegsgefangen; † ? 2. 1813.

Stabskapitän Karl Ernſt Wilhelm v. Puttkammer aus Pommern, 37 Jahre 5 Monate alt, Dienſtzeit 18 Jahre 8 Monate, Patent 4. 2. 1806. 25. 5. 1790 Fähnr. im ſtehenden Gren. Bat. v. Scholten (Nr. 1), 1792 zum Inf. Regt. Jung-Schwerin (Nr. 26) verſetzt, 12. 11. 1792 Sek. Lt., 11. 11. 1802 Pr. Lt., 4. 2. 1806 Stabskapt., ? 10. erreicht Magdeburg, wird mit den Reſten des Regts. dem Hohenloheſchen, ſpäter dem Blücherſchen Korps zugetheilt, 7. 11. kapitulirt bei Lübeck; † 19. 12. 1811.

Stabskapitän Ernſt Ludwig v. Blankenburg aus Weſtpreußen, 37 Jahre 1 Monat alt, Dienſtzeit 19 Jahre 6 Monate, Patent 18. 7. 1806. 26. 5. 1790 Fähnr. im Inf. Regt. Jung-Schwerin (Nr. 26), 7. 12. 1792 Sek. Lt., 12. 2. 1803 Pr. Lt., 18. 7. 1806 Stabskapt., 14. 10. 1806 bei Kapellendorf gefangen und in Chalons ſ. M. internirt; † 1. 4. 1812.

Premierlieutenant Wilhelm Ludwig Bogislav v. Steinwehr aus Berlin, 32 Jahre 7 Monate alt, Dienstzeit 15 Jahre 7 Monate, Patent 3. 7. 1804. Eleve, 23. 3. 1791, Fähnr. im Inf. Regt. Jung-Schwerin (Nr. 26), 8. 6. 1793 Sek. Lt., 20. 3. 1804 Adjoint im Generalstab, 3. 7. 1804 Pr. Lt., 23. 11. 1806 Stabskapt. von der Armee, 6. 5. 1807 Stabskapt. und Quartiermeister-Lt., 24. 5. 1809 Major, 19. 8. 1811 ad int. bei der 2. Div. des Allgem. Kriegs-Departements angestellt, 10. 2. 1812 wirkliches Mitglied derselben, 22. 12. 1813 Oberstlt., 23. 2. 1815 Direktor der Examinations-Kommission, 20. 6. 1815 Oberst, 3. 4. 1820 Gen. Major, 30. 3. 1832 Präses der Ober-Examinations-Kommission, 5. 3. 1834 als Gen. Lt. mit Pension in den Ruhestand getreten; † 12. 12. 1854 in Berlin.

Premierlieutenant Christian Adolf v. Roebel aus Sachsen, 33 Jahre 9 Monate alt, Dienstzeit 18 Jahre 4 Monate, Patent 12. 11. 1805. 21. 5. 1791 Fähnr. im Inf. Regt. Jung-Schwerin (Nr. 26), 1. 12. 1793 Pr. Lt., 12. 11. 1804 Pr. Lt., Gen. Adjut. beim Regts. Chef Gen. Lt. v. Larisch, 15. 10. 1806 kapitulirt in Erfurt, 9. 8. 1807 Stabskapt. im Blücherschen Korps, 30. 12. 1807 zum Inf. Regt. v. Ruits (Nr. 8), 11. 8. 1809 Kapt., 26. 3. 1813 Major und Kommandeur des 3. Ref. Bats. Colberg. Inf. Regts., 1. 7. 1813 tritt mit demselben zum 8. Ref. Regt. über, 27. 12. 1813 ad int. Kommandeur des 5. Westfäl. Landw. Inf. Regts., 3. 10. 1815 Oberstlt., 9. 2. 1816 Kommandeur des Berliner Landw. Inf. Regts., ? 4. 1816 ad int. Landw. Insp. im Regierungsbezirk Berlin, 8. 7. 1819 Kommandeur des 6. Inf. Regts., 30. 3. 1821 Oberst, 9. 5. 1823 dimittirt, 8. 1. 1826 Charakter als Gen. Major; † 3. 8. 1847.

Premierlieutenant Karl Ludwig Moritz v. Friedensburg (Grenadiere) aus der Priegnitz, 33 Jahre 5 Monate alt, Dienstzeit 17 Jahre 10 Monate, Patent 4. 4. 1805. 18. 5. 1792 Fähnr. im Inf. Regt. Jung-Schwerin (Nr. 26), 12. 10. 1794 Sek. Lt., 4. 4. 1805 Pr. Lt., 14. 10. 1806 bei Auerstädt am Kopf schwer verwundet und nach Magdeburg gebracht, wo er 8. 11. kapitulirt, 25. 8. 1808 Stabskapt. von der Inf., 27. 10. 1812 bei der Gendarmerie angestellt, ? 6. 1813 beim 3. Kurmärk. Landw. Inf. Regt. angestellt, 2. 8. 1814 Major, 9. 2. 1816 dem 27. Inf. Regt. aggregirt, 30. 3. 1817 in das 23. Inf. Regt. versetzt, 29. 6. 1825 Oberstlt., 3. 11. 1827 dimittirt als Oberst mit Pension und der Erlaubniß, die Regiments-Uniform ohne Dienstzeichen tragen zu dürfen; † 5. 6. 1844.

Premierlieutenant Friedrich Adolf v. Sommerfeld I. aus Schlesien, 34 Jahre 1 Monat alt, Dienstzeit 17 Jahre 8 Monate, Patent 5. 4. 1805. 19. 5. 1792 Fähnr. im Inf. Regt. Jung-Schwerin (Nr. 26), 18. 10. 1794 Sek. Lt., 5. 4. 1805 Pr. Lt., 14. 10. 1806

bei Kapellendorf am Halse schwer verwundet, wird nach Magdeburg geschafft, woselbst er 8. 11. kapitulirt, 18. 8. 1810 dimittirt mit Wartegeld, 11. 10. 1810 Charakter als Kapitän und Erlaubniß, die alte Armee-Uniform zu tragen, 2. 8. 1826 Postmeister in Märk. Friedland; † 2. 8. 1844.

Premierlieutenant Eugen Gideon Karl v. Reckow aus Pommern, 30 Jahre 11 Monate alt, Dienstzeit 14 Jahre 7 Monate, Patent 18. 10. 1805. 12. 10. 1794 Fähnr. im Inf. Regt. Jung-Schwerin (Nr. 26), 6. 2. 1797 Sek. Lt., 18. 10. 1805 Pr. Lt., 15. 10. 1806 kapitulirt in Erfurt, 9. 8. 1811 Stabs-Kapt. von der Inf., 12. 1. 1813 zu einem Garnison-Bataillon notirt, ? 3. 1813 einem Reserve-Bataillon überwiesen, 1. 7. 1813 mit demselben zum 9. Reserve- (heute 21. Inf.) Regt. übergetreten, 2. 7. 1813 Kapt., 30. 9. 1819 Major, 19. 3. 1822 dimittirt mit Erlaubniß, die Regiments-Uniform tragen zu dürfen; † 23. 10. 1840.

Premierlieutenant Adam v. Seydlitz aus Schlesien, 29 Jahre 9 Monate alt, Dienstzeit 13 Jahre 7 Monate, Patent 26. 12. 1805. ? 3. 1793 Gefreiter-Korporal im Inf. Regt. Larisch (Nr. 26), 9. 8. 1793 Port. Fähnr., 17. 1. 1796 Fähnr., 6. 10. 1797 Sek. Lt., 26. 12. 1805 Pr. Lt., 15. 10. 1806 kapitulirt in Erfurt, 15. 3. 1810 dimittirt als Kapt.

Premierlieutenant Hans Karl Friedrich v. Gontard aus Potsdam, 28 Jahre alt, Dienstzeit 12 Jahre 10 Monate, Patent 4. 2. 1806. 10. 4. 1796 Fähnr. im Inf. Regt. Larisch (Nr. 26), 9. 10. 1797 Sek. Lt., 4. 2. 1806 Pr. Lt., 14. 10. 1806 auf dem Rückzuge von Jena bei Ungferstädt gefangen und in Chalons s. M. internirt, 25. 8. 1809 dimittirt als Kapt. mit Erlaubniß, die alte Armee-Uniform tragen zu dürfen; † 21. 10. 1851 als pens. Kreis-Steuer-Einnehmer.

Premierlieutenant Friedrich Wilhelm Karl v. Fürtenbach aus Bayreuth, 27 Jahre 9 Monate alt, Dienstzeit 12 Jahre 9 Monate. Patent 8. 9. 1806. 22. 4. 1796 Fähnr. im Inf. Regt. Larisch (Nr. 26), 10. 10. 1797 Sek. Lt., 8. 9. 1806 Pr. Lt., 14. 10. 1806 bei Kapellendorf gefangen, 22. 7. 1811 dimittirt, ? 5. 1828 tritt in Königl. bayerische Militärdienste.

Sekondlieutenant Hans Balthasar Moritz v. Niebelschütz aus Schlesien, 25 Jahre 7 Monate alt, Dienstzeit 11 Jahre 7 Monate, Patent 7. 4. 1798. 18. 9. 1796 Fähnr. im Inf. Regt. Larisch (Nr. 26), 7. 4. 1798 Sek. Lt., 14. 10. 1806 bei Kapellendorf am Kopf verwundet und nach Weimar geschafft, woselbst er gefangen wird, 16. 7. 1811 dimittirt als Kapt. mit Pension und der Erlaubniß, die alte Armee-Uniform tragen zu dürfen, ? 6. 1813 beim 10. Schles. Landw. Inf. Regt. angestellt, 25. 2. 1815 dimittirt als Maj., ? 8. 1837 Postmeister in Guttstädt, dann nach Oels versetzt; † 1846.

Sekondlieutenant Ludwig Franz v. Krosigk aus Magdeburg, 27 Jahre 6 Monate alt, Dienstzeit 10 Jahre 6 Monate, Patent 21. 9. 1798. Page der Königin, 31. 3. 1796 als aggregirter Offizier zum Inf. Regt. Larisch (Nr. 26), 6. 9. 1797 wirklicher Fähnr., 21. 9. 1798 Sek. Lt., 1806 bei Jena durch eine Kartätschkugel am rechten Fuß verwundet, entgeht der Gefangenschaft, erreicht 10. 2. 1807 Königsberg und wird hier beim Inf. Regt. Prinz Heinrich von Preußen (heute Gren. Regt. Nr. 3) angestellt, tritt erst zum 1. Ostpreuß., dann zum 3. Pomm. Res. Bat. über, 25. 1. 1808 zum Pomm. Inf. Regt., 2. 4. 1808 aggregirt dem Inf. Regt. Prinz Heinrich als Pr. Lt. (Patent 14. 10. 1806), 30. 11. 1808 aggregirt dem Leib-Inf. Regt., 7. 11. 1809 Stabskapt., 11. 1. 1811 erhält volles Gehalt, 9. 4. 1812 dimittirt, 7. 4. 1813 als Kapt. im 2. Schles. Inf. Regt. wieder angestellt, 16. 8. 1815 Maj., 13. 3. 1817 Präses der Examinations-Kommission in Glogau; † 29. 6. 1821.

Sekondlieutenant George Karl Wilhelm v. Hoffmann aus Hessen, 28 Jahre 10 Monate alt, Dienstzeit 11 Jahre 9 Monate, Patent 3. 12. 1798. Trat als Gefreiter-Korporal in das Inf. Regt. Prinz Ferdinand von Preußen (Nr. 34), 1. 10. 1797 Sek. Lt. und in das Inf. Regt. Courbière (Nr. 58) versetzt, 11. 2. 1800 in das Inf. Regt. Larisch (Nr. 26) versetzt (Patent 3. 12. 1798), 20. 3. 1803 Adjoint im Generalstabe, 19. 7. 1807 Stabskapt. im Generalstabe, 30. 11. 1807 dimittirt als Kapt. und tritt in Kaiserl. russische Dienste als Oberst, 11. 8. 1814 wieder in den Verband der preuß. Armee als Oberst von der Inf. aufgenommen, 23. 3. 1815 ad int. Brigade-Kommandeur beim I. Armeekorps, 17. 7. 1815 Kommandeur der 3. Brigade, 3. 10. 1815 Kommandant in Koblenz, 3. 4. 1820 Gen. Maj., 5. 1. 1826 Kommandeur der 13. Inf. Brig., 8. 12. 1830 Kommandeur der 16. Div., 30. 3. 1832 Kommandeur der 10. Div., 30. 3. 1833 Gen. Lt., 1. 10. 1834 ad. int. 1. Kommandant von Posen, 26. 3. 1838 mit Pension in den Ruhestand getreten, 14. 5. 1850 Charakter als Gen. der Inf.; † 30. 11. 1860.

Sekondlieutenant Joachim Heinrich v. Wietzky aus Pommern, 26 Jahre 7 Monate alt, Dienstzeit 10 Jahre 7 Monate, Patent 4. 12. 1798. 7. 10. 1797 Fähnr. im Inf. Regt. Larisch (Nr. 26), 4. 12. 1798 Sek. Lt., 14. 10. 1806 auf dem Rückzuge von Jena bei Ungferstädt gefangen und nach Chalons s. M. transportirt, Weiteres unbekannt.

Sekondlieutenant Johann Friedrich Ernst v. Borcke aus Magdeburg, 25 Jahre 2 Monate alt, Dienstzeit 9 Jahre 11 Monate, Patent 2. 8. 1800. 10. 10. 1797 Fähnr. im Inf. Regt. Larisch (Nr. 26), 2. 8. 1800 Sek. Lt., Adjutant, 14. 10. 1806 geht auf dem Rückzuge von Jena nach Magdeburg und trifft hier die Reste des Regiments, mit denen er dem Hohenloheschen, dann dem Blücherschen Korps beitritt, 2. 11. bei Glöwen

im Mecklenburgiſchen gefangen, gelangt nach Preußen, tritt hier in das 3. Oſtpreuß. Reſ. Bat., 31. 3. 1808 dimittirt als Pr. Lt., tritt in die weſtfäliſche Armee als Lt. im 1. Bat. leichten Inf. Regts. in Minden ein, weſtfäliſcher Oberſtlt., ? 3. 1814 als Kapt. im 1. Elb-Landw. Inf. Regt. wieder angeſtellt, 9. 1. 1816 zum 32. Inf. Regt. verſetzt, 26. 9. 1824 Maj., 23. 3. 1831 dimittirt als Oberſtlt. mit Penſion und Erlaubniß, die Regiments-Uniform ohne aktive Dienſtzeichen tragen zu dürfen; † 22. 2. 1862.

Sekondlieutenant Martin Marzellus Chriſtian v. Dähne aus Holland (komm. zum 3. Musk. Bat.), 29 Jahre alt, Dienſtzeit 8 Jahre 7 Monate, Patent 3. 3. 1801. Holländiſcher Fähnr., 31. 3. 1798 Fähnr. im Inf. Regt. Lariſch (Nr. 26), 3. 3. 1801 Sek. Lt., 1806 beim 3. Musk. Bat. des Regts. kommandirt und bereiſte beim Ausbruch des Krieges das Kanton des Regts., erreichte Preußen und wurde dem 5. Oſtpreuß. Reſ. Bat. überwieſen, 15. 7. 1807 dimittirt als Kapt. mit Dimiſſions-Patent vom 1. 2. 1807 und Erlaubniß, die alte Armee-Uniform zu tragen.

Sekondlieutenant Johann Friedrich Alexander v. Maſſow aus Potsdam (Grenadiere), 24 Jahre 7 Monate alt, Dienſtzeit 10 Jahre 7 Monate, Patent 2. 7. 1801. 22. 5. 1798 Fähnr. im Inf. Regt. Lariſch (Nr. 26), 2. 7. 1801 Sek. Lt., 15. 10. 1806 kapitulirt in Erfurt, 10. 8. 1811 aggregirt dem 4. Oſtpreuß. Inf. Regt., 12. 1. 1812 Pr. Lt., 10. 12. 1812 aggregirt beim Depot des Leib-Inf. Regts., 12. 1. 1813 zum 1. Depot-Bat. der Brandenburg. Brigade, 3. 7. 1813 Stabskapt. im Leib-Inf. Regt., 18. 4. 1814 Kapt., 30. 3. 1817 Maj., 19. 10. 1825 dimittirt als Oberſtlt. mit Penſion, † 22. 9. 1853.

Sekondlieutenant Anton Ludwig v. Wiszowati aus Weſtpreußen (komm. zum 3. Musk. Bat.), 26 Jahre 7 Monate alt, Dienſtzeit 9 Jahre 7 Monate, Patent 19. 11. 1801. 21. 9. 1798 Fähnr. im Inf. Regt. Lariſch (Nr. 26), 19. 11. 1801 Sek. Lt., 30. 10. 1806 kapitulirt in Stettin, ? 6. 1813 beim 7. Kurmärk. Landw. Inf. Regt. angeſtellt, ? 4. 1815 zum Cottbuſer Landw. Reſ. Bat., 4. 4. 1815 zum 2. Kurmärk. Landw. Reſ. Bat., 9. 2. 1816 tritt auf 2 Jahre auf halben Sold, 8. 1. 1817 zur Dienſtleiſtung herangezogen, 20. 4. 1818 dem 5. Garn. Bat. aggregirt, 14. 4. 1820 mit Inaktivitäts-Gehalt ausgeſchieden, 8. 4. 1827 bei der 8. Inf. Regts. Garn. Komp. wieder angeſtellt, 7. 4. 1829 mit Penſion in den Ruheſtand geſetzt; † 12. 10. 1836 (Kutzdorfer Eiſenhammer bei Cüſtrin).

Sekondlieutenant Wilhelm Friedrich Ernſt v. d. Marwitz aus Pommern, 25 Jahre 5 Monate alt, Dienſtzeit 9 Jahre, Patent 4. 1. 1802. 3. 12. 1798 Fähnr. im Inf. Regt. Lariſch (Nr. 26), 4. 1. 1802 Sek. Lt., 1806 gelangt auf dem Rückzug von Jena bis nach Königsberg und von hier 1807 nach Colberg zum Schillſchen Korps, wird hier in verſchiedenen

Aufträgen nach Schweden geschickt, beginnt in Stralsund die Formation eines neuen Schillschen Bataillons, 9. 4. 1808 dimittirt als Stabskapt., 1. 11. 1813 ad int. Kreisbrigadier in der Gendarmerie, 27. 9. 1814 Kapt., 19. 1. 1818 wirkl. Kreisbrigadier, 16. 3. 1819 dimittirt als Major mit Erlaubniß, die alte Armee-Uniform zu tragen; † 6. 5. 1840.

Sekondlieutenant Karl August v. Sommerfeld II. aus der Mittelmark, 23 Jahre 8 Monate alt, Dienstzeit 9 Jahre, Patent 30. 1. 1802 ? 11. 1797 Port. Fähnr. im Inf. Regt. Larisch (Nr. 26) (Patent 19. 11. und 1 Monat Dienstzeit), 4. 12. 1798 Fähnr., 30. 1. 1802 Sek. Lt., 14. 10. 1806 bei Kapellendorf verwundet, erreicht Magdeburg, schließt sich hier den Resten des Regiments an, mit denen er zum Hohenloheschen, dann zum Blücherschen Korps übertritt, kapitulirt 7. 11. bei Lübeck, 8. 5. 1810 dimittirt mit Erlaubniß, die alte Armee-Uniform tragen zu dürfen, 1. 6. 1813 als Major und Bats. Kommandeur im 15. Schles. Landw. Inf. Regt. angestellt, 18. 5. 1816 zum besoldeten Stamm des 4. Ostpreuß. Landw. Regts., 12. 3. 1820 Kommandeur des 2. Bats. 22. Landw. Regts., 3. 4. 1820 Oberstlt. (Patent 8. 4. 1820), 29. 11. 1821 Kommandeur des 1. Bats. 18. Landw. Regts., 12. 2. 1827 ad int. Kommandeur des 3. Inf. Regts. unter Aggregirung bei demselben, 30. 3. 1827 Oberst, 30. 3. 1829 Kommandeur 6. Inf. Regts., 20. 7. 1834 2. Kommandant von Danzig, 30. 3. 1836 Charakter als Gen. Major, 30. 3. 1837 Kommandeur der 2. Landw. Brig., 24. 3. 1841 mit Pension zur Disp. gestellt; † 12. 6. 1857.

Sekondlieutenant Johann Heinrich Friedrich Christian v. Horn (Grenadiere) aus der Altmark, 24 Jahre 9 Monate alt, Dienstzeit 9 Jahre, Patent 12. 2. 1803. 3. 9. 1799 Fähnr. im Inf. Regt. Larisch (Nr. 26), 12. 2. 1803 Sek. Lt., 14. 10. 1806 bei Auerstädt am linken Arm verwundet durch eine Kartätschkugel, erreicht, über Magdeburg gehend, Berlin, woselbst er gefangen wird, 29. 5. 1808 dimittirt, ? 12. 1813 Kapt. im 2. Hannov. Linien-Regt. zu Hildesheim. Weiteres unbekannt.

Sekondlieutenant Hiacinth v. Owitzky (komm. zum 3. Musk. Bat.) aus Westpreußen, 24 Jahre alt, Dienstzeit 9 Jahre, Patent 29. 3. 1803. ? 10. 1797 Gefreiter-Korporal im Inf. Regt. Larisch (Nr. 26), 5. 10. 1799 Fähnr., 29. 3. 1803 Sek. Lt., 30. 10. 1806 kapitulirt mit dem 3. Musk. Bat., zu dem er kommandirt war, in Stettin, trat darauf, ohne den Abschied nachgesucht zu haben, in das für französische Dienste angeworbene Inf. Regt. Prinz Isenburg, infolge dessen ihm 26. 11. 1808 der Desertionsprozeß gemacht wurde; war 1834 Bataillonschef in einem französischen Inf. Regt.

Sekondlieutenant Wilhelm Ernst Leopold v. Heydebrand (komm. zum 3. Musk. Bat.) aus Schlesien, 23 Jahre 3 Monate alt, Dienst-

zeit 9 Jahre 1 Monat, Patent 3. 9. 1803. 6. 1. 1800 Fähnr. im Inf. Regt. Alt-Larisch (Nr. 26), 3. 9. 1803 Sek. Lt., 30. 10. 1806 kapitulirt mit dem 3. Musk. Bat., zu dem er kommandirt war, in Stettin, begab sich nach Schlesien, um dort zu dienen, erhielt aber, da er nicht ausgewechselt war, keine Anstellung, 12. 1. 1813 beim 3. Bat. des 1. Westpreuß. Inf. Regts. angestellt, 1. 7. 1813 trat er mit demselben zum Brandenburg. Inf. Regt. (heut Gren. Regt. Nr. 12) über; 17. 7. 1813 Pr. Lt., ? 10. 1813 zum Ersatz-Bat. des Regts., 10. 1. 1814 Stabskapt. im Regt., 10. 4. 1815 als Kapt. zum 31. Inf. Regt., 10. 12. 1816 auf Wartegeld, 13. 2. 1818 als Kreisoffizier bei der Gendarmerie angestellt, 16. 1. 1820 dimittirt als Major; † 28. 6. 1842.

Sekondlieutenant Ernst Friedrich Alexander v. Koschenbahr (komm. zum 3. Musk. Bat.) aus Schlesien, 23 Jahre 5 Monate alt, Dienstzeit 8 Jahre 5 Monate, Patent 19. 12. 1803. 2. 8. 1800 Fähnr. im Inf. Regt. Alt-Larisch (Nr. 26) (Patent 7. 1. 1800), 19. 12. 1803 Sek. Lt., 30. 10. 1806 kapitulirt mit dem 3. Musk. Bat., zu dem er kommandirt war, in Stettin, trat 1809 zum Korps des Herzogs von Braunschweig-Oels über und fiel in der Schlacht bei Orthez 27. 2. 1814.

Sekondlieutenant Heinrich Ulrich Georg Christian v. Mecklenburg aus Mecklenburg, 24 Jahre alt, Dienstzeit 8 Jahre, Patent 13. 7. 1804. 8. 1. 1800 Fähnr. im Inf. Regt. Alt-Larisch (Nr. 26), 3. 7. 1804 Sek. Lt., war 14. 10. 1806 bei den Brotwagen kommandirt, mit denen er später glücklich in Magdeburg eintraf, sich hier den Resten des Regiments anschloß und mit denselben zum Hohenloheschen, dann zum Blücherschen Korps trat, 1. 11. in der Gegend bei Glöwen im Mecklenburgischen gefangen, 14. 10. 1807 verabschiedet, 1. 4. 1809 der Abschied zurückgenommen, 26. 1. 1828 der ihm 1807 ertheilte Abschied wieder bewilligt, 1835 Gutsbesitzer auf Pantelitz in Vorpommern.

Sekondlieutenant Karl Friedrich v. d. Goltz aus Magdeburg, 22 Jahre alt, Dienstzeit 8 Jahre, Patent 12. 11. 1804. 2. 7. 1801 Fähnr. im Inf. Regt. Alt-Larisch (Nr. 26), 12. 11. 1804 Sek. Lt. 15. 10. 1806 kapitulirt in Erfurt, 2. 8. 1808 dimittirt.

Sekondlieutenant Hector v. Salis-Soglio (Grenadiere) aus Soglio im Kanton Graubündten, 22 Jahre 9 Monate alt, Dienstzeit 8 Jahre, Patent 4. 4. 1805. 19. 11. 1801 Fähnr. im Inf. Regt. Alt-Larisch (Nr. 26), 4. 4. 1805 Sek. Lt., 15. 10. 1806 kapitulirt in Erfurt, geht nach der Schweiz, von dort 22. 3. 1807 nach Königsberg i. Pr., wird hier bei einem Reserve-Bataillon angestellt, 23. 7. 1808 dimittirt als Kapt. mit Erlaubniß, in fremde Dienste zu treten. Das Weitere unbekannt.

Sekondlieutenant Heinrich Eugen v. Keller (komm. zum 3. Musk. Bat.) aus der Uckermark, 22 Jahre 9 Monate alt, Dienstzeit 7 Jahre 7 Monate,

Patent 5. 4. 1805. 4. 1. 1802 Fähnr. im Inf. Regt. Alt-Larisch (Nr. 26), 5. 4. 1805 Sek. Lt., 14. 10. 1806 mit Ersatzmannschaften auf dem Marsche von Frankfurt a. O. zum Regiment, geht infolge der Ereignisse nach Schlesien und wird hier vom Grafen v. Götzen als Premierlieutenant bei der leichten Infanterie angestellt, 24. 6. 1807 bei Glatz verwundet, 17. 2. 1809 in das Schles. Schützen-Bat. einrangirt, 16. 8. 1811 Pr. Lt., 3. 6. 1812 aggregirt beim 1. Pomm. Inf. Regt. (heut Gren. Regt. Nr. 2), 12. 1. 1813 Stabskapt. im 3. Bat. dieses Regts., 1. 7. 1813 trat mit demselben zum 2. Res. Regt. (heut Inf. Regt. Nr. 14) über, 23. 11. 1813 Kapt., 10. 4. 1815 als Major im 15. Inf. Regt., 10. 10. 1815 Kommandeur des Schles. Schützen-Bats. (heut 5. und 6. Jäger-Bat.), 23. 11. 1820 mit halbem Gehalt auf ein Jahr ausgeschieden, 21. 11. 1821 als charakteris. Oberstlt. in den Ruhestand getreten; † 19. 2. 1842.

Sekondlieutenant Gottfried Christian Karl v. Beyer aus dem Halberstädtischen, 23 Jahre 4 Monate alt, Dienstzeit 7 Jahre 4 Monate, Patent 6. 4. 1805. 30. 1. 1802 Fähnr. im Inf. Regt. Alt-Larisch (Nr. 26), 6. 4. 1805 Sek. Lt., 14. 10. 1806 bei Kapellendorf verwundet, auf dem Rückzuge gefangen und nach Chalons s. M. transportirt, hier 1. 10. 1807 entlassen, 24. 9. 1809 in westfälische Dienste getreten; † in Sargano in Spanien an seinen Wunden.

Sekondlieutenant Otto Ernst Wilhelm v. Medem (komm. zum 3. Musk. Bat.) aus dem Auslande, 22 Jahre 2 Monate alt, Dienstzeit 3 Jahre 11 Monate, Patent 18. 5. 1805. 8. 12. 1802 aggregirter Fähnr. beim Inf. Regt. des Königs (Nr. 18), 28. 5. 1803 als wirklicher Fähnr. zum Inf. Regt. Alt-Larisch (Nr. 26) versetzt, 18. 5. 1805 Sek. Lt., 30. 10. 1806 kapitulirt in Stettin mit dem 3. Musk. Bat., zu dem er kommandirt war, 6. 10. 1807 dimittirt als Kapt., lebte 1832 in Mitau. Das Weitere unbekannt.

Sekondlieutenant Johann Anton Karl Baron v. Hagen (Grenadiere) aus Westpreußen, 21 Jahre 1 Monat alt, Dienstzeit 7 Jahre 1 Monat, Patent 17. 10. 1805. 1. 2. 1803 Fähnr. im Inf. Regt. Alt-Larisch (Nr. 26), 17. 10. 1805 Sek. Lt., 14. 10. 1806 auf dem Rückzug von Auerstädt durch die linke Lende geschossen, 15. 10. bei Buttelstädt gefangen und auf Ehrenwort nach Weimar entlassen, ? 5. 1813 bei einem Res. Bat. des 3. Ostpreuß. Inf. Regts. angestellt, 1. 7. 1813 mit demselben zum 4. Res. Regt. (heut Inf. Regt. Nr. 16) übergetreten, 12. 5. 1814 Pr. Lt., 6. 4. 1816 Kapt. und Kompagniechef, 19. 9. 1818 aggregirter Rittmeister im 7. Hus. Regt., 30. 3. 1823 ins 8. Hus. Regt. versetzt, 7. 8. 1829 dimittirt als Major mit Pension, Erlaubniß die Armee-Uniform zu tragen; † 19. 8. 1865.

Sekondlieutenant Johann Romuald v. Koc aus Neu-Ostpreußen, 22 Jahre 5 Monate alt, Dienstzeit 6 Jahre 5 Monate, Patent 18. 10. 1805.

29. 3. 1803 Fähnr. im Inf. Regt. Alt-Larisch (Nr. 26), 18. 10. 1805 Sek. Lt., 14. 10. 1806 focht bei Jena, erreicht auf dem Rückzuge Magdeburg, schließt sich hier den Resten des Regiments an, mit denen er zum Hohenloheschen, dann zum Blücherschen Korps stößt, 7. 11. kapitulirt bei Lübeck, geht später nach Pommern und wird in Colberg bei der Infanterie des Schillschen Korps angestellt, 28. 10. 1807 dimittirt, 22. 1. 1808 die Dimission zurückgenommen und 20. 8. beim Leib-Inf. Regt. einrangirt; † ? 9. 1810.

Sekondlieutenant Ernst Daniel v. Reinbrecht (Grenadiere) aus Litthauen, 26 Jahre 2 Monate alt, Dienstzeit 5 Jahre 6 Monate, Patent 19. 10. 1805. 19. 12. 1803 Fähnr. im Inf. Regt. Alt-Larisch (Nr. 26), 19. 10. 1805 Sek. Lt., 15. 10. 1806 kapitulirt in Erfurt, geht nach Königsberg i. Pr. und wird im 5. Westpreuß. Res. Bat. angestellt, tritt nach dessen Auflösung 1807 in Inaktivität, 19. 3. 1812 dimittirt, 14. 2. 1812 Charakter als Pr. Lt. und Erlaubniß, die alte Armee-Uniform zu tragen, 27. 10. 1812 bei der Gendarmerie angestellt, ? 6. 1813 zum 2. Neumärk. Landw. Inf. Regt., 15. 2. 1814 tritt zur Gendarmerie zurück, ? 6. 1815 aggregirter Kapt. beim 6. Kurmärk. Landw. Inf. Regt., 6. 7. 1816 dimittirt; † 4. 12. 1824.

Sekondlieutenant Karl Erdmann v. Oppen aus Berlin, 19 Jahre 9 Monate alt, Dienstzeit 6 Jahre 2 Monate, Patent 20. 10. 1805. 19. 12. 1803 Fähnr. im Inf. Regt. Alt-Larisch (Nr. 26), 20. 10. 1805 Sek. Lt., 14. 10. 1806 bei Kapellendorf am linken Schienbein verwundet, erreicht Magdeburg 21. 10., schließt sich hier den Resten des Regiments an, mit denen er bei Lübeck 7. 11. kapitulirt, 9. 5. 1807 schifft sich von Kiel nach Königsberg ein, muß in Rügen wegen seiner Wunde landen, tritt beim Blücherschen Korps ein (Regt. v. Rüts) und nach dem Frieden in Inaktivität, 9. 8. 1809 aggregirt bei der Garnison-Kompagnie des Leib-Inf. Regts., 18. 6. 1812 zum Depot dieses Regiments, 14. 8. 1813 zum Garnison-Bataillon des Regiments; † ? 6. 1814.

Sekondlieutenant Karl Wilhelm v. Pannwitz aus der Niederlausitz, 19 Jahre 11 Monate alt, Dienstzeit 5 Jahre 11 Monate, Patent 26. 12. 1805. 25. 2. 1804 Fähnr. im Inf. Regt. Alt-Larisch (Nr. 26), 26. 12. 1805. Sek. Lt., 14. 10. 1806 als Galopin beim Generalmajor v. Treuenfels, bei Jena wird ihm das Pferd erschossen und er am linken Fuß verwundet, kapitulirt 15. 10. in Erfurt, 4. 3. 1809 dimittirt, 17. 4. 1813 beim Neumärk. Drag. Regt. aggregirt, 23. 6. 1813 dimittirt.

Sekondlieutenant Karl v. Suckow aus Magdeburg, 18 Jahre 11 Monate alt, Dienstzeit 4 Jahre 11 Monate, Patent 4. 2. 1806. 3. 7. 1804 Fähnr. im Inf. Regt. Alt-Larisch (Nr. 26), 4. 2. 1806 Sek. Lt., 14. 10. 1806 zur Führung der Regimentsbagage kommandirt, schließt sich mit der-

selben in Magdeburg an die Reste des Regiments an, mit denen er bei Lübeck 7. 11. kapitulirt, 11. 5. 1807 tritt in württembergische Dienste, ohne Abschied genommen zu haben, weshalb ihm laut A. K.-O. 26. 11. 1808 der Desertionsprozeß gemacht werden soll, 21. 4. 1809 Prozeß wird niedergeschlagen und ihm gleichzeitig der Abschied ertheilt, war 1836 Oberstlt. im 6. Württemberg. Inf. Regt. zu Ulm, 1842 Oberst im 8. Württemberg. Inf. Regt.

Sekondlieutenant Karl Friedrich v. Petrikowski (komm. zum 3. Musk. Bat.) aus Sachsen, 19 Jahre 2 Monate alt, Dienstzeit 4 Jahre 10 Monate, Patent 9. 2. 1806. 12. 11. 1804 Fähnr. im Inf. Regt. Alt-Larisch (Nr. 26), 9. 2. 1806 Sek. Lt., 28. 10. 1806 entzog sich der Kapitulation von Stettin, wohin er mit dem 3. Musk. Bat., bei dem er kommandirt und von Berlin marschirt war, begab sich zur Armee des Königs nach Preußen, fand jedoch keine Anstellung, 14. 10. 1809 dimittirt als Pr. Lt. Das Weitere unbekannt.

Sekondlieutenant Wilhelm Heinrich Ludwig v. Jagow aus Hinterpommern, 18 Jahre 1 Monat alt, Dienstzeit 1 Jahr 7 Monate, Patent 8. 9. 1806. 27. 3. 1805 Fähnr. im Inf. Regt. Alt-Larisch (Nr. 26), 8. 9. 1806 Sek. Lt., war 1806 Adjutant; fiel bei Kapellendorf.

Fähnrich Thomas Andreas v. Oranowski aus Südpreußen, 20 Jahre 10 Monate alt, Dienstzeit 4 Jahre 7 Monate, Patent 4. 4. 1805. 4. 4. 1805 Fähnr. im Inf. Regt. Alt-Larisch (Nr. 26), 14. 10. 1806 bei Kapellendorf gefangen und nach Chalons s. M. gebracht, 24. 7. 1807 trat als Südpreuße aus dem preußischen Unterthanenverband, 23. 2. 1808 dimittirt als Pr. Lt. Alles Weitere unbekannt.

Fähnrich Karl Johann Gottlieb v. Langen aus Schlesien, 21 Jahre 8 Monate alt, Dienstzeit 4 Jahre 7 Monate, Patent 18. 5. 1805. 16. 5. 1805 Fähnr. im Inf. Regt. Alt-Larisch (Nr. 26); 14. 10. 1806 bei Kapellendorf gefallen.

Fähnrich Rupert Vinzent Colonna v. Walewsky aus Südpreußen, 22 Jahre 6 Monate alt, Dienstzeit 3 Jahre 7 Monate, Patent 19. 5. 1805. 19. 5. 1805 Fähnr. im Inf. Regt. Alt-Larisch (Nr. 26), 15. 10. 1806 kapitulirt in Erfurt, 24. 7. 1807 trat als Südpreuße aus dem preußischen Unterthanenverband aus und in polnische Dienste. Alles Weitere unbekannt.

Fähnrich Karl Wilhelm Julius v. Heusch aus Pommern, 20 Jahre 3 Monate alt, Dienstzeit 3 Jahre 7 Monate, Patent 17. 10. 1805. 17. 10. 1805 Fähnr. im Inf. Regt. Alt-Larisch (Nr. 26), 14. 10. 1806 auf dem Rückzug von Jena in Ungferstädt gefangen und nach Chalons s. M. transportirt, 7. 8. 1808 dimittirt, 2. 3. 1812 als Sek. Lt. beim Colbergschen Inf. Regt. (Patent 1. 2. 1811) angestellt, 16. 8. 1815 Pr. Lt., 18. 5. 1823 Kapt.; † 11. 12. 1836.

Fähnrich Wilhelm Traugott v. König aus Sachsen, 18 Jahre 8 Monate alt, Dienstzeit 3 Jahre 5 Monate, Patent 18. 10. 1805. 18. 10. 1805 Fähnr. im Inf. Regt. Alt-Larisch (Nr. 26), 14. 10. 1806 auf dem Rückzug von Jena bei Ungferstädt verwundet und gefangen und nach Chalons s. M. transportirt, 12. 9. 1809 aggregirt als Sek. Lt. beim Schles. Ulan. Regt. (Patent 23. 1. 1808), 2. 8. 1812 zur Gendarmerie, 27. 10. 1812 Kreisoffizier in Oberschlesien, 2. 6. 1813 beim 6. Schles. Landw. Kav. Regt. angestellt, 9. 12. 1813 Pr. Lt., 8. 4. 1816 beim besoldeten Stamm des 1. Ostpreuß. Landw. Regts., 17. 12. 1817 Rittm., 12. 3. 1820 zum 3. Bat. 22. Landw. Regts. versetzt, 20. 3. 1839 Major, 8. 4. 1841 als charakteris. Oberstlt. mit Pension in den Ruhestand getreten und Erlaubniß, die alte Armeeuniform zu tragen; † 25. 8. 1855 in Ratibor.

Fähnrich Franz George v. Berenhorst aus Dessau, 19 Jahre 4 Monate alt, Dienstzeit 2 Jahre 9 Monate, Patent 19. 10. 1805. 19. 10. 1805 Fähnr. im Inf. Regt. Alt-Larisch (Nr. 26), 14. 10. 1806 bei Kapellendorf gefallen.

Fähnrich Heinrich Ludwig v. Borcke aus Halberstadt, 19 Jahre 4 Monate alt, Dienstzeit 2 Jahre 7 Monate, Patent 26. 12. 1805. 26. 12. 1805 Fähnr. im Inf. Regt. Alt-Larisch (Nr. 26), 14. 10. 1806 machte die Schlacht bei Jena mit, gelangte nach Colberg und trat als Lieutenant in das 3. Bat. vac. v. Borcke (Nr. 30); † 17. 6. 1808.

Fähnrich Johann Friedrich Albert Kalau v. Hoven aus Ostpreußen, 17 Jahre 3 Monate alt, Dienstzeit 2 Jahre 9 Monate, Patent 4. 2. 1806. 4. 2. 1806 Fähnr. im Inf. Regt. Alt-Larisch (Nr. 26), 14. 10. 1806 als Ordonnanzoffizier zum Gen. Lt. v. Rüchel kommandirt, erreicht, über Erfurt gehend, Magdeburg und schließt sich hier den Resten des Regiments an, mit denen er zum Hohenloheschen, dann zum Blücherschen Korps stößt, in der Nacht vom 31. Oktober zum 1. November in der Nähe von Schwerin gefangen und auf sein Ehrenwort entlassen, 22. 4. 1809 aggregirt dem 1. Ostpreuß. Inf. Regt. als Sek. Lt. (Patent 22. 1. 1808), 30. 4. 1810 einrangirt, 10. 7. 1810 ? Patent d. d. 27. 12. 1807, 31. 7. 1813 Pr. Lt., 21. 4. 1814 Stabskapt., 12. 4. 1815 Kapt., 3. 6. 1833 Major und Kommandeur 2. Bats. 1. Landw. Regts., 27. 4. 1838 ins 4. Inf. Regt. versetzt, 29. 3. 1842 mit Pension zur Disp. gestellt, 10. 1. 1846 Charakter als Oberstlt., 16. 3. 1852 mit seiner bisherigen Pension der Abschied bewilligt; † 10. 10. 1862.

Fähnrich Karl Wilhelm Marschall v. Bieberstein aus Berlin, 16 Jahre 11 Monate alt, Dienstzeit 7 Monate, Patent 1. 4. 1806. Kadettenunteroff., 1. 4. 1806 Fähnr. im Inf. Regt. Alt-Larisch (Nr. 26), 15. 10. 1806 kapitulirt in Erfurt, 22. 4. 1809 aggreg. Lt. im Leib-Inf. Regt., 8. 8. 1809 einrangirt, 19. 6. 1813 dem 2. Garde-Regt. z. F.

aggreg., 24. 4. 1815 zum 2. Schles. Inf. Regt. versetzt, 30. 7. 1815 zum Ersatz-Bat. Nr. 1 und ? 10. zum Ersatz-Bat. Nr. 2 abkommandirt, 22. 2. 1816 dem 20. Inf. Regt. aggreg., 29. 4. 1816 ausgeschieden, 2. 9. 1817 zum 2. Kölnischen Landw. Regt. übergetreten, 29. 1. 1818 Pr. Lt., 10. 5. 1820 zum 1. Bat. des 28. Landw. Rgts. versetzt, 26. 8. 1821 Kapt.; † 5. 3. 1825.

Fähnrich Wilhelm v. Kamptz aus der Niederlausitz, 16 Jahre 9 Monate alt, Dienstzeit 2 Jahre 3 Monate, Patent 8. 9. 1806. 8. 9. 1806 Fähnr. im Inf. Regt. Alt-Larisch (Nr. 26), 14. 10. 1806 focht bei Jena, trifft auf dem Rückzuge bei Halberstadt Reste des Regiments, denen er sich anschließt und mit ihnen Magdeburg erreicht. Tritt mit ihnen zum Hohenloheschen, dann zum Blücherschen Korps, wird bei Lübeck am 6. 11. gefangen und auf Ehrenwort entlassen, 13. 9. 1808 dimittirt als Sek. Lt. Das Weitere unbekannt.

Portepee-Fähnrich Friedrich Wilhelm August v. Kornatzki aus Niederschlesien, 18 Jahre 9 Monate alt, Dienstzeit 1 Jahr 7 Monate, Patent 18. 10. 1805. 18. 10. 1805 Port. Fähnr. im Inf. Regt. Alt-Larisch (Nr. 26), 14. 10. 1806 bei Kapellendorf verwundet und gefangen, 3. 6. 1809 als Sek. Lt. beim Colbergschen Inf. Regt. angestellt, 14. 10. 1814 zum Kaiser Franz Grenadier-Regt. versetzt, 14. 12. 1814 zum Kaiser Alexander Grenadier-Regt. versetzt, 21. 4. 1815 Pr. Lt., 19. 12. 1816 Kapt. im 9. Inf. Regt. (Colbergsches), 25. 1. 1817 zum 3. Inf. Regt. versetzt, 30. 3. 1822 mit Inaktivitätsgehalt ausgeschieden; † 9. 7. 1828.

Portepee-Fähnrich Hermann Ludwig v. Suckow aus Mecklenburg, 15 Jahre 6 Monate alt, Dienstzeit 1 Jahr 6 Monate, Patent 19. 10. 1805. 19. 10. 1805 Port. Fähnr. im Inf. Regt. Alt-Larisch (Nr. 26), 14. 10. 1806 bei Kapellendorf gefangen und in Chalons s. M. internirt, später im Colbergschen Inf. Regt. als Sek. Lt. angestellt, 2. 11. 1811 dimittirt, 31. 7. 1813 als Pr. Lt. beim 2. Inf. Regt. der Russisch-Deutschen Legion (jetzt Inf. Regt. Nr. 31) angestellt, 14. 9. 1818 Kapt., 9. 3. 1833 Major, 22. 3. 1843 Obersilt., 22. 3. 1845 ad int. Kommandeur des 32. Inf. Regts., 15. 8. 1845 als Kommandeur bestätigt, 31. 3. 1846 Oberst, 4. 11. 1848 mit dem Charakter als Gen. Major und Pension der Abschied bewilligt, 12. 3. 1858 mit Pension z. Disp. gestellt; † 3. 4. 1872.

Portepee-Fähnrich Karl v. Klein aus Mecklenburg, 15 Jahre, 7 Monate alt, Dienstzeit 1 Jahr 2 Monate, Patent 26. 12. 1805. 26. 12. 1805 Port. Fähnr. im Inf. Regt. Alt-Larisch (Nr. 26), 15. 10. 1806 kapitulirt in Erfurt, 12. 12. 1807 Fähnr. von der Inf., 29. 5. 1808 dimittirt als Sek. Lt. Alles Weitere unbekannt.

Gefreiter-Korporal Leopold Karl Friedrich v. Walther et Croneck aus Berlin, 16 Jahre alt, Dienstzeit 1 Jahr 1 Monat, Patent ? 9. 1805. 1806 Port. Fähnr. im Inf. Regt. Alt-Larisch (Nr. 26), 14. 10. 1806 bei Kapellendorf gefangen und in Chalons s. M. internirt, 1813 freiw. Jäger beim Brandenburg. Kür. Regt., 6. 3. 1813 Sek. Lt. im 2. Schles. Inf. Regt., 31. 5. 1813 zum 8. Schles. Landw. Kav. Regt. versetzt, 9. 11. 1815 Pr. Lt., 8. 6. 1816 zum besoldeten Stamm des 1. Liegnitzer Landw. Regts., 12. 12. 1817 zum 2. Liegnitzer Landw. Regt., 12. 3. 1820 ausgeschieden, 30. 3. 1822 zum 3. Bat. 12. Landw. Regts., 30. 3. 1824 dem 3. Ulan. Regt. aggregirt, 2. 7. 1824 dimittirt als Rittm. mit Erlaubniß, die alte Armee-Uniform zu tragen, lebte noch 1835 in Sorau. Das Weitere unbekannt.

Gefreiter-Korporal Eduard Karl Lorenz v. Schlichting I. aus Berlin, 14 Jahre 9 Monate alt, Dienstzeit 11 Monate, Patent ? 14. 1805. 1806 Port. Fähnr. im Inf. Regt. Alt-Larisch (Nr. 26), 11. 11. 1806 kapitulirt in Magdeburg, 12. 3. 1813 Sek. Lt. beim 3. Res. Bat. 1. Westpreuß. Inf. Regts., ? 5. 1813 zum 3. Res. Bat. 2. Westpreuß. Inf. Regts., 25. 6. 1813 ins 2. Westpreuß. Inf. Regt., 21. 4. 1817 Pr. Lt., 18. 4. 1820 zur Dienstleistung zum Kadettenkorps kommandirt, 24. 2. 1821 Militärbegleiter des Prinzen von Solms-Braunfels, 8. 10. 1823 dem 2. Garde-Regt. z. F. aggregirt, 18. 1. 1825 Kapt., 22. 3. 1831 zur Dienstleistung beim Regiment eingetreten, 30. 10. 1833 Kompagniechef im 14. Inf. Regt., 30. 3. 1837 Major und Kommandeur 1. Bats. 7. Landw. Regts., 5. 2. 1843 ins 7. Inf. Regt. versetzt, 27. 3. 1847 Oberstlt., 13. 5. 1848 Kommandeur des Garde-Res. Inf. Regts. (heut Garde-Füs. Regt.), 19. 11. 1849 Oberst, 3. 10. 1850 Kommandeur des Kaiser Franz Gren. Regts., 15. 4. 1852 Kommandeur des 1. Garde-Landw. Regts., 4. 5. 1852 Kommandeur des 2. Garde-Inf. Regts., 22. 3. 1853 Gen. Major, 25. 4. 1854 Kommandant von Berlin, 23. 7. 1857 Kommandeur der 11. Division, 15. 10. 1857 Gen. Lt., 1. 7. 1860 Direktor der Kriegs-Akademie, 20. 6. 1864 mit dem Charakter als Gen. Lt. und Pension z. Disp. gestellt; † 9. 12. 1874.

Gefreiter-Korporal v. Schweinitz, Dienstzeit 11 Monate. Unbekannt.

Gefreiter-Korporal August v. Schlichting II. 1806 Port. Fähnr. im Inf. Regt. Alt-Larisch 1806, 1806 Verbleib unbekannt, 22. 11. 1813 Sek. Lt. im 7. Res. Regt. (jetzt 19. Inf. Regt.), 19. 3. 1821 Pr. Lt., 28. 5. 1831 Kapt., 11. 3. 1843 mit dem Charakter als Major und Pension z. Disp. gestellt, 4. 12. 1855 Führer des 2. Aufgebots 1. Bats. 12. Landw. Regts, 10. 5. 1859 mit der bisherigen Pension und Erlaubniß, die Uniform des 19. Inf. Regts. zu tragen, in den Ruhestand getreten; † 11. 6. 1878.

Gefreiter-Korporal Erdmann Gottfried Wilhelm v. Felden aus der Neumark, 18 Jahre alt, Dienstzeit 7 Monate, Patent 1806. 7. 11. 1806 kapitulirt bei Lübeck, 1807 macht den letzten Theil des Feldzuges im Blücherschen Korps mit, 8. 8. 1809 Sek. Lt. im Leib-Inf. Regt., 8. 12. 1813 zum Generalstab versetzt, 5. 2. 1815 Pr. Lt., 26. 3. 1816 Kapt., 30. 3. 1822 Major, 1831 beim General-Gouvernement der Provinzen Niederrhein und Westfalen, 27. 6. 1832 zum großen Generalstab zurückgetreten, 3. 4. 1834 Chef eines Kriegstheaters, 5. 4. 1835 Chef des Generalstabes beim General-Kommando des 7. Armeekorps, 30. 3. 1837 Oberstlt., 30. 3. 1839 Oberst, 15. 7. 1843 Kommandeur der 12. Inf. Brig., 25. 9. 1843 gestattet, die Uniform des Generalstabes beizubehalten und soll bei demselben als aggregirt geführt werden, 22. 3. 1845 Gen. Major, 16. 12. 1848 Kommandeur der 9. Division, 13. 1. 1849 mit der Stelle des 1. Kommandanten von Glogau beauftragt, 21. 3. 1850 mit Charakter als Gen. Lt. und Pension in den Ruhestand versetzt; † 13. 6. 1864.

Stamm des 3. Musketier-Bataillons.

Major und Kommandeur Johann Samuel v. Wentzell aus der Neumark, 47 Jahre 10 Monate alt, Dienstzeit 32 Jahre 9 Monate, Patent 31. 5. 1801. Eingetreten als Fähnr. im Garn. Regt. Natalis (Nr. 5), Juni 1788 ältester Fähnr., Sek. Lt. beim Inf. Regt. Herzog von Braunschweig (Nr. 21), 18. 2. 1794 Pr. Lt., 8. 7. 1794 Platz-Major in Magdeburg und Kapt., 31. 5. 1801 Major von der Armee, 20. 12. 1804 Kommandeur des 3. Musk. Bats. Regts. Alt-Larisch (Nr. 26), 19. 10. 1806 marschirte er mit dem Bataillon von Berlin nach Stettin, woselbst er am 25. 10. eintraf; dasselbe besetzte die Grüne Schanze, die Faussebraye und die Werke an der Lastadie bis zum Berliner Thor, 30. 10. kapitulirt daselbst, 14. 9. 1810 dimittirt mit der Erlaubniß, die alte Armee-Uniform tragen zu dürfen und wird Stadt-Wasserzoll-Inspektor zu Frankfurt a. O., dann Zoll-Direktor zu Neuhaus am Friedrich-Wilhelm-Graben; † 17. 4. 1837.

Major Gottfried Leopold Crovecke aus der Neumark, 59 Jahre 10 Monate alt, Dienstzeit 45 Jahre 8 Monate, Patent 19. 11. 1801. Pr. Lt. im Garn. Regt. Kowalsky (Nr. 7), 1788 zum Depot-Bat. Inf. Regts. Alt-Woldeck (Nr. 26) versetzt, 25. 11. 1789 Stabskapt., 19. 11. 1791 Kapt., 19. 11. 1801 Maj., 30. 10. 1806 kapitulirt in Stettin, 2. 9. 1813 pensionirt; † 12. 7. 1824.

Kapitän Adam Albrecht v. Pirch aus Galizien, 55 Jahre 1 Monat alt, Dienstzeit 35 Jahre 3 Monate, Patent 21. 10. 1796. 29. 10. 1777 Sek. Lt. beim Inf. Regt. v. Goltz (Nr. 7), ? 6. 1787 zum Inf. Regt.

Raumer (Nr. 36) versetzt, 15. 6. 1787 Pr. Lt., 18. 11. 1793 Stabskapt., 21. 10. 1796 als Kapt. zum Depot-Bat. Regts. Alt-Larisch (Nr. 26), 30. 10. 1806 kapitulirt in Stettin; † 10. 8. 1810.

Kapitän Stephan v. Kynowski aus Westpreußen, 54 Jahre 1 Monat alt, Dienstzeit 34 Jahre 10 Monate, Patent 12. 11. 1801. 31. 5. 1776 Fähnr. im Garn. Regt. Kowalski (Nr. 7), 31. 5. 1780 Sek. Lt., ? 4. 1788 zum Depot-Bat. Regts. Woldeck (Nr. 26) versetzt, 25. 11. 1789 Pr. Lt., 5. 3. 1795 Stabskapt., 12. 11. 1801 Kapt., 30. 10. 1806 kapitulirt in Stettin, ging darauf nach der Garnison Krossen zurück, wo er die in und um Krossen sich einfindenden Mannschaften des Regiments auffordern ließ, sich nach Preußen zur Armee des Königs zu begeben. Als dies von den Franzosen entdeckt wurde, mußte er flüchten, und es wurden auf seinen Kopf 100 Thaler gesetzt. Nach dem Frieden kehrte er nach Krossen zurück, 23. 9. 1813 pensionirt, 13. 12. 1813 Militär-Kommandant von Zielenzig; † ? 3. 1825.

Stabskapitän August Wilhelm Fühlidans aus Berlin, 62 Jahre alt, Dienstzeit 41 Jahre 11 Monate, Patent 4. 9. 1805. Feldwebel, 25. 5. 1790 Sek. Lt. beim Depot-Bat. Regts. Schwerin (Nr. 26), 2. 8. 1800 Pr. Lt., 4. 9. 1805 Stabskapt., war 1806 bei Ausbruch des Krieges zur Revision ins Kanton kommandirt, begab sich im Oktober nach Stettin zum Bataillon, kapitulirt hierselbst 30. 10; † 21. 5. 1813.

Stabskapitän Christian Gottfried Pracht aus Potsdam, 39 Jahre 3 Monate alt, Dienstzeit 26 Jahre 8 Monate, Patent 9. 2. 1806. 2. 6. 1790 Fähnr. im Depot-Bat. Regts. Jung-Schwerin (Nr. 26), 6. 3. 1795 Sek. Lt., 19. 11. 1801 Pr. Lt., 9. 2. 1806 Stabskapt., befand sich beim Ausbruch des Krieges mit Lt. v. Keller mit Ersatzmannschaften auf dem Marsche von Frankfurt a. O. zum Regt., begab sich dann nach Stettin zum Bat., nachdem er in Mühlhausen seinen Ersatz abgeliefert hatte, kapitulirt hier 30. 10., 6. 10. 1810 dimittirt mit Wartegeld, ? 2. 1814 zur Gensdarmerie übergetreten, ? 9. 1814 trat in sein Inaktivitätsverhältniß zurück; † 6. 4. 1816.

Premierlieutenant Johann Karl Friedrich Gsellius aus Glatz, 36 Jahre alt, Dienstzeit 19 Jahre 1 Monat, Patent 9. 2. 1806. Artillerie-Unteroffizier, 6. 3. 1795 Fähnr. im Depot-Bat. Regts. Jung-Schwerin (Nr. 26), 6. 10. 1797 Sek. Lt., 2. 9. 1806 Pr. Lt., 30. 10. 1806 kapitulirt in Stettin, 1807 durch Gen. Lt. v. Rüchel in Pillau angestellt, woselbst er 1808 starb.

Regiments-Invaliden-Kompagnie.

Kapitän und Chef Hartwig August von der Lühe aus Mecklenburg, 57 Jahre 6 Monate alt, Dienstzeit 39 Jahre 5 Monate, Patent 2. 11. 1805.

5. 11. 1773 Fähnr. im Garn. Regt. Arenstädt (Nr. 5), 31. 8. 1780 Sek. Lt., 1788 zum Depot-Bat. Regts. Knobelsdorf (Nr. 27) versetzt, 19. 6. 1791 Pr. Lt., 16. 1. 1792 Stabskapt., 2. 11. 1805 Chef der Inval. Komp. Regts. Alt-Larisch (Nr. 26), 16. 7. 1809 zur 4. Kurmärk. Provinz. Inval. Komp. versetzt, 4. 5. 1818 zur 6. Inval. Komp.; † 28. 8. 1823.

Sekondlieutenant Franz Wilhelm Wirches aus dem Herzogthum Berg, 76 Jahre 11 Monate alt, Dienstzeit 56 Jahre 11 Monate, Patent 1. 6. 1793. Feldwebel, 1. 6. 1793 Sek. Lt. bei der Inval. Komp. des Regts. Jung-Schwerin (Nr. 26), 16. 7. 1809 zur 4. Kurmärk. Provinz. Inval. Komp., 1813 2. Brandenburg. Provinz. Inval. Komp.; † 7. 6. 1816.

Unterstab.

Regiments-Quartiermeister Christof August Brinck aus dem Magdeburgischen, 42 Jahre 2 Monate alt, Dienstzeit 16 Jahre 7 Monate. 1805, war beim Ausmarsch des Regiments nach Hannover in Berlin zurückgeblieben, um die Rechnungslegung zu beendigen; † 1826 als pens. General-Lotterie-Direktor in Berlin. Alles Weitere unbekannt.

Feldprediger Johann Christian Küntzel aus Berlin, 66 Jahre 3 Monate alt, Dienstzeit 41 Jahre 10 Monate. Keine Nachrichten vorhanden; † 1817.

Feldprediger (Adjunkt) Möhring; † 1823 zu Pritzwalk als Emeritus.

Auditeur Friedrich Karl Benjamin Petschke aus Berlin, 33 Jahre 7 Monate alt, Dienstzeit 7 Jahre 7 Monate. 13. 10. 1806 zur Regiments-Bagage kommandirt, mit der er am 14. 10. bei Schloß Wippach den Verlauf der Schlacht abwartete. Von hier aus tritt er am Nachmittag den Rückzug nach Magdeburg an, schließt sich hier an die Reste des Regiments, 28. 10. bei Fürstenberg gefangen, ? 8. 1809 zum Leib-Inf. Regt., ? 6. 1811 seiner Dienste entlassen, ? 12. 1813 pensionirt, ? 4. 1820 Steuer-Aufseher in Magdeburg. Das Weitere unbekannt.

General-Chirurgus Johann Michael Laube aus Frankfurt a. O., 64 Jahre 7 Monate alt, Dienstzeit 48 Jahre 10 Monate. War nach dem Einmarsch des Regiments in Hannover als dirigirender Chefarzt beim Feldlazareth in Hildesheim angestellt, welches unmittelbar nach der Schlacht von Jena in feindliche Gefangenschaft gerieth; † 26. 7. 1823 als Pensionär.

Ober-Stabschirurgus Gadebusch. Unbekannt.

Bataillonschirurgus Gottlieb Wohlmuth. Stand beim 3. Musk. Bat., 30. 10. 1806 kapitulirt in Stettin, ? 5. 1817 bei der 1. Ober-

schles. Provinz. Inval. Komp. angestellt, 11. 1. 1820 mit Pension in den Ruhestand getreten; † 5. 5. 1826.

Bataillons-Quartiermeister und Auditeur Tobold. Stand beim Gren. Bat. Reinbaben, war beim Ausmarsch des Regiments im August 1806 aus Berlin krank und konnte erst später folgen, 6. 10. 1806 trifft beim Gren. Bat. ein, erhält beim Beginn der Schlacht von Auerstädt durch den General-Intendanten der Armee v. Prittwitz Befehl, sich mit seinen Fahrzeugen nach dem Hauptquartier des Fürsten Hohenlohe zu begeben. Marschirt am Nachmittag nach Erfurt, und da ihm hier der Einlaß verweigert wird, wendet er sich nach Magdeburg. Da er aber nicht gleich mit den hier gesammelten Resten des Regiments abmarschiren kann, sondern erst am Abend vor der Sperrung der Festung vom Gouverneur Ordre zum Abrücken erhält, so ist er gezwungen, wegen der Nähe des Feindes von Brandenburg aus nach Berlin zu gehen, wird hier gefangen. 1. 4. 1808 als Buchhalter bei dem Einquartierungs-Bureau diätarisch angestellt, ? 4. 1811 im Civil versorgt, dann beim 5. Departement des Kriegsministeriums angestellt, hierauf Kontroleur in Pretzsch; † 2. 9. 1850.

Bataillons-Quartiermeister und Auditeur Karl Baehnisch. Eintritt und Verbleib bis 1806 unbekannt, erscheint erst nach dem Frieden, ohne Angabe der Ueberweisungs-Ordre, als Bats. Quartiermstr. im 1. Schles. Inf. Regt., 14. 10. 1814 Regts. Quartiermstr. im Kaiser Franz Gren. Regt., 12. 4. 1815 dimittirt mit Wartegeld; † 2. 9. 1839.

2.

Nach dem Etat vom 28. Februar 1799, welcher 1805 und 1806 in Kraft war, betrug die Stärke eines Infanterie-Regiments (außer dem, zunächst Besatzungs- und Ersatzzwecken dienenden, 3. Musketier-Bataillon und der Invaliden-Kompagnie):

1) Offiziere. 1 Chef, 5 Stabsoffiziere, 6 Kapitäns, 6 Stabskapitäns (welche die Kompagnien des Chefs und der Stabsoffiziere kommandirten), 6 Premierlieutenants, 2 Adjutanten, 18 Sekondlieutenants, 10 Fähnrichs.

2) Mannschaften. 48 Sergeanten, 36 Mittel-Unteroffiziere, 64 Korporale, 1 Regimentstambour, 6 Hautboisten, 2 Bataillonstambours, 36 Tambours, 4 Pfeifer (bei den beiden Grenadier-Kompagnien), 42 Artilleristen, 120 Schützen, 1620 Gemeine, Summa 1979 Köpfe (1139 Inländer, 840 Ausländer). Davon waren im

Frieden beurlaubt 28 Unteroffiziere, 42 Artilleristen, 828 Gemeine, über den Etat vorhanden 12 Chirurgen, 24 Zimmerleute.

3) Unterstab. 1 Regiments-Quartiermeister, 1 Prediger, 1 Auditeur, 1 Regimentschirurgus, 1 Büchsenmacher, 1 Büchsenschäfter, 1 Profoß.

Das Regiment bestand (abgesehen vom 3. Musketier-Bataillon) aus 2 Grenadier-Kompagnien, jede zu 14 Unteroffizieren, 3 Tambours, 2 Pfeifern, 10 Schützen, 160 Gemeinen und aus 2 Musketier-Bataillonen, jedes zu 5 Kompagnien von je 12 Unteroffizieren, 3 Tambours, 10 Schützen, 130 Gemeinen.

Die Grenadier-Kompagnien von 2 Regimentern bildeten ein bereits im Frieden bestehendes Grenadier-Bataillon zu 4 Kompagnien.

Demnach war das Regiment Alt v. Larisch, wie es 1805 ausrückte und 1806 in den Krieg ging, ohne Grenadiere, nach dem Etat in 2 Bataillonen 1592 Köpfe, ohne Offiziere, stark.

An Artillerie und Trains führte ein Infanterie-Regiment zu 2 Bataillonen ins Feld (K.-O. vom 6. Mai 1799):

	Zugpferde	Reitpferde	Zelterpferde	Packpferde	Knechte
4 sechspfündige leichte Geschütze	24	—	—	—	12
2 sechspfündige leichte Kartuschwagen	8	—	—	—	4
10 Brotwagen	40	—	—	—	10
1 Kommandeur-Chaise	4	—	—	—	1
1 Stabswagen	4	—	—	—	1
1 Kassenwagen	4	—	—	—	1
10 Kompagnien (und 2 Wachzelterpferde)	—	—	72	—	72
10 Kapitäns (à 1 Reitpferd und 2 Packpferde für sich, 1 Packpferd für die Oekonomie, 2 Packpferde für die Montirungsstücke und 3 Knechte)	—	10	—	50	30
35 Subalternoffiziere (à 1 Reitpferd, 1 Packpferd, 1 Knecht)	—	35	—	35	35
2 Adjutanten, außerdem noch	—	—	—	—	2
1 Regimentsquartiermeister	—	1	—	1	1
1 Prediger	—	—	—	1	1
1 Auditeur	—	—	—	1	1
1 Regimentschirurgus	—	1	—	2	2
Summa	84	47	72	90	173

gleich: 173 Knechte, 293 Pferde.

3.

Die Gründe, warum General v. Rüchel erst um 10 Uhr aufbrach, bespricht Höpfner in seinem Werke: „Der Krieg von 1806 und 1807", Theil I, Band I, Seite 395 und 396. Seite 408 heißt es in einer Anmerkung: „Die Anklagen gegen den General v. Rüchel, daß er absichtlich gezögert habe, auf dem Schlachtfelde zu erscheinen, um sich den Ruhm, die Entscheidung des Tages gegeben zu haben, anzueignen, entbehren wohl der Begründung. Man muß annehmen, daß die Anordnungen, nachdem die Truppen die Gewehre in die Hand genommen hatten, sowie die Anordnungen am Defilee von Kapellendorf viel Zeit fortgenommen haben müssen." Die im Text anschaulich geschilderte methodische Langsamkeit des Vormarsches hat unzweifelhaft zu diesen zeitraubenden Anordnungen gehört.

4.

Auszug aus der Instruktion des Generals v. Rüchel d. d. Mühlhausen, den 1. Oktober 1806.

Das 3. Glied bei der Infanterie ist völlig unnütz. Sein Feuer geht nicht allein in die Luft, sondern es intimidirt annoch die Soldaten des 1. Gliedes. Die Erfahrungen von 3 Kompagnien, welche die königl. Truppen wider die Franzosen mit Ruhm und Ehre gemacht haben, beweist, daß 2 preußische Glieder vollkommen hinreichend sind, diesen Feind zu schlagen. Bei der Ouvertüre der Kampagne aber, wo die Bataillone komplett sind, werden bei der jetzigen Formation in 5 Kompagnien in 2 Gliedern die 2 Bataillone zu gedehnt, die Stimme des Kommandeurs kann solche nicht überschreien und die Bewegungen werden schwerfällig. Deshalb also verordne ich hiermit, daß sogleich jedes Infanterie-Regiment sich auf 3 Bataillone setze.

Das 1. Bataillon zu 3 Kompagnien in 6 Pelotons, das 2. Bataillon zu 4 Kompagnien in 8 Pelotons, das 3. Bataillon zu 3 Kompagnien in 6 Pelotons. Sollten im Laufe des Krieges die Bataillone schwächer werden, so reservire ich mir wieder, wie natürlich, die Formation eines Infanterie-Regiments aus 2 Bataillonen, weil die Ursache der anderen Formation wegfällt. (Höpfner a. a. O. Theil I, Band I, Beilage D. S. XXI f.)

5.

Ordre de bataille des Rüchelschen Korps am 14. Oktober 1806.

Avantgarde.

Küraſſier-Regiment v. Bailliodz Nr. 5,
3 Eskadrons des Dragoner-Regiments v. Katte Nr. 4,
3 " " Huſaren-Regiments v. Köhler Nr. 7,
Reitende Batterie Neander.

Gros.

Infanterie-Regiment Alt v. Lariſch Nr. 26,
" " v. Winning Nr. 23,
" " v. Wedell Nr. 10,
" " v. Strachwitz Nr. 43,
" " v. Tſchepe Nr. 37.

Linke Reſerve.	Mittlere Reſerve.	Rechte Reſerve.
Inf. Regt. v. Schenk Nr. 9, 1 Eskadr. v. Köhler-Huſaren. 12pfdge Battr. Schäfer.	Gren. Bat. v. Borſtell, " " v. Hallmann.	2. Bat. Inf. Regts. v. Treuenfels Nr. 29, 30 Küraſſiere v. Bailliodz, 12pfdge Batterie Kirchfeld.

Detachement des G. M. v. Wobeſer bei Weimar am Wabicht-Holz.

1. und 3. Bataillon v. Treuenfels,
Füſilier-Bataillon v. Erneſt Nr. 19,
Jäger-Kompagnie v. Kalkreuth,
Dragoner-Regiment v. Wobeſer Nr. 14.
1/2 reitende Batterie Lehmann.

Das Infanterie-Regiment Kurfürſt von Heſſen Nr. 48 ſtand in Erfurt.

6.

Gegen 8 Uhr Morgens hatte Fürst v. Hohenlohe den Lieutenant v. Förster vom Regiment Prittwitz-Dragoner zum General v. Rüchel mit der in die Schreibtafel geschriebenen Mittheilung geschickt:

> Ich werde soeben heftig angegriffen und habe die preußische Division links abmarschiren lassen. Ew. Excellenz bitte ich, mir an preußischen Truppen zu schicken, was Sie missen können.
>
> F. L. F. zu Hohenlohe.

v. Rüchel antwortete:

> Ich komme den Augenblick mit dem größeren Theil zu Ew. Durchlaucht auf der Straße von hier (Weimar) nach Kapellendorf und Sie schicken mir die Befehle entgegen cito, wohin Sie Noth leiden cito. Ich helfe gern und aus Kräften als Freund.
>
> N. S. Schleunige Nachricht in bloßen Befehlen.
>
> Rüchel.

Als Fürst v. Hohenlohe diesen Brief erhielt (gegen 11 oder 11½ Uhr), hatte seine Kavallerie gerade einen Erfolg erfochten, und auch im Uebrigen ließ sich das Gefecht gut an; er schickte daher den Lieutenant v. Förster mit folgender Antwort sogleich wieder an Rüchel:

> „Bis jetzt geht es gut; ich schlage den Feind an allen Orten; die Kavallerie hat Kanonen genommen. Was Ew. Excellenz gegen Vierzehnheiligen vorbringen können, wird mir sehr angenehm sein. Sie sind ein braver Mann und rechtschaffener Freund."

(Nach Höpfner a. a. O. Bd. I, Seite 380 ff.) Ein Schreiben mit dem von v. Borcke angegebenen Wortlaut findet sich nicht vor, wird auch nirgends erwähnt.

7.

Die Infanterie derjenigen westfälischen Division, welche 1809 nach Spanien marschirte: 1. leichtes Bataillon, 2., 3. und 4. Linien-Regiment, war durch Verluste vor dem Feinde und Krankheiten derart zusammengeschmolzen, daß, obgleich 1810 ansehnliche Verstärkungen nachfolgten, bereits 1811 aus ihr ein einziges Bataillon formirt werden mußte.

Die Reste desselben, ungefähr 100 Mann, kehrten 1813 nach Westfalen zurück und wurden dem 3. leichten Bataillon zugetheilt. Die genannten Truppentheile waren in der Zwischenzeit in den heimathlichen Depots ganz neu aufgestellt worden und gingen dann 1812 nach Rußland. Nur vom 1. leichten Bataillon wurde 1810 eine kleine Abtheilung aus Spanien nach dem Vaterlande gesendet und zur Neuformation gebraucht.

Das 1. (und einzige) Chevauleger-Regiment (v. Borcke nennt es Chasseurs à cheval) war in Spanien von der Infanterie getrennt und französischen Kavallerie-Korps zugetheilt worden. Da es im Innern des feindlichen Landes stand, konnte es weder mit Rekruten und Remonten, noch mit anderen Bedürfnissen vom Vaterlande aus versehen werden; es hat sich also durch Gefangene, Ueberläufer, Beutepferde u. s. w. erhalten. Es kehrte 1813 zurück und sollte im Depot zu Kassel neu formirt werden; die Ereignisse verhinderten dies aber, und es löste sich gleich den übrigen Truppen auf. Ehe das Regiment Spanien verließ, wurde eine Eskadron davon ausgezogen und dem Armeekorps des Marschalls Suchet zugetheilt; 1814 aber, wie die meisten deutschen Truppen, entwaffnet und nach Hause geschickt. 1811 wurde das 1. Chevauleger-Regiment in ein Lancier-Regiment umgewandelt, hat aber niemals Lanzen erhalten. (Es sei hier noch bemerkt, daß im Oktober 1812 die Errichtung eines zweiten Chevauleger-Regiments angeordnet wurde, welche aber nie zur Ausführung gelangt ist.)

Die beiden nach Spanien gegangenen Artillerie-Kompagnien wurden dort gänzlich aufgerieben und im Vaterlande durch Neuformationen ersetzt.

8.

Zum Gefecht bei Oelper am 1. August 1809.

Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig verkündigte am 2. Juli bei Zwickau seinem Korps, daß er beabsichtige, sich nach dem Norden Deutschlands durchzuschlagen. Infolge dessen verließen ihn eine größere Anzahl Offiziere und 200 Mann, so daß nunmehr das Braunschweigische Korps, wie folgt, zusammengesetzt war:

2 Bataillone Jäger	1000	Mann,
1 Kompagnie Scharfschützen . . .	150	=
1 freies Jäger-Bataillon (neu errichtet)	150	=
1 Regiment Husaren	550	=
2 Eskadrons Ulanen	80	=
Artillerie: 4 Geschütze	80	=
	2010	Mann.

Chef des Stabes war Oberst v. Dörnberg.

Beim Sturm auf Halberstadt am 29. Juli, welcher mit der Vernichtung des 5. Westfälischen Linien-Regiments endete, verlor das Korps 18 Offiziere und 400 Mann todt und verwundet; der Ausfall an Mannschaften wurde zwar durch Anwerbungen unter den gefangenen Westfalen gedeckt, diese Leute waren aber keineswegs zuverlässig.

Am Abend des 31. Juli war der Herzog in Braunschweig eingerückt und erhielt um Mittag des 1. August die Nachricht vom Anmarsch der westfälischen Division Reubell. General Reubell hatte vom König Jerome den Auftrag erhalten, einer Landung der Engländer an der Elb- und Wesermündung entgegenzutreten, wozu er noch durch das aus Magdeburg ihm nachgeschickte 5. Westfälische Linien-Regiment, welches aber in Halberstadt seinen Untergang fand, verstärkt werden sollte. Als indessen der Herzog immer näher heranrückte und in Kassel die größte Angst und Verwirrung zu herrschen begann, mußte Reubell am 29. Juli in Hoya umkehren, um sich den Braunschweigern vorzulegen. Den Herzog verfolgte ferner von Erfurt aus in Eilmärschen die holländische Division Gratien (8 Bataillone, 5 Eskadrons, 10 Geschütze, ca. 4000 Mann stark), welche am 1. August Halberstadt erreicht hatte. Dem Herzog blieb inmitten zweier überlegener feindlicher Korps somit nichts übrig, als dem nächsten Feinde unter möglichst günstigen Umständen ein Gefecht anzubieten. Hierzu wählte er die Stellung bei dem am linken Ocker-Ufer, eine halbe Stunde nordwestlich von Braunschweig, gelegenen Dorfe Oelper, durch welches die Straße von Celle über Ohof führt. Zwei Kompagnien des 1. Bataillons besetzten das Dorf, die anderen standen hinter demselben; das 2. Bataillon und die Scharfschützen-Kompagnie stellten sich in dem von Gräben und Hecken durchschnittenen Gelände südwestlich Oelper auf. Je zwei Geschütze befanden sich auf dem rechten und linken, die Schwadronen hinter dem linken Flügel, nur eine derselben war zur Beobachtung des nach Hannover führenden Weges detachirt. Das freie Jäger-Bataillon besetzte die Ockerübergänge ober- und unterhalb von Braunschweig, nachdem alle Brücken bis auf diejenige am Petrithor, ungangbar gemacht worden waren. Die aus Küraſſieren bestehende Avantgarde der Westfalen versuchte Oelper zu

nehmen, wurde aber abgewiesen. Reubell ließ nun seine Division aufmarschiren, schickte sich zum Angriff auf das Dorf an und bedrohte gleichzeitig den linken Flügel der Braunschweiger mit starken Kräften. Der Herzog befahl deshalb, das Dorf zu räumen, da dessen Vertheidigung seiner beträchtlichen Ausdehnung wegen gegen einen so überlegenen Feind unmöglich erschien, und er wohl die auflösende Wirkung eines Dorfgefechts scheuen mochte. Sein rechter Flügel nahm eine Aufstellung weiter rückwärts, die, weil das Gelände hier mit Gärten und Hecken bedeckt war, sich gut für die Vertheidigung eignete; er hatte nun Oelper vor der Front dieses Flügels, mit dem er über den Feind, wenn derselbe aus dem Dorfe herausträte, herzufallen beabsichtigte. Reubell besetzte sofort das Dorf und versuchte mit Infanterie aus demselben vorzudringen, erhielt aber von den zwei Geschützen des rechten Flügels der Braunschweiger so nachdrückliches Kartätschfeuer, daß die Truppen in Oelper in Verwirrung geriethen und Reubell selbst mit den Worten: „Also auch Kartätschen" sich aus dem Schußbereich begab. Der Herzog beschloß alsbald, von der Unordnung bei seinem Gegner Vortheil zu ziehen, Oelper wieder zu nehmen, wenn dies gelungen, den Feind von der Celler Straße abzuschneiden, um ihn schließlich nach seinem rechten Flügel hin aufzurollen. Das 1. Bataillon und eine Kompagnie des 2., diese unter ihrem Chef, Hauptmann v. Rabiel, bildete die Angriffskolonne, welche der Herzog selbst vorführte. Zuerst ging Alles gut, als aber dem Herzog das Pferd unter dem Leibe erschossen war und bald darauf der tapfere Rabiel, dessen Kompagnie die vorderste war, dicht vor den ersten Häusern des Dorfes fiel, riß Unordnung ein, und die Kolonne wich zurück; der Angriff war mißglückt.

Inzwischen hatte sich der rechte Flügel der Westfalen gegen das nicht mehr vollzählige 2. Bataillon formirt. Die Küraſſiere gingen durch das Pawelsche Holz und marschirten auf dem Bruchanger auf, Infanterie folgte. Der feindlichen weit zahlreicheren Artillerie gelang es bald, eines der beiden ihr gegenüberstehenden braunschweigischen Geschütze zu demontiren, aber das andere ging trotzdem noch weiter vor, setzte mit einem glücklichen Schuß den Kommandeur der feindlichen Artillerie außer Gefecht und brachte mit einigen Kartätschlagen die zum Angriff vorgehenden Küraſſiere so in Unordnung, daß eine sich auf sie stürzende Husaren-Schwadron sie in wilder Flucht vor sich her und in das Holz zurückjagte. Die Unordnung der Küraſſiere übertrug sich auf die Infanterie, welche gleichfalls in das Wäldchen zurückfloh. Dagegen blieb die westfälische Artillerie, obgleich sie jetzt ganz ohne Schutz war, unerschüttert in ihrer Stellung und unterhielt auf die braunschweigische Kavallerie ein nachdrückliches Haubitzfeuer; sie wäre unzweifelhaft genommen worden, wenn nicht der Kommandeur des 2. braunschweigischen

Bataillons, Major v. Reichmeister, unentschlossen gehandelt und sein Bataillon, statt vorwärts, zurückgeführt hätte. So ging der für den westfälischen rechten Flügel höchst bedenkliche Augenblick ungenutzt vorüber, ohne daß es hier zu weiteren Kämpfen kam. Der Herzog beabsichtigte noch einen zweiten Angriff auf Oelper, aber die Dunkelheit war hereingebrochen und machte dem Gefecht ein Ende. Das braunschweigische Korps kehrte in seine Biwaks an den westlichen Ausgängen der Stadt zurück; es hatte 2 Offiziere, 22 Mann todt, 2 Offiziere, 60 Mann verwundet, verloren.

9.

Die von v. Borcke gegebene Darstellung des Gefechts bei Valutina am 12. August 1812 behandelt nur die ersten Ereignisse desselben. Eine abermalige Zusprache des Königs von Neapel veranlaßte Junot, einige Stunden nach dem vereinzelten und erfolglosen Vorgehen des 2. leichten Bataillons, den General v. Hammerstein mit der leichten Kavallerie-Brigade (1. und 2. Husaren-Regiment) und dem Garde-Chevauleger-Regiment über das Thal zu schicken. v. Hammerstein attackirte mit den vorderen Schwadronen in Echelons, ohne den Aufmarsch der folgenden abzuwarten. Er warf zwar die in erster Linie ihm gegenüberstehenden Kosaken-Regimenter, ward dann aber von einer starken Kavalleriemasse überflügelt und zurückgedrängt. Erst das inzwischen aus dem Defilee herausgekommene 2. Husaren-Regiment unter Oberst v. Hesberg stellte das Gefecht her und nöthigte den Feind zu einer rückgängigen Bewegung. Bald darauf verstärkten die Russen sich auf ihrem linken den Westfalen gegenüberstehenden Flügel, wodurch Junot, auf dringendes Zureden seiner Generale, sich bewogen fand, das Garde-Jäger- und das Jäger-Karabinier-Bataillon der Kavallerie folgen zu lassen. Die Generale v. Ochs und Legras, welche sich bei diesen Bataillonen befanden, säuberten mit ihnen die Gehölze, welche zwischen dem I. (Neyschen) und VIII. Korps lagen. Nunmehr griffen auf Junots Befehl noch die Voltigeur-Kompagnien des 2. und 6. Linien-Regiments ein, und als Ney mit dem I. Korps bei beginnender Dunkelheit einen allgemeinen Sturmangriff auf die feindliche Front unternahm, gelang es, die Russen, welche sich den ganzen Tag über mit größter Zähigkeit gegen eine starke Ueberzahl gewehrt hatten, zum Weichen zu bringen. Junot verlor durch seine Unthätigkeit und Unentschlossenheit die ihm vom Kaiser

Napoleon gebotene Gelegenheit, seinen Fehler von Smolensk hier wieder gut zu machen; wäre er mit seinem Korps vorwärts marschirt, so hätte er, indem er in die linke Flanke und fast in den Rücken der Russen gelangte, große Erfolge erzielen müssen. So waren die auf französischer Seite erkämpften Vortheile sehr geringe und mit unverhältnißmäßig großen Opfern erkauft. Das Verhalten Junots, welches sich im Laufe des Krieges 1812 bei allen entscheidenden Gelegenheiten wiederholte, dürfte sich aus der wenige Monate später bei ihm zum Ausbruch gelangten Geisteskrankheit erklären, der er im Juli 1813 erlag.

10.

Der hier erwähnte Lieutenant v. Borcke stand beim Pommerschen Husaren-Regiment Nr. 5, von welchem zwei Eskadrons, mit zweien des Brandenburgischen Husaren-Regiments Nr. 3 zu einem Regiment unter Befehl des Obersten v. Czarnowski vereinigt, sich bei der großen Armee befanden. Das Husaren-Regiment gehörte dem 1. Kavallerie-Korps, Nansouty, und darin der Division Bruyères, an. v. Borcke hatte sich in einem Avantgardengefecht bei Kosziany am 5. Juli sehr ausgezeichnet und erhielt für diesen Tag den Orden pour le mérite und das Kreuz der Ehrenlegion. Er wurde am 23. August durch eine Kanonenkugel schwer am Fuße verwundet und sein Pferd unter ihm getödtet. 1813 war er bei der pommerschen Gendarmerie angestellt und lebte noch 1842 als Major a. D.

In der Geschichte des 5. Husaren-Regiments berichtet v. Schöning über das Gefecht vom 5. Juli 1812: „Bis zum 5. Juli trug sich nichts Erhebliches zu; an diesem Tage hatten unsere Husaren ein glänzendes Gefecht. Die Russen, etwa 8 Eskadrons, theils Husaren vom Mariampolschen Regiment, theils Küraſſiere, auch Detachements von Infanterie und Kosaken, befanden sich bei Kosziany jenseits der Ula und ließen Angesichts unserer die hölzerne Brücke in Flammen aufgehen. Es war das erste Mal, daß es was Ernstes galt, und da die französischen Regimenter das Terrain und die Verhältnisse nicht praktikabel für Kavallerie hielten, so kam es an uns. Lieutenant v. Borcke gab das erste Signal, was da zu thun war; mit den Worten: „Mir nach, Husaren!“ stürzte er sich in den Fluß. Ihm folgte Unteroffizier Schwarz, dann der Lieutenant v. Hobe mit seinem Zuge, ohne weiteren Befehl abgewartet zu haben. Schwimmend erreichten sie unter heftigem Tirailleur-

feuer das jenseitige Ufer, das ganze Regiment folgte der Bewegung, so daß 2 Offiziere 45 Mann Gefangene und 23 Beutepferde gemacht und den Russen 10 Todte und 50 Blessirte zugefügt wurden. Unsererseits war ein Unteroffizier todt und der Lieutenant Abraham und 24 Husaren blessirt. Es war eine der kühnsten Thaten, die jemals Husaren ausgeführt haben mögen, und setzte uns bei dem französischen General und dessen Truppen in großen Respekt. Auch erhielten v. Borcke und v. Hobe und der Unteroffizier Schwarz die verdiente Auszeichnung des Ordens der Ehrenlegion."

11.

Die Erzählung Borckes, daß er in Moschaisk neben dem Befehl, zum Sammeln und Heranführen der Genesenen bis zur Weichsel zurückzugehen, auch den Auftrag erhalten habe, den schwer verwundeten und kranken Sohn des Generals v. Ochs zurückzuschaffen, weicht von dem in der Biographie des Generals (vom Regierungsrath v. Hohenhausen, dem Schwiegersohn des Generals) gegebenen Bericht völlig ab. Nach Hohenhausen fand General v. Ochs seinen Sohn infolge eines überaus glücklichen Zufalls auf dem Rückzuge zu Orscha. Hohenhausen schreibt:

„In Orscha erlebte Ochs einen selbst den Krieger erschütternden Fall. Nachdem er seine Truppen untergebracht hatte, begab er sich in das Haus des Judenbürgermeisters Berk, bei welchem er im verflossenen Sommer vierzehn Tage gewohnt hatte, und bat, ihm wieder Quartier zu geben. Man entgegnete, daß das ganze Haus schon überfüllt sei, worauf er ein kleines Stübchen bezeichnete und wenigstens um dies nachsuchte. Er erhielt zur Antwort, daß in diesem Zimmer ein sehr kranker westfälischer Offizier liege, der aber höchst wahrscheinlich noch heute sterben würde, der General folglich darin übernachten könne. Ochs ließ sich hierauf zum Kranken führen und erblickte in diesem sterbenden Offizier — seinen eigenen Sohn, welcher in der Schlacht von Borodino zwei schwere Wunden erhalten hatte und deshalb zurückgebracht war, und welchen der General schon weit voraus in Sicherheit glaubte. Ein heftiges Nervenfieber hatte ihn aber ergriffen, so daß er nicht weiter als bis nach Orscha reisen konnte. Während Ochs seinen schon fast besinnungslosen Sohn umarmte und wenigstens die letzten Stunden noch bei ihm zuzubringen hoffte, erhielt er den Befehl, schon in zwei Stunden

weiter zu marschiren, um Orscha für die Garden zu räumen. Sämmtliche Equipagen des Generals waren noch zurück und wahrscheinlich für ihn verloren; durch den vorliegenden Befehl sah er sich außer Stande, seinem Sohne Hülfe zu leisten. Auf dessen Begehren und nach Rücksprache mit dem Arzte, der ihm übrigens gar keine Hoffnung geben konnte, entschloß sich der General, ihn mit sich zu nehmen, um wenigstens Zeuge seines Schicksals zu sein. Einer seiner Stabsoffiziere überließ ihm hierzu ein kleines, mit Leinen überzogenes Fuhrwerk, und während des ferneren Rückzuges führte General v. Ochs seinen Sohn, wenn er nicht durch Dienstgeschäfte verhindert oder im Gedränge von ihm getrennt wurde, beständig mit sich fort, sorgte für Obdach, Lebensmittel und Verband seiner Wunden, und schleppte dessen Fuhrwerk, die Pferde oft am Zügel führend, mit Hülfe seines noch einige Autorität gewährenden Generalshutes durch die schwierigsten Defilees, Wagengedränge und Menschengedränge hindurch u. s. w."

Wie Hohenhausen den Befehl, welchen Borcke in Moschaisk erhalten hat, kennt, so stimmen auch seine sonstigen Schilderungen von den Erlebnissen des Rückzuges mit denen Borckes überein. Wer von Beiden hinsichtlich der Schicksale des Sohnes des Generals Recht hat, ist nicht mehr zu entscheiden, aber man möchte sich fast für Borckes Angaben erklären, wenn man erwägt, daß der Rücktransport des schwer Verwundeten vom Schlachtfeld von Borodino nach Orscha viel unwahrscheinlicher ist, als der nach Moschaisk. Die Westfalen standen noch mehrere Tage auf dem Schlachtfelde, der General hat doch unzweifelhaft sehr bald die Verwundung seines Sohnes erfahren, und es liegt nahe, anzunehmen, daß er denselben aufgesucht und zu sich nach Moschaisk genommen hat, wo er ihn in besserer Pflege und unter seinem Schutze wußte. Außerdem ist Borcke Augenzeuge gewesen. Wenn Hohenhausen dem General v. Ochs auch verwandtschaftlich nahe stand, so hat er doch die Biographie erst 1827 verfaßt, nachdem der General schon vier Jahre todt war, Zeit genug, daß eine Art Mythenbildung entstehen konnte. Auch Loßberg in seinen „Briefen in die Heimath 1812" berichtet kurz im Sinne von Hohenhausen, aber nur vom Hörensagen.

12.

Dasjenige Gefecht bei Krasnyi, bei welchem Kaiser Napoleon persönlich zugegen war, fand nicht am 16., sondern am 17. November statt.

13.

Dem Verhalten des Marschalls Ney während der Rückzugsgefechte der von ihm geführten Arrieregarde am 18., 19. und 20. November läßt Borcke nicht die gebührende Gerechtigkeit widerfahren.

Ney hat sich keineswegs aus dem Staube gemacht, vielmehr mit großer persönlicher Tapferkeit und bewundernswerther Ausdauer die Durchführung seiner schweren Aufgabe und die Rettung seiner Truppen versucht. Allerdings gelang es ihm nur, von seinem beim Abmarsch aus Smolensk noch 6000 Mann Infanterie, 300 Mann Kavallerie und 12 Geschütze starken Korps etwa 600 Mann nach Orscha zurückzubringen; alles Uebrige war der Uebermacht des Feindes und der Ungunst der Witterung zum Opfer gefallen.

14.

Zur Einnahme von Kassel durch Czernitschef.

Ueber das Unternehmen Czernitschefs gegen Kassel giebt das im Jahre 1848 erschienene zuverlässige Werk: „Das Königreich Westfalen und seine Armee im Jahre 1813" von dem Hauptmann im kurhessischen Generalstabe F. v. Specht genaue Auskunft. Da die Schrift aber selten ist, folgt hier ein kurzer Auszug zur Orientirung über die betreffenden von Borcke ungenau dargestellten Ereignisse.

In Kassel standen am 28. September folgende Truppen:

1 Bataillon Garde-Grenadiere	1000	Mann,
1 = Garde-Jäger	840	=
Jäger-Karabiniers	160	=
Depot des Garde-Füsilier-Regiments . .	160	=
= = 2. Linien-Infanterie-Regiments	150	=
= = 5. = = =	150	=
der Stamm des 2. Bataillons des 7. Linien-Infanterie-Regiments	150	=
Depot des 8. Linien-Infanterie-Regiments	150	=
die Depots der vier leichten Bataillone . .	300	=
Infanterie	3060	Mann.
Gardes du Corps	286	Mann,
Depot der Garde-Chevaulegers	140	=
Garde (Jerome)-Husaren (davon 300 Berittene)	450	=
Kavallerie	876	Mann.

1 bespannte Batterie der Garde mit 6 sechspfündigen Geschützen.

Ferner waren 28 unbespannte Geschütze verfügbar, davon unter Bedeckung einer Wache von 6 Mann in einer Exerzir-Batterie auf dem Forst 4 Kanonen und 2 Haubitzen.

In Heiligenstadt befand sich der General v. Bastineller zur Beobachtung gegen die Saale hin mit den beiden Kürassier-Regimentern (1200 Pferde), dem 3. leichten Bataillon (1000 Mann) und 2 Geschützen.

Bei Göttingen war der General v. Zandt mit 1 Eskadron Garde-Chevaulegers, 1 Eskadron Garde (Jerome)-Husaren, zusammen 300 Pferde, und 1 Kompagnie Jäger-Karabiniers von 80 Mann zur Deckung von Kassel gegen Norden und vom Harz her, aufgestellt. Zu seiner Aufnahme war das eben neu errichtete 1. Bataillon des 7. Linien-Regiments nach Münden verlegt.

Am 25. September hatte der preußische Oberstlieutenant v. d. Marwitz mit dem 3. Neumärkischen Landwehr-Kavallerie-Regiment die schwache, nur aus westfälischen Depots bestehende Garnison von Braunschweig überfallen und theils zersprengt, theils gefangen. Auf die Meldung von diesem Ereigniß schickte der König seinen Ordonnanzoffizier, Oberst v. Hesberg, am Abend des 27. von Kassel an die Generale v. Bastineller und v. Zandt mit der Weisung, bei drohender Gefahr zum unmittelbaren Schutz der Hauptstadt herbeizueilen. In Kassel, das durch die beiden Detachements völlig gedeckt erschien, wurden alle Sicherheitsmaßregeln verabsäumt.

Es gelang Czernitschef, fast unentdeckt in unmittelbare Nähe der Hauptstadt zu kommen; Bastinellers Patrouillen hatten zwar Meldung vom Anmarsch des russischen Streifkorps gemacht, aber die nach Kassel abgesandten Boten wurden von umherstreifenden Kosaken aufgefangen bis auf einen Gendarm, der am 28. Morgens um 4 Uhr bei dem General Bongard ankam und die erste Nachricht von der drohenden Gefahr brachte.

Czernitschefs Streitkräfte waren folgende:

3	Eskadrons	des kombinirten Husaren-Regiments . .	301 Pferde,
3	=	Isumscher Husaren	398 =
2	=	finnländischer Dragoner	207 =
5 Kosaken-Regimenter unter Oberst v. Benckendorf:			
Kosaken-Regiment		des Oberstlieutenants Sisoef III.	355 =
=	=	= Obersten Giroff	298 =
=	=	= Obersten Grekoff XVIII. .	334 =
=	=	= Obersten Wlasow III. . .	319 =
=	=	= Obersten Balabin II. . .	280 =
			2492 Pferde.

Reitende Artillerie: 4 sechspfündige Kanonen und 2 Einhörner.

Auf die Nachricht vom Anrücken Czernitschefs ging ein Zug Garde-Husaren zur Aufklärung der Leipziger Landstraße vor. Den Husaren folgten gegen 6 Uhr Morgens zwei Kompagnien des Garde-Jäger-Bataillons. Dieselben kamen gegen 7 Uhr jenseits Bettenhausen (welches eine kleine Viertelmeile vor dem Leipziger Thor an der Leipziger Straße liegt) an, und hier begann das Gefecht, nachdem der Husarenzug durch Kosaken zurückgeworfen worden war. Die beiden Jäger-Kompagnien, deren vordere in Schützen aufgelöst war, wurden durch Flankenangriffe der Kosaken und das Kartätschfeuer zweier Geschütze bald zum Zurückgehen bis hinter den Wahlebach*) gezwungen. Hierbei wurde die Soutien-Kompagnie durch eine Attacke der Kosaken gesprengt und gefangen genommen und auch die vordere verlor im Zurückgehen eine Menge Leute, hielt aber im Ganzen zusammen. Hinter dem Abschnitt des Wahlebachs hatten inzwischen die vier anderen Jäger-Kompagnien, das Depot der leichten Infanterie-Bataillone und zwei Geschütze, diese zur Bestreichung der Landstraße, Stellung genommen. Hier kam das Gefecht einstweilen zum Stehen, und ein Versuch der Russen, die Brücke zu nehmen, wurde abgewiesen. Auf westfälischer Seite hatte jetzt General Danloup-Verdun den Oberbefehl übernommen.

Gegen 9½ Uhr machten die Russen einen neuen kräftigen Angriff, der mit Kartätschfeuer gegen die an der Brücke aufgestellten beiden Geschütze begann; das eine derselben wurde sofort demontirt. Gleichzeitig gingen die Kosaken gegen die Flanken, die Isumschen Husaren gegen die Front der westfälischen Stellung vor und hatten besonders in der linken Flanke ihrer Gegner schnellen und vollständigen Erfolg. Die schlecht standhaltenden Westfalen liefen nach geringem Widerstande auseinander, vier Jäger-Kompagnien und das Depot der leichten Infanterie wurden gefangen genommen und zersprengt, der Rest wälzte sich in wilder Flucht dem Leipziger Thor zu, und auch das zweite Geschütz ging verloren. Es gelang indessen, das Thor rechtzeitig zu schließen und die Mauer der auf dem rechten Fulda-Ufer gelegenen unbedeutenden Vorstadt, der Unterneustadt, zu besetzen, während die steinerne Brücke, welche diese Vorstadt mit dem eigentlichen Kassel verbindet, verbarrikadirt wurde. Die Russen schritten jedoch sofort zu einem neuen Angriff, verjagten durch Kanonenkugeln die

*) Der Wahlebach durchschneidet die Leipziger Landstraße, welche ihn auf einer steinernen Brücke überschreitet, etwa 1000 Schritt östlich des Leipziger Thors. Er kommt von Süden, wo er die Wiesenebene des „Forstes" durchflossen hat, und fällt unterhalb Kassel mit der Losse vereint in die Fulda.

Vertheidiger des Thors, welches einige Bürger ihnen öffnen halfen, und drangen nun schnell gegen die Barrikade auf der Brücke vor. So fielen ihnen die Vertheidiger der Mauer und alle Versprengten auf dem rechten Fluß-Ufer in die Hände, sie besetzten das unvertheidigte Kastell und ließen die 130 darin eingesperrten Staatsgefangenen frei. An der Brücke entspann sich darauf ein stehendes Feuergefecht, doch auch dies endete schon vor 11 Uhr, da die Russen die Unterneustadt freiwillig wieder räumten. Während Czernitschef mit seinen Hauptkräften sich gegen das Leipziger Thor wendete, hatte er 500 Kosaken unter Oberst Benckendorf dreiviertel Stunden oberhalb der Stadt bei der neuen Mühle die Fulda durchfurten lassen, welche nun die Straße nach Frankfurt, die nahe dem linken Flußufer läuft, unsicher machten. Inzwischen hatte Jerome durch die Linientruppen und Depots, welche sich sehr langsam und unter deutlichen Zeichen beginnender Auflösung sammelten, die sieben Stadtthore (ganz Kassel war damals mit einer vertheidigungsfähigen Mauer umgeben) besetzen lassen. Die Garde-Husaren mußten in der Richtung auf die neue Mühle vorrücken, wurden aber gegen $7\frac{1}{2}$ Uhr von den Kosaken im Nebel überfallen, mit Verlust zurückgeworfen und von den Gardes du Corps aufgenommen. Bei dem Könige befestigte dies Gefecht mehr und mehr die Besorgniß, daß er in Kassel eingeschlossen werden könnte; nachdem eine Abtheilung der Garde-Grenadiere die neue Mühle auf kurze Zeit zurück erobert hatte, ließ er deshalb das Garde-Grenadier-Bataillon, die Gardes du Corps, Garde-Husaren und die Garde-Batterie aus der Stadt marschiren und befahl diesen Truppen, eine Stellung jenseits (südlich) des Dorfes Nieder-Zwehren (eine starke halbe Meile vom Frankfurter Thor) gegen die Stadt und die neue Mühle zu nehmen. Er selbst sprengte dorthin voraus. Die ankommenden Truppen wurden angewiesen, in der Stellung den Anmarsch des Generals v. Bastineller zu erwarten. Als aber die Russen bei der neuen Mühle wieder über die Fulda kamen und eine Schwadron Garde-Husaren in den Fluß jagten und zersprengten, ging der König mit den Truppen bis zur Knallhütte (etwa 3500 Schritt von Nieder-Zwehren an der Frankfurter Landstraße gelegen) zurück. Von dort brach er nach vielem Zaudern und Schwanken, nach Befehlen und Gegenbefehlen auf, um in der Richtung auf Marburg abzumarschiren. Die Nachricht, daß die Russen nach Abbruch des Angriffs auf das Leipziger Thor nach Süden abmarschirt seien, war entscheidend für diesen von der Kopflosigkeit und blinden Furcht vor den Kosaken diktirten Entschluß; der König fürchtete, von den Verbindungen nach Süden und Westen abgeschnitten zu werden, und gab eine Sache auf, die bei richtigen Maßregeln zum Verderben seines Gegners hätte ausschlagen müssen.

Czernitschef hatte den Angriff auf die verbarrikadirte Fulda-Brücke aufgegeben, weil das Bastinellersche Korps in seinem Rücken auf der Leipziger Landstraße erschienen war. Er wich deshalb nach Süden aus und ging bis Melsungen zurück. Zur Beobachtung von Kassel ließ er den Oberst v. Benckendorf mit seinem Detachement zurück; ein Kosaken-Regiment besetzte an der Leipziger Straße das Defilee von Kaufungen, um Bastin'eller aufzuhalten. Da letzterer aber nicht angriff, folgte Benckendorf Abends mit beiden Detachements nach Melsungen.

Bastineller war bereits am 26. in Heiligenstadt vom Anrücken der Russen unterrichtet. Er marschirte deshalb am 27., um sich Kassel zu nähern, bis Witzenhausen. Hier traf ihn Abends der vom König geschickte Oberst v. Hesberg und brachte ihm den Befehl, mit seinem ganzen Korps nach Kassel zurückzukehren. Demnach setzte er sich am 28., aber des dichten Nebels wegen ziemlich spät, in Marsch und erhielt bald die Nachricht, die Russen seien vor Kassel eingetroffen. Er beschleunigte nun sein Vorrücken um so mehr, als noch ein Offizier vom König mit der Aufforderung zu größter Eile bei ihm eintraf, der ihm mittheilte, der König habe die Stadt verlassen und eine Stellung auf der Frankfurter Straße genommen. Um 10 Uhr stieß die Avantgarde auf schwache russische Abtheilungen, welche zurückgeworfen wurden. Doch begann Bastineller hier bereits unschlüssig zu werden; namentlich fürchtete er, durch das Defilee von Kaufungen, wenn es der Feind besetzt habe, mit der Artillerie und Kavallerie nicht durchdringen zu können. So schwankte er zwischen zwei Entschlüssen, ob er den Durchmarsch durch das Kaufunger Defilee erzwingen oder, nach Süden abbiegend, die Frankfurter Straße zu erreichen suchen sollte, um sich mit dem Könige zu vereinigen. Zunächst entschied er sich für den Vormarsch gegen Kaufungen. Schon hatten Infanterie und Artillerie sich in dieser Richtung in Bewegung gesetzt, als die Meldung, das Defilee sei stark und auch mit Geschütz besetzt, den General zur Abänderung seines ersten und besseren Entschlusses bewog. Er befahl, den Weg nach Lichtenau (also nach Südosten, von Kassel fort) einzuschlagen. Mit diesem Befehl war das Schicksal des Korps besiegelt; auf dem weiteren, sehr anstrengenden Marsche des 28., der bis in die Nacht hinein dauerte, löste sich dasselbe völlig auf; Bastineller traf mit 40 Mann Infanterie und ebenso viel Kürassieren (einschließlich der Offiziere) in Wetzlar ein.

General v. Zandt stand am 28. Morgens noch in Göttingen. Er war zwar bereits Tags zuvor von den in Kassel obwaltenden Besorgnissen unterrichtet worden, da er aber auf Nachrichten vom General v. Bastineller wartete, blieb er in Göttingen stehen, bis der Oberst

v. Hesberg ihm am 28. Vormittags den Befehl des Königs, nach Kassel zu marschiren, übermittelte. So traf er Nachmittags in Münden ein und vereinigte sich mit dem dort stehenden Bataillon des 7. Linien-Regiments. In Münden ward ein längerer Halt gemacht, der dem Geist der Truppe sehr schädlich war, denn die Bewohner, welche bereits von dem Angriffe der Russen auf Kassel wußten, beredeten die Soldaten mit Erfolg, nicht mehr für die Franzosen fechten zu wollen. Als General v. Zandt am späten Nachmittag mit seinen Truppen den Marsch fortsetzte, zeigte er sich höchst unschlüssig. Seine halben Maßregeln, seine Befehle und Gegenbefehle bewirkten, daß während des Nachtmarsches auf schlechten Waldwegen die Leute zu Dutzenden mit Pferd und Waffen davongingen, abgeschickte Patrouillen nicht wiederkehrten und der General am 29. Morgens mit kaum einem Drittel der Mannschaft in Kassel einrückte. Alles Uebrige war desertirt und nur die Schwadron Garde-Husaren, welche aus Franzosen bestand, vollzählig.

15.

Zur Formation des 1. Elb-Landwehr-Infanterie-Regiments.

Mittelst Allerhöchster Kabinets-Ordre, Frankfurt a. M. den 19. November 1813, wurde das seit dem 9. April bestehende Militär-Gouvernement der ehemals preußischen Lande auf dem linken Elbufer in zwei Militär-Gouvernements, nämlich in das zwischen Elbe und Weser und in das zwischen Weser und Rhein, getheilt. Das erstere umfaßte folgende ehemals preußischen Provinzen: die Altmark, das Herzogthum Magdeburg (linkes Elbufer), das Fürstenthum Halberstadt mit der Grafschaft Wernigerode, dem Stifte Halberstadt und der Stadt Goslar, einen Theil der Grafschaft Mansfeld, die Grafschaft Hohenstein mit Nordhausen, das Fürstenthum Eichsfeld mit Mühlhausen, das Fürstenthum Erfurt mit Blankenhagen. (Die Festungen Erfurt und Magdeburg waren noch vom Feinde besetzt.) Um die Verwirrung, welche bei der Wiederbesitznahme und der damit verbundenen Reorganisation an und für sich schon bestand, nicht noch zu vergrößern, wurde die aus der westfälischen Herrschaft stammende Eintheilung in drei Departements beibehalten. Das Gouvernement hatte 659 000 Einwohner.

Die Zahl der zu gestellenden Landwehr-Abtheilungen setzte das Militär-Gouvernement am 2. Dezember auf 3 Regimenter Infanterie von 4 Bataillonen zu 800 Mann und 1 Regiment Kavallerie von 4 Eskadrons zu 150 Mann fest; davon sollten aufbringen:

das erste Departement 3 Bataillone, 2 Eskadrons,
" zweite " 5 " 1 "
" dritte " 4 " 1 "

Die Regimenter erhielten vom Gouvernement den Namen Elb-Regimenter, die der Infanterie je nach dem Departement, in dem sie errichtet waren, die Nummern 1, 2 und 3.

Die Uniform sollte in einer dunkelblauen Litefka mit hellblauen Kragen und Aufschlägen bestehen. Nur das 3. Infanterie-Regiment erhielt nach der Farbe des Fürstenthums Eichsfeld, als des größten Distrikts im 3. Departement, grüne Kragen und Aufschläge. Die drei Infanterie-Regimenter bekamen bezw. weiße, rothe und gelbe, die Kavallerie weiße Achselklappen. Die Knöpfe waren gelb.

Als Stamm diente ein ca. 1000 Köpfe starkes Depot, welches meist aus ehemals preußischen und westfälischen Soldaten bestand. Die Wehrleute selbst sollten aus den zwischen 27 und 40 Jahren alten Leuten ausgewählt werden, da man die jüngeren zur Ergänzung des stehenden Heeres benutzen wollte.

Für das 1. Elb-Landwehr-Infanterie-Regiment wurden die ersten drei Bataillone aus dem ersten Departement, und zwar das 1. vom Stendaler, das 2. vom Neuhaldenslebener, das 3. vom Salzwedeler Kreise gestellt. Das 4. Bataillon errichteten die zum zweiten Departement gehörigen Kreise Wanzleben und Calbe. Zu Formationsorten bestimmte man für das 1. und 2. Bataillon Stendal, für das 3. Seehausen; vom 4. wurden zwei Kompagnien in Staßfurt, zwei in Calbe a. S. formirt. Die Einberufung geschah vom 4. bis 9. Februar 1814; Mitte Februar waren die Bataillone vollzählig nach dem Etat von 19 Offizieren, 60 Unteroffizieren, 9 Spielleuten, 4 Chirurgen, 1 Büchsenmacher, 732 Gemeinen.

Das Offizierkorps bestand, soweit es von den Ständen gewählt war, in seinem älteren Theile, d. h. den Kompagniechefs, meist aus ehemals preußischen Offizieren und einigen Gutsbesitzern, in seinem jüngeren aus Männern, welche Civilstellen bekleidet hatten. Außerdem überwies das Gouvernement dem Regiment eine große Zahl westfälischer Offiziere (vergl. Rangliste, Anlage 16).

Die Anschaffung der nöthigen Bekleidungs- und Ausrüstungsgegenstände wurden Unternehmern übergeben; erst Mitte März waren die wichtigsten Lieferungen beendet und konnten die Bataillone, die schon am 1. März auf den Feldetat gesetzt worden waren, als fertig

ausgerüstet angesehen werden. Ein wesentlicher Uebelstand war es, daß die Gewehre, welche das Regiment aus den Depots in Halberstadt und Stendal erhielt, mindestens fünf Armeen angehört hatten. Es befanden sich darunter: französische, österreichische, englische, schwedische und preußische, und ein großer Theil noch dazu in wenig brauchbarem Zustande. Anfang April begann aber die Lieferung ganz neuer englischer Gewehre.

Für jedes der Infanterie-Regimenter wurde ein Ersatzbataillon von 800 Köpfen aufgestellt, die Offiziere wurden meistens aus den von Danzig und Cüstrin kommenden westfälischen Offizieren gewählt. Das Ersatzbataillon des 1. Regiments stand in Stendal.

16.

Rang-Liste*)

des

Königlich Preußischen 1. Elb-Landwehr-Infanterie-Regiments pro Monat Mai 1815.

Kantonnirungsquartier Pervuetz, den 18. Mai 1815.

1) Oberstlieutenant und Kommandeur des Regiments Ernst v. Bismarck aus der Altmark, 43 Jahre 1 Monat alt, Dienstzeit 25 Jahre 3 Monate, Patent 2. 2. 1812, früher Major im 1. Regt. Garde, dann zwei Jahre außer Diensten. Bei Namur geblieben.

2) Major und Bataillons-Kommandeur Thomas v. Jagow (3. Bat.) aus der Altmark, 38 Jahre 2 Monate alt, Dienstzeit 15 Jahre 3 Monate, Patent 8. 4. 1814, früher Kapt. vom Regt. Garde, nachher außer Diensten. Bei Ligny geblieben.

3) Major und Bataillons-Kommandeur Friedr. v. Rohtt (1. Bat.) aus der Altmark, 45 Jahre 1 Monat alt, Dienstzeit 20 Jahre 3 Monate, Patent 8. 3. 1814, früher Lieutenant im Regt. v. Knobelsdorff, nachher 19 Jahre außer Diensten.

4) Major und Bataillons-Kommandeur Ferdinand v. Schleicher (2. Bat.) aus Lippe-Detmold, 37 Jahre 11 Monate alt, Patent 8. 3. 1814,

*) Kriegsarchiv V D. 27. I.

früher Lieutenant im Regt. v. Wedell, nachher Kapt. in westfälischen Diensten. Bei Ligny geblieben.

5) Kapitän und Komp. Führer Gebhard v. Alvensleben (2. Bat.) aus Magdeburg, 41 Jahre 3 Monate alt, Dienstzeit 1 Jahr 4 Monate, Anstellungsschreiben 20. 1. 1814, früher Gutsbesitzer und Kreisamtmann. Bei Namur verwundet.

6) Kapitän und Komp. Führer Johann v. Borcke I. (3. Bat.) aus Halle, 34 Jahre 2 Monate alt, Dienstzeit 17 Jahre 3 Monate, Anstellungsschreiben 20. 1. 1814, Oberstlt. in westfälischen Diensten.

7) Kapitän und Komp. Führer Carl v. Zenge (3. Bat.) aus Halberstadt, 33 Jahre 1 Monat alt, Dienstzeit 12 Jahre 3 Monate, Anstellungsschreiben 20. 1. 1814, früher Lieutenant im Regt. v. Zenge, nachher außer Diensten, Kreisamtmann.

8) Kapitän und Komp. Führer Ernst v. Lüderitz (1. Bat.) aus der Altmark, 29 Jahre 4 Monate alt, Dienstzeit 9 Jahre 3 Monate, Anstellungsschreiben 20. 1. 1814, früher Lieutenant im Regt. v. Winning, nachher außer Diensten.

9) Kapitän und Komp. Führer Carl v. Borstel (1. Bat.) aus der Altmark, 27 Jahre 6 Monate alt, Dienstzeit 5 Jahre 1 Monat, Anstellungsschreiben 20. 1. 1814, früher Lieutenant im Leib-Kürassier-Regt., nachher außer Diensten.

10) Kapitän und Komp. Führer Carl v. Borcke II. (3. Bat.) aus Halle, 28 Jahre 3 Monate alt, Dienstzeit 13 Jahre 3 Monate, Anstellungsschreiben 20. 1. 1814, früher Kapt. im westfälischen Dienst.

11) Kapitän und Komp. Führer Heinrich v. Czetteritz (2. Bat.) aus Halle, 35 Jahre 4 Monate alt, Dienstzeit 23 Jahre 3 Monate, Anstellungsschreiben 20. 1. 1814, früher Kapt. im westfälischen Dienst. An den bei Namur erhaltenen Wunden am 21. 6. 1815 gestorben.

12) Kapitän und Komp. Führer Dietrich Schulz (1. Bat.) aus der Altmark, 31 Jahre 2 Monate alt, Dienstzeit 8 Jahre 3 Monate, Anstellungsschreiben 20. 1. 1814, früher Kapt. im westfälischen Dienst.

13) Premierlieutenant und Komp. Führer Heinrich Knorr (3. Bat.) aus der Grafschaft Hohenstein, 28 Jahre 1 Monat alt, Dienstzeit 18 Jahre 3 Monate, Anstellungsschreiben 20. 1. 1814, früher Kapt. im westfälischen Dienst. Bei Ligny 16. 6. 1815 geblieben.

14) Premierlieutenant und Komp. Führer Gebhard Doelecke (1. Bat.) aus Halberstadt, 23 Jahre 1 Monat alt, Dienstzeit 13 Jahre 3 Monate, Anstellungsschreiben 20. 1. 1814, früher Kapt. im westfälischen Dienst.

15) Premierlieutenant und interim. Komp. Führer Friedrich Kühle (2. Bat.) aus Halberstadt, 25 Jahre 2 Monate alt, Dienstzeit

7 Jahre 4 Monate, Anstellungsschreiben 20. 1. 1814, früher Kapt. im westfälischen Dienst. Bei Namur verwundet.

16) Premierlieutenant und interim. Komp. Führer Christian Mühe (2. Bat.) aus Halberstadt, 26 Jahre 3 Monate alt, Dienstzeit 7 Jahre 4 Monate, Anstellungsschreiben 20. 1. 1814, früher Kapt. im westfälischen Dienst. Bei Namur verwundet.

17) Premierlieutenant und Regts. Adjut. Philipp Mellin (1. Bat.) aus Magdeburg, 22 Jahre alt, Dienstzeit 7 Jahre 4 Monate, Anstellungsschreiben 20. 1. 1814, früher Regiments-Quartiermeister im westfälischen Dienst.

18) Premierlieutenant und Bats. Adjut. Wilhelm Eberding (1. Bat.) aus Magdeburg, 26 Jahre 2 Monate alt, Dienstzeit 7 Jahre 4 Monate, Anstellungsschreiben 20. 1. 1814, früher Adjutantmajor im westfälischen Dienst.

19) Premierlieutenant Ernst v. Witzleben (2. Bat.) aus Thüringen, 26 Jahre 1 Monat alt, Dienstzeit 12 Jahre 6 Monate, Anstellungsschreiben 20. 1. 1814, früher Pr. Lt. im sächsischen Dienst.

20) Sekondlieutenant Friedr. Odemar (2. Bat.) aus Magdeburg, 26 Jahre 2 Monate alt, Dienstzeit 7 Jahre 4 Monate, Anstellungsschreiben 20. 1. 1814, Pr. Lt. im westfälischen Dienst.

21) Sekondlieutenant Ludwig Hern (1. Bat.) aus der Altmark, 33 Jahre 1 Monat alt, Dienstzeit 1 Jahr 4 Monate, Anstellungsschreiben 20. 1. 1814, früher Amtmann.

22) Sekondlieutenant Friedrich Behrendes (2. Bat.) aus der Grafschaft Mansfeld, 29 Jahre 4 Monate alt, Dienstzeit 1 Jahr 4 Monate, Anstellungsschreiben 20. 1. 1815, früher Prokurator. Bei Ligny verwundet.

23) Sekondlieutenant Paul Simmers (3. Bat.) aus Halle, 32 Jahre 5 Monate alt, Dienstzeit 1 Jahr 4 Monate, Anstellungsschreiben 20. 1. 1814, früher Douane-Brigadier im westfälischen Dienst.

24) Sekondlieutenant Ernst Müller (1. Bat.) aus Magdeburg, 23 Jahre 3 Monate alt, Dienstzeit 1 Jahr 4 Monate, Anstellungsschreiben 20. 1. 1814, früher Assessor.

25) Sekondlieutenant Carl Bremer (2. Bat.) aus Halberstadt, 27 Jahre 2 Monate alt, Dienstzeit 7 Jahre 4 Monate, Anstellungsschreiben 20. 1. 1814, früher Pr. Lt. im westfälischen Dienst.

26) Sekondlieutenant Carl Pott (1. Bat.) aus Braunschweig, 27 Jahre 3 Monate alt, Dienstzeit 7 Jahre 4 Monate, Anstellungsschreiben 20. 1. 1814, früher Pr. Lt. im westfälischen Dienst.

27) Sekondlieutenant Ernst Meyer (3. Bat.) aus der Grafschaft Ravensberg, 33 Jahre 1 Monat alt, Dienstzeit 16 Jahre 3 Monate, Anstellungsschreiben 20. 1. 1814, früher Pr. Lt. im westfälischen Dienst.

28) Sekondlieutenant und Bats. Adjut. Leopold Triebel (3. Bat.) aus der Grafschaft Mansfeld, 19 Jahre 6 Monate alt, Dienstzeit 4 Jahre, Anstellungsschreiben 20. 1. 1814, früher Lieutenant im westfälischen Dienst.

29) Sekondlieutenant Johann Lindenberg (3. Bat.) aus der Altmark, 39 Jahre 2 Monate alt, Dienstzeit 1 Jahr 4 Monate, Anstellungsschreiben 20. 1. 1814, früher Prokurator.

30) Sekondlieutenant Abraham Gruson (3. Bat.) aus Magdeburg, 20 Jahre 5 Monate alt, Dienstzeit 2 Jahre 4 Monate, Anstellungsschreiben 20. 1. 1814, früher Lieutenant im westfälischen Dienst.

31) Sekondlieutenant Christ. Bolle (1. Bat.) aus der Altmark, 28 Jahre 2 Monate alt, Dienstzeit 7 Jahre 4 Monate, Anstellungsschreiben 20. 1. 1814, früher Lieutenant im westfälischen Dienst.

32) Sekondlieutenant Heinr. Struve (2. Bat.) aus Magdeburg, 22 Jahre 1 Monat alt, Dienstzeit 2 Jahre 4 Monate, Anstellungsschreiben 20. 1. 1814, früher Lieutenant im westfälischen Dienst.

33) Sekondlieutenant und Bats. Adjut. Heinrich Koels (2. Bat.) aus der Altmark, 18 Jahre 2 Monate alt, Dienstzeit 2 Jahre 4 Monate, Anstellungsschreiben 20. 1. 1814, früher Lieutenant im westfälischen Dienst.

34) Sekondlieutenant Anton Krohlich (3. Bat.) aus Magdeburg, 26 Jahre 2 Monate alt, Dienstzeit 5 Jahre 4 Monate, Anstellungsschreiben 20. 1. 1814, früher Lieutenant im westfälischen Dienst.

35) Sekondlieutenant Wilhelm Skerl (2. Bat.) aus der Altmark, 22 Jahre 4 Monate alt, Dienstzeit 1 Jahr 4 Monate, Anstellungsschreiben 20. 1. 1814, früher provisorischer Kreisamtmann. Bei Ligny verwundet.

36) Sekondlieutenant und Rechnungsführer Gottfried Bertling (3. Bat.) aus Magdeburg, 29 Jahre 1 Monat alt, Dienstzeit 1 Jahr 4 Monate, Anstellungsschreiben 20. 1. 1815, früher Greffier.

37) Sekondlieutenant August Peters (3. Bat.) aus Magdeburg, 24 Jahre alt, Dienstzeit 1 Jahr 4 Monate, Anstellungsschreiben 20. 1. 1814, früher Registrator.

38) Sekondlieutenant Carl Bremer (1. Bat.) aus Magdeburg, 34 Jahre 2 Monate alt, Dienstzeit 1 Jahr 4 Monate, Anstellungsschreiben 20. 1. 1814, früher Oekonom. Bei Ligny verwundet.

39) Sekondlieutenant August Wappenhensch (2. Bat.) aus Köthen, 26 Jahre 5 Monate alt, Dienstzeit 1 Jahr 4 Monate, Anstellungsschreiben 20. 1. 1814, früher Greffier.

40) Sekondlieutenant Friedr. Weydener (3. Bat.) aus Rüppin, 28 Jahre 2 Monate alt, Dienstzeit 1 Jahr 4 Monate, Anstellungsschreiben 20. 1. 1815, früher Greffier.

41) Sekondlieutenant Carl Pietge (3. Bat.) aus Magdeburg, 31 Jahre alt, Dienstzeit 1 Jahr 4 Monate, Anstellungsschreiben 20. 1. 1814, früher Douanen-Brigadier in Westfalen.

42) Sekondlieutenant August Wolff (3. Bat.) aus Magdeburg, 26 Jahre 2 Monate alt, Dienstzeit 2 Jahre 4 Monate, Anstellungsschreiben 20. 1. 1814, früher Lieutenant im westfälischen Dienst.

43) Sekondlieutenant und Rechnungsführer Wilhelm Hoppe (1. Bat.) aus der Altmark, 23 Jahre 5 Monate alt, Dienstzeit 2 Jahre 4 Monate, Anstellungsschreiben 20. 1. 1814, früher Lieutenant im westfälischen Dienst.

44) Sekondlieutenant und Rechnungsführer Carl Thiele (1. Bat.) aus der Priegnitz, 20 Jahre 1 Monat alt, Dienstzeit 2 Jahre 4 Monate, Anstellungsschreiben 20. 1. 1814, früher Oberjäger beim Detachement des Leib-Füs. Bats.

45) Sekondlieutenant Adolph v. d. Schulenburg-Bodendorff (1. Bat.) aus Magdeburg, 20 Jahre 2 Monate alt, Dienstzeit 1 Jahr 4 Monate, Anstellungsschreiben 20. 1. 1814, früher Student.

46) Sekondlieutenant Carl Große (1. Bat.) aus der Altmark, 26 Jahre 1 Monat alt, Dienstzeit 1 Jahr 4 Monate, Anstellungsschreiben 20. 1. 1814, früher Student. Kommandirt beim Oberst v. Ende.

47) Sekondlieutenant Carl Streccius (2. Bat.) aus der Altmark, 18 Jahre 2 Monate alt, Dienstzeit 1 Jahr 4 Monate, Anstellungsschreiben 20. 1. 1814, früher Oekonom. Bei Ligny verwundet.

48) Sekondlieutenant Carl v. Mühlmann (2. Bat.) aus Hessen, 17 Jahre 5 Monate alt, Dienstzeit 1 Jahr 4 Monate, Anstellungsschreiben 20. 1. 1814, früher Gehülfe seines Vaters im Forst gewesen.

49) Sekondlieutenant Ernst v. Wulffen (2. Bat.) aus Berlin, 17 Jahre 5 Monate alt, Dienstzeit 1 Jahr 2 Monate, Anstellungsschreiben 10. 3. 1814, früher auf der Militärschule in Berlin.

50) Sekondlieutenant Justus Trott*) (1. Bat.) aus Magdeburg, 32 Jahre 10 Monate alt, Dienstzeit 14 Jahre 10 Monate, Anstellungsschreiben 6. 4. 1814, früher Lieutenant im westfälischen Dienst. Bei Ligny verwundet.

51) Sekondlieutenant Ludwig Kruscheldorff*) (1. Bat.) aus Magdeburg, 28 Jahre 7 Monate alt, Dienstzeit 6 Jahre 7 Monate, Anstellungsschreiben 6. 4. 1814, früher Lieutenant im westfälischen Dienst. Bei Ligny geblieben.

---

*) Vom aufgelösten 4. Elb-Landwehr-Infanterie-Regiment gekommen, und ist ihre Anciennetät im Regiment noch nicht bestimmt.

52) Sekondlieutenant Friedr. Dennecke*) (1. Bat.) aus Halberstadt, 24 Jahre 1 Monat alt, Dienstzeit 7 Jahre 1 Monat, Anstellungsschreiben 6. 4. 1814, früher Lieutenant im westfälischen Dienst.

53) Sekondlieutenant Christ. Hauschild*) (2. Bat.) aus Mansfeld, 27 Jahre 3 Monate alt, Dienstzeit 8 Jahre, Anstellungsschreiben 6. 4. 1814, früher Lieutenant im westfälischen Dienst. Bei Namur verwundet.

54) Sekondlieutenant Heinrich Ilse*) (2. Bat.) aus Thüringen, 26 Jahre 4 Monate alt, Dienstzeit 6 Jahre 2 Monate, Anstellungsschreiben 6. 4. 1814, früher Lieutenant im westfälischen Dienst. Bei Namur verwundet.

55) Sekondlieutenant Wilhelm Reinschmidt (3. Bat.) aus Magdeburg, 26 Jahre 2 Monate alt, Dienstzeit 6 Jahre 9 Monate, Anstellungsschreiben 6. 4. 1814, früher Lieutenant im westfälischen Dienst. Bei Ligny verwundet.

56) Sek. Lt. (2. Bat.) vacant.

57) Sek. Lt. (3. Bat.) vacant.

58) Sek. Lt. (3. Bat.) vacant.

Beim Regiment attachirte Offiziere.

1) Sekondlieutenant Ferdinand Schulz**) (1. Bat.) aus der Altmark, 24 Jahre 6 Monate alt, Dienstzeit 1 Jahr 1 Monat, Anstellungsschreiben 20. 1. 1814, früher Assessor.

2) Sekondlieutenant Heinrich Goedecke**) (3. Bat.) aus der Altmark, 29 Jahre 4 Monate alt, Dienstzeit 9 Monate, Anstellungsschreiben 20. 1. 1814, früher Baukondukteur. Bei Ligny verwundet.

Unter-Stab.

1) Regimentschirurgus Dr. Friedr. Tels (1. Bat.) aus der Altmark, 34 Jahre 4 Monate alt, Dienstzeit 6 Jahre 2 Monate, früher Komp. Chirurg bei der Königl. Garde, nachher außer Diensten.

2) Bataillonschirurgus Ludwig Marggraff (3. Bat.) aus der Altmark, 38 Jahre 2 Monate alt, Dienstzeit 1 Jahr 4 Monate, früher prakt. Chirurg.

Bemerkung. Das 4. Bataillon des Regiments ist zur Formation des 4. Landwehr-Infanterie-Regiments abgegeben.

---

*) Vom aufgelösten 4. Elb-Landwehr-Infanterie-Regiment gekommen, und ist ihre Anciennetät im Regiment noch nicht bestimmt.

**) Haben im vorigen Jahre ihre Demission genommen und sind nach dem Allerhöchsten Aufruf wieder freiwillig zum Regiment gekommen.

17.

Zur Schlacht von Belle Alliance.

Die Zeitbestimmungen, welche Borcke betreffs des Abmarsches der einzelnen Armeekorps der preußischen Armee zur Schlacht bei Belle Alliance giebt, sind ungenau. Das IV. Armeekorps brach sehr zeitig am Vormittage des 18. Juni aus seinen Biwaks östlich Wavre auf; seine Avantgarde, die 15. Brigade, stand bereits um 11 Uhr bei St. Lambert. Der Marsch der zunächst folgenden Brigaden verzögerte sich allerdings erheblich durch einen großen Brand, der in Wavre ausbrach, als dieselben im Begriffe waren, den Ort zu durchschreiten. Um 3 Uhr Nachmittags traten die 15. und 16., um 6 Uhr die 13. und 14. Brigade nebst der Reserve-Kavallerie ins Gefecht. Die vorderste Brigade des II. Korps, die 5., ging um 7 Uhr gegen Planchenoit vor; daß das von Borcke geführte, der zunächst folgenden 6. Brigade angehörende Bataillon gegen 8 Uhr auf dem Gefechtsfelde eingetroffen ist, dürfte richtig sein. Das I. Armeekorps, welches westlich Wavre im Biwak stand, setzte sich gegen 1 Uhr in Marsch; daß von ihm nur eine einzige Brigade ins Gefecht kam, lag keineswegs an dem verspäteten Aufbruch, sondern an anderen Umständen.

Namen-Verzeichniß.

Abkürzungen. Rgt. A. L.: Regiment Alt v. Larisch. 1. Elb-L. J. Rgt.: 1. Elb-Landwehr-Infanterie-Regiment.
Die arabischen Ziffern bedeuten die Seitenzahlen.

A.

Abrantes, Herzog von, s. Junot.
Allix, westf. Gen. 163, 231, 269, 272 ff.
v. Alvensleben, Kapt. 1. Elb-L. J. Rgt. 321, 387.
v. Auer, Hptm., Komm. des 3. Ostpr. Res. Bats. 84.
August, Prinz von Preußen, 323 ff.
Avesnes, Einschließung von, 323.

B.

Baaker van Leuen, westf. Kapt. 165.
Bähnisch, Auditeur im Rgt. A. L. 387.
v. Barfuß, Maj. Rgt. A. L. 349.
v. Bastineller, westf. Gen. 267, 269 ff., 380 ff.
v. Baurmeister, westf. Kapt. 165, 166.
Behrendes, S. Lt. 1. Elb-L. J. Rgt. 388.
Belle Alliance, Schlacht bei, 314 ff.
v. Benkendorf, russ. Ob. 273 ff.
v. Berenhorst, Fähnr. Rgt. A. L. 361.
Beresina, Uebergang über die, 215 ff.
Bertling, S. Lt. 1. Elb-L. J. Rgt. 389.
v. Beyer, S. Lt. Rgt. A. L. 358.
v. Bismarck, Oblt. u. Komm. des 1. Elb-L. J. Rgts. 294, 320, 386.
v. Bismarck, Stbs. Kapt. Rgt. A. L. 351.
v. Blankenburg, Stbs. Kapt. Rgt. A. L. 351.
Blücherſches Korps 1806, 49 ff., 81.
Blücher, Feldmarschall, Fürst, 303 ff.
v. Bobers, preuß. Offiz., später westf. Kapt. 121, 165, 230.
v. Böltzig, Ob. u. Flgl. Adjt. 42.
Bolle, S. Lt. 1. Elb-L. J. Rgt. 389.
Bongard, westf. Gen. 111, 114, 134, 150, 275, 380.
v. Borcke, Ob. u. Komm. Neumärk. Drag. Rgts. 323 ff.
v. Borcke, Lt. Rgt. v. Borcke (Nr. 30), Bruder des Johann v. Borcke 64 ff., 116; westf. Kapt. 290; Kapt. im 1. Elb-L. J. Rgt. 297, 326, 387.
v. Borcke, Lt. im Pomm. Huf. Rgt. 186, 376.
v. Borcke, Fähnr. Rgt. A. L. 361.
Borisow, bei — 1812, 207 ff.
Borodino, Schlacht bei, 187 ff.
v. Borstell, Ob. 49.
v. Borstell, westf. Oblt. 149.
v. Borstel, Kapt. 1. Elb-L. J. Rgt. 387.
v. Bosse, westf. Ob. 131, 155.
Bourke, Graf, franz. Kommandant von Givet 329 ff.
v. Boyneburg, Kammerherr, 7, 63.
Braunschweig-Oels, Friedrich Wilhelm, Herzog von, 73, 136 ff., 372 ff.
Bremen, in — 1809, 150 ff.
Bremer, S. Lt. 1. Elb-L. J. Rgt. 388.

Bremer, S. Lt. 1. Elb-L. J. Rgt. 389.
Brünck, Rgts. Quartiermstr. im Rgt. A. L. 366.
v. Bronikowski, Oblt. u. Flgl. Adjt. 42, 82, 83.
v. Bronikowski, Maj. 109, 110, 114.

C.

Charlemont, Citadelle von Givet, 327 ff.
v. Cöln, westf. Oblt. 188.
Cöln, in — 1813, 278 ff.
Colonna v. Walewsky, Fähnr. Rgt. A. L. 360.
v. Conrady, westf. Oblt. 193.
v. Crammon, westf. Oblt. 188.
Crovecke, Maj. im 3. Musk. Bat. Rgts. A. L. 364.
Czernitschef, russ. Gen. 268 ff., 379.
v. Czettritz, Kapt. 1. Elb-L. J. Rgt. 321, 338, 387.

D.

v. Dähne, S. Lt. Rgt. A. L. 355.
Damas, westf. Gen. 188.
Danloup-Verdun, westf. Gen. 157, 164, 191, 244, 245 ff., 255 ff., 269, 277 ff., 381.
Danzig und Neufahrwasser 1807, 77 ff.
Dennecke, S. Lt. 1. Elb-L. J. Rgt. 391.
Doelecke, Pr. Lt. 1. Elb-L. J. Rgt. 387.
Dresden, Schlacht bei, 262 ff.

E.

Eberding, Pr. Lt. 1. Elb-L. J. Rgt. 388.
Eblé, franz. Gen. 223.
v. Ebra, Gen. 291.
Ernst, Herzog von Gotha, 8.

F.

v. Felden, Gefr. Korp. Rgt. A. L. 363.
Feldmann, Kaufmann, 68 ff.
v. Friedensburg, Pr. Lt. Rgt. A. L. 352.
Friedrich Wilhelm III., König, 1. — in Pillau, 81. — in Memel, 95.
Fühlidans, Stbs. Kapt. im 3. Musk. Bat. Rgts. A. L. 365.
Füllgraf, westf. Gen. 209, 240.
v. Fürtenbach, Pr. Lt. Rgt. A. L. 353.

G.

Gadebusch, Ob. Stbs. Chirurg im Rgt. A. L. 366.
v. Gerhard, Frau, 236.
v. Gilsa, westf. Ob. 188.
Givet, Belagerung von, 327 ff.
Goedecke, S. Lt. 1. Elb-L. J. Rgt. 391.
v. d. Goltz, S. Lt. Rgt. A. L. 357.
v. Gontard, Pr. Lt. Rgt. A. L. 353.
Gratien, Korps des holländischen Generals, 133 ff., 373.
Große, S. Lt. 1. Elb-L. J. Rgt. 390.
Grouchy, franz. Marschall. Sein Korps, 315 ff.
Gruson, S. Lt. 1. Elb-L. J. Rgt. 389.
Gsellius, Pr. Lt. im 3. Musk. Bat. Rgts. A. L. 365.

H.

v. Hagen, S. Lt. Rgt. A. L. 358.
Hamburg, in — 1809, 154 ff.
v. Hammerstein, westf. Gen. 164, 201, 222, 241, 250 ff.
Hannover, in — 1806, 9 ff.
Hartung, Frau, 99 ff.
Hatzfeld, Fürstin, 11.
Hauschild, S. Lt. 1. Elb-L. J. Rgt. 391.

v. Heimroth, westf. Maj. 114.
v. Held, Kapt. Rgt. A. L. 349.
v. Heldritt, Kapt. Rgt. A. L. 350.
Hern, Pr. Lt. 1. Elb-L. J. Rgt. 388.
v. Hesberg, westf. Ob. 188.
Hessen, Kurfürst von, 286 ff.
Hessen-Rothenburg, Landgraf von, 159.
v. Heusch, Fähnr. Rgt. A. L. 360.
v. Heydebrand, S. Lt. Rgt. A. L. 356.
v. d. Heyden, Kapt. Rgt. A. L. 350.
v. Höhne, Graf, westf. Kriegsminister, 280 ff.
v. Hoffmann, S. Lt. Rgt. A. L. 354.
Hoppe, S. Lt. 1. Elb-L. J. Rgt. 390.
v. Horn, Stbs. Kapt. Rgt. A. L. 47, 346 ff., 351.
v. Horn, S. Lt. Rgt. A. L. 356.
Humbert, westf. Ob. 165.

J.

v. Jagow, S. Lt. Rgt. A. L. 32, 360.
v. Jagow, Maj. 1. Elb-L. J. Rgt. 308, 311, 386.
Jena, Schlacht bei, 24 ff.
Jerome, König von Westf., 104. — Sein Hof 117. — Seine Thätigkeit bei der Armee, 118, 136 ff., 158. — in Warschau 169, 171 ff., 248 ff., — in Cöln 1813, 278 ff.
Ilse, S. Lt. 1. Elb-L. J. Rgt. 391.
v. Ingersleben, Minister, 11.
Jungkurth, westf. Oblt. 159, 219.
Junot, Herzog von Abrantes, franz. Marschall, 172, 177, 178, 187, 194, 375 ff.

K.

Kalau v. Hoven, Fähnr. Rgt. A. L. 361.
v. Kamptz, Fähnr. Rgt. A. L. 362.
Kassel, in — 1808, 107 ff., 117 ff., 1813: 244 ff., 267 ff., 284 ff.
Kassel, Einnahme von — durch Czernitschef, 268 ff., 379 ff.
v. Keller, S. Lt. Rgt. A. L. 357.
v. Klein, Port. Fähnr. Rgt. A. L. 362.
v. Kleist, Gen., Gouv. von Magdeburg, 44, 47.
v. Kleist, Ob. u. Gen. Adjt. 81.
v. Knorr, westf. Oblt. 188.
Knorr, Pr. Lt. 1. Elb-L. J. Rgt. 387.
v. Koc, S. Lt. Rgt. A. L. 358.
Koels, S. Lt. 1. Elb-L. J. Regt. 389.
v. König, Fähnr. Rgt. A. L. 361.
v. Kornatzki, Port. Fähnr. Rgt. A. L. 362.
v. Koschenbahr, S. Lt. Rgt. A. L. 357.
Kowno, in — 1812, 232 ff.
v. Krafft, Gen. 303, 327 ff.
Krasnyi, in — 1812, 201 ff.
Krohlich, S. Lt. 1. Elb-L. J. Rgt. 389.
v. Krosigk, Lt. Rgt. A. L. 38, 102 ff., 255, 354.
Krossen, in — 1812/13, 242 ff.
Kruscheldorf, S. Lt. 1. Elb-L. J. Rgt. 390.
Kühle, Pr. Lt. 1. Elb-L. J. Rgt. 387.
Küntzel, Feldprediger im Rgt. A. L. 366.
v. Kynowski, Kapt. im 3. Musk. Bat. Rgts. A. L. 365.

L.

v. Langen, Fähnr. Rgt. A. L. 360.
v. Larisch, Gen. Lt. 4, 9, 20 ff., 348.
Laube, Gen. Chirurg im Rgt. A. L. 366.
v. Lepel, westf. Gen. 164, 188.
v. Lessel, Stbs. Kapt. Rgt. A. L. 347, 351.

v. Liebermann, Maj. Rgt. A. L. 349.
Ligny, Schlacht bei, 306 ff.
Lindenberg, S. Lt. 1. Elb-L. J. Rgt. 389.
Louise, Königin von Preußen in Pyrmont 1806, 13.
v. Lüderitz, Kapt. 1. Elb-L. J. Rgt. 387.
v. d. Lühe, Kapt. in d. Inv. Komp. d. Rgts. A. L. 365.

M.

Magdeburg, in — 1806, 44 ff.
v. Maltitz, Kapt. Rgt. A. L. 350.
Marggraff, Bats. Chirurg 1. Elb-L. J. Rgt. 391.
Marschall v. Bieberstein, Fähnr. Rgt. A. L. 361.
v. d. Marwitz, S. Lt. Rgt. A. L. 355.
v. Massow, S. Lt. Rgt. A. L. 355.
v. Mecklenburg, Lt. Rgt. A. L. 56, 357.
v. Mecklenburg, Frau, 57 ff.
v. Medem, S. Lt. Rgt. A. L. 358.
Mellin, Pr. Lt. 1. Elb-L. J. Rgt. 388.
Merker, Familie, 7, 110.
Meyer, S. Lt. 1. Elb-L. J. Rgt. 388.
v. Meyern, westf. Maj. 114.
v. Meyerinck, Maj. Rgt. A. L. 349.
Möhring, Feldprediger im Rgt. A. L. 366.
Mont d'Haure, Fort von Givet, 327 ff.
Montesquiou, Baron, 40.
Moreau, sein Tod, 263.
Morio, westf. Kriegsminister, 108, 124, 129.
Moschaisk, Standquartier in — 1812, 190 ff.
Mühe, Pr. Lt. 1. Elb-L. J. Rgt. 387.
v. Mühlmann, S. Lt. 1. Elb-L. J. Rgt. 390.
Müller, S. Lt. 1. Elb-L. J. Rgt. 388.
Murat, König v. Neapel, 183, 184.

N.

Namur, Gefecht bei, 320 ff.
Napoleon, Kaiser, Sein Erlaß 1812, 170, — bei Dorogobusch, 185, — in Moschaisk, 195, — bei Krasnyi, 202, 203, — an der Beresina, 216 ff., — in Molodetschna, 224, — bei Dresden, 259 ff.
v. Niebelschütz, Pr. Lt. Rgt. A. L. 353.

O.

v. Ochs, westf. Gen. 160, 161, 163 ff., 175, 176, 188, 209 ff., 238, 243, 377.
Odemar, Pr. Lt. 1. Elb-L. J. Rgt. 388.
Oelper, Gefecht bei, 140 ff., 372 ff.
v. Oppen, S. Lt. Rgt. A. L. 359.
v. Oranowski, Fähnr. Rgt. A. L. 360.
Orscha, in — 1812, 173 ff., 204 ff.
v. Owitzky, S. Lt. Rgt. A. L. 356.

P.

v. Pannwitz, Maj. Rgt. A. L. 6, 32, Bericht desselben, 344 ff., 349.
v. Pannwitz, S. Lt. Rgt. A. L. 359.
v. Pentz, westf. Ob. 252.
Peters, S. Lt. 1. Elb-L. J. Rgt. 389.
v. Petrikowski, S. Lt. Rgt. A. L. 360.
v. Pfuhl, westf. Ob. 262.
Pietge, S. Lt. 1. Elb-L. J. Rgt. 390.
Pillau, in — 1807, 81.
v. Pirch I., Gen. 303, 318 ff.
v. Pirch, Kapt. im 3. Musk. Bat. Rgts. A. L. 364.

Pott, S. Lt. 1. Elb-L. J. Rgt. 388.
Pracht, Stbs. Kapt. im 3. Musk. Bat. Rgts. A. L. 365.
v. Puttkammer, Stbs. Kapt. Rgt. A. L. 351.

R.

v. Rabiel, Hptm. im Braunschweigischen Korps, 374.
v. Reckow, Pr. Lt. Rgt. A. L. 353.
v. Reinbaben, Maj. Rgt. A. L. 349.
v. Reinbrecht, S. Lt. Rgt. A. L. 359.
Reinschmidt, S. Lt. 1. Elb-L. J. Rgt. 391.
Reubell, westf. Gen. 138 ff. — Seine Entlassung, 150, 373 ff.
Rocroy, Beobachtung von, 323 ff. — Einschließung von, 327.
v. Roebel, Pr. Lt. Rgt. A. L. 352.
v. Rohr, Kapt. Rgt. A. L. 350.
v. Rohtt, Maj. 1. Elb-L. J. Rgt. 386.
v. Romberg, Ob. 324 ff.
v. Rüchel, Gen. 14, 19 ff., 82.
Rüchelsches Korps, 20 ff. — Ordre de bataille desselben, 370.
Ruelle, westf. Ob. 156, 193.

S.

v. Saint-Paul, westf. Kapt. 165.
v. Salis-Soglio, S. Lt. Rgt. A. L. 357.
Schirwind, in — 1807, 85 ff. — 1812, 236 ff.
v. Schleicher, Maj. 1. Elb-L. J. Rgt. 312, 386.
v. Schlichting I., Gefr. Korp. Rgt. A. L. 363.
v. Schlichting II., Gefr. Korp. Rgt. A. L. 363.
v. Schmidt, Ob., Komm. d. Kolbergschen Inf. Rgts., 328.
Schrape, Unteroff. Rgt. A. L. 78.
v. d. Schulenburg-Bodendorf, S. Lt. 1. Elb-L. J. Rgt. 390.
v. Schulenburg-Kehnert, Gen. d. Kav., Graf, 9, 11, 13.
Schulz, Kapt. 1. Elb-L. J. Rgt. 387.
Schulz, S. Lt. 1. Elb-L. J. Rgt. 391.
v. Schweinitz, Gefr. Korp. Rgt. A. L. 363.
Seehausen, in — 1814, 297.
v. Seydlitz, Pr. Lt. Rgt. A. L. 353.
Simmers, S. Lt. 1. Elb-L. J. Rgt. 388.
Skerl, S. Lt. 1. Elb-L. J. Rgt. 389.
Smolensk, Schlacht bei, 179.
v. Sommerfeld I., Pr. Lt. Rgt. A. L. 352.
v. Sommerfeld II., S. Lt. Rgt. A. L. 356.
Stegmann, Dr., 70.
v. Steinäcker, westf. Rittmstr. 268, 281 ff.
v. Steinwehr, Pr. Lt. Rgt. A. L. 352.
v. Stockhausen, westf. Oblt. 188.
Streccius, S. Lt. 1. Elb-L. J. Rgt. 390.
Struve, S. Lt. 1. Elb-L. J. Rgt. 389.
v. Suckow, S. Lt. Rgt. A. L. 359.
v. Suckow, Port. Fähnr. Rgt. A. L. 362.
v. Sydow, Lt. Rgt. v. Grävenitz (Nr. 57), 66 ff., 83, 85, 99.

T.

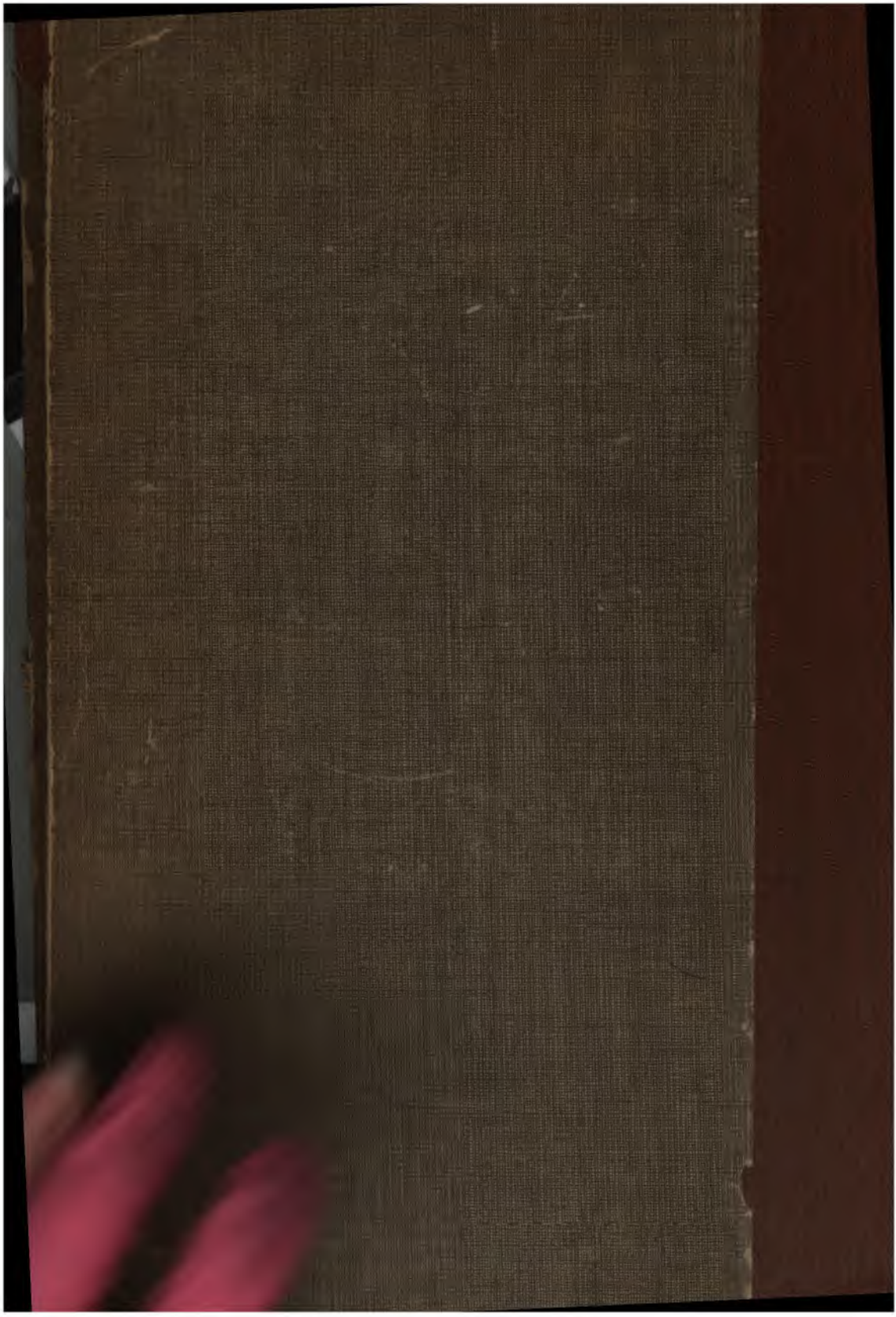
Tauentzien, Gen., Graf v., dessen Korps 1814, 298 ff.
Tels, Dr., Rgts. Chirurg 1. Elb-L. J. Rgt. 391.
Tharreau, westf. Gen. 163, 171, 187, 188.

DD 205 .B7 A3 C.1
Kriegerleben des Johann von Bo
Stanford University Libraries
3 6105 037 954 869

DD
205
B7A3

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

JUL 08 1993 -lw

6-28